



OSKAR BECK

UND ALLES WEGEN ALI

GESCHICHTEN ZU 50 JAHREN SPORT

Oskar Beck
Und alles wegen Ali

2021

Oskar Beck
Und alles wegen Ali
© 2021 local global GmbH , Stuttgart

1. Auflage
erschienen bei Edition Debuts
Juli 2021

local global GmbH, 70178 Stuttgart

Druck und Bindung: Alfaprint s.r.o.
Printed in Slovakia

ISBN: 978-3-9820948-2-3

OSKAR BECK

**UND
ALLES
WEGEN
ALI**

GESCHICHTEN ZU 50 JAHREN SPORT

INHALT

DER KAMPF DES JAHRHUNDERTS Und alles wegen Ali	13
CORONA-SEUCHENHILFE „Der Papa ist nur noch daheim, und das ohne Fußball“	17
DIEGO MARADONA IST TOT Das letzte Hemd und die „10“	22
JOGI LÖW UND DIE ZÄHEN ALTEN „Man wird mich mit Fußtritten davonjagen müssen“	26
BLACK POWER 1968 „Sie werden auf dem Podium keinen erschießen, der fröhlich ist“	30
JOSE MOURINHO „Hatten Sie einmal Zeit, Philosophen zu lesen?“	36
MIKE TYSON UND DER PREIS DES RUHMS „Champ, für mich warst du größer als Ali!“	39
FRANZ BECKENBAUER „Harry, des derfst alles net so ernst nehmen“	43
BUD SPENCER Ein Bad für Bud	48
DAS SPIEL DES JAHRHUNDERTS „Ita-lia! Ita-lia!“	52
SERGIO RAMOS/DAVID BECKHAM Welche Botschaft sticht man(n) sich in sein bestes Stück?	56
WLADIMIR KLITSCHKO „Lasst mich noch ein paar Tage überlegen“	60
ULI HOENESS „Was ich bin, bin ich durch die Wurst geworden“	65
BEN JOHNSON „Nach dem Rennen, Ben“	68
LUKAS PODOLSKI UND DIE ZENSUR „Es gilt das gestrichene Wort“	73

DER RAF-RICHTER UND DAS ERSTE NACHKRIEGSLÄNDERSPIEL	77
„Es war ein Kampf ums Dasein“	
RICHARD HOFMANN	82
König Richard und die Stasi	
GERD MÜLLER	87
„Ich könnte heulen“	
HELMUT HALLER UND DAS WEMBLEY-TOR	93
„Dieser gierige Kraut“	
MARIA SHARAPOVA	96
Die Sünderin - ab heute wieder im Kino	
GOTTHILF FISCHER UND DAS WM-FINALE 1974	100
„Block E 2, Stehplatz, Preis 15 Mark“	
BORIS BECKER	104
„Vielleicht war er zu jung, um zu wissen, dass er zu jung war“	
DIEGO MARADONA	110
„Ich habe Gott gesehen“	
DIETMAR HOPP	114
„Hornochsen!“	
CARLO ANCELOTTI UND DER EFFE-FINGER	120
„Haben Sie ihn wirklich gezückt?“	
TOM BRADY UND DIE QUARTERBACKS	123
„Hoffentlich hat Tom sich nicht das Rückgrat gebrochen“	
UWE SEELER	127
„Im Frühtau zu Berge wir zieh`n“	
STEFFI GRAF	131
„Wenn es sich ergibt, trainiere ich jetzt mit Männern“	
HANS-GEORG SCHWARZENBECK	135
„Woaßt eh, wie 's is“	
GUSTAV SCHOLZ	140
„Bubi ist in der Stadt“	

CRISTIANO RONALDO	145
Spielt Ronaldo mit hohen Absätzen?	
HANS BLICKENSDÖRFER	148
„Ich dachte, ich höre Poesie, ich höre Shakespeare“	
MIROSLAV KLOSE	152
„Weiß einer, wo Garrincha wohnt?“	
DIE SCHANDE VON GIJON 1982	157
„Alle verhaften“	
KATARINA WITT	160
„Ach wissen Sie, das ist so yesterday“	
ARIE HAAN	164
„Ich war der Deutsche“	
DIETER BAUMANN UND HEIKE DRECHSLER	169
„Zu euch Dopers setze ich mich nicht an den Tisch“	
DER BUNDESLIGASKANDAL 70/71	173
„Du kommst nur noch nach Hause, um die Unterhosen zu wechseln“	
GEORGE BEST	180
„Maradona good, Pele better, George Best“	
ANGELO DUNDEE	184
„Angelo ist kein Weißer, Angelo ist Italiener“	
ANGELA MERKEL UND GERHARD SCHRÖDER BEIM FUSSBALL	189
„Hallo, Mutti!“	
PELE	193
Sogar der Ball bat Pele um ein Autogramm	
CHUCK WEPNER	197
„Ich bin der wahre Rocky“	
OLIVER KAHN	200
„Es wird mich ein paar Tage quälen“	
REINHOLD MESSNER	204
„Ein Anarchist kann keinen Spießbürger mitnehmen“	

MAX MERKEL	208
„Den FC Bayern könnt` auch ein Spazierstock trainieren“	
JENNIFER LOPEZ, SHAKIRA UND DAS SUPERBOWL-FINALE	212
„Der Zirkus ist da, mit Killern und Königen“	
GÜNTER NETZER	216
„Das war doch Standfußball!“	
JOACHIM LÖW	220
War der blaue Glückspullover geklaut?	
FERENC PUSKAS	226
„Ich mit Fritz, wir hätten gewonnen alles“	
LEBRON JAMES	230
„Let’s go, Heat!“	
LIONEL MESSI	234
„Du musst ein Glückspilz sein, Hernan“	
GARY LINEKER	237
„Aber im Cricket sind die Deutschen Krücken“	
ROSI MITTERMAIER	241
„Du stehst doch eher auf Blonde“	
HARALD SCHUMACHER	245
„Warum nicht käufliche Schöne einladen?“	
DIETER KÜR TEN UND DIE ZDF-TORWAND	249
„Stopp, stopp, Herr Allemann, Sie müssen oben schießen!“	
REINER CALMUND	255
„Leicht wie ein Flöckchen, viel Platz im Röckchen“	
GERTRUDE EDERLE	259
„Swim, Mädle, swim!“	
JÜRGEN KLINSMANN	264
„Verzeihen Sie, dass ich Sie für einen Idioten hielt“	
HANS GÜNTER WINKLER	268
„Gemein: Halla zu Seife verarbeitet!“	

PAUL BREITNER	272
„Hören Sie auf mit dem Schmarren!“	
ALI VS. DUNN, 1976	278
„Herrgottssack, wann fangen die endlich an?“	
RALF RANGNICK UND RONALDO	282
„Überfallen Sie notfalls eine Bank, aber kaufen Sie ihn!“	
ARMIN HARY	285
„Selbstbewusstsein war ausreichend vorhanden“	
ANDREAS BREHME	289
„Wieso Angst? Ich bin halt hin und hab` geschossen“	
MICHAEL SCHUMACHER	292
„Schumi, gib Gummi!“	
JUPP HEYNCKES	295
„Habt Ihr Jungs zufällig Drogen?“	
BILLIE JEAN KING IM GESCHLECHTERKRIEG	299
„Okay, lass es uns klären!“	
OTTO REHHAGEL	303
„Ich will mehr als die Schornsteine sehen“	
JOHAN CRUYFF	307
„Ich bin ein Spätzlesvertreter aus Stuttgart“	
MATTHIAS BEHR	312
„Ich ließ die Rolläden runter und saß im Dunkeln“	
FRITZ WALTER	317
„Friedrich, es regnet!“	
SAMI KHEDIRA UND DER WETTlauf UMS WM-TICKET	322
„Khedira führt, knapp vor Ihnen“	
JOACHIM DECKARM	325
„Jo, wieviel ist 12 plus 5?“ - „17“, sagt Jo	
ULI HOENESS	329
„Hoeneß! Hoeneß! Hoeneß!“	

JAN ULLRICH „Ich habe nie gedopt“	335
HANS KRANKL UND DIE SCHMACH VON CORDOBA „De Deitschn hammas zaagt“	339
RUDI VÖLLER „Ruuuuuudi!“	343
BODO ILLGNER UND REAL MADRID „Und Brahms auf der Reservebank“	348
ERNST HUBERTY UND DIE „SPORTSCHAU“ „Guten Tag, in der Bundesliga gab es heute wieder acht Spiele“	353
JÜRGEN BLIN UND DIE MÖRDER „Mensch, Jürgen, du lebst ja noch!“	359
HORST HRUBESCH „Dorschangeln vom Boot und an den Küsten	362
MATTHIAS SAMMER UND DIE DEUTSCHE WENDE „Was, die Mauer ist weg?!“	366
DIRK NOWITZKI „Man muss immer daran glauben, dass der nächste Wurf sitzt“	371
REINHARD HÄFNER „Mein Gott, was ist in diesem Kopf vorgegangen?“	375
MARCO MATERAZZI UND DIE LIPPENLESER „Sag mal, Leo, ist heute Dienstag?“	379
MIKE TYSON BOXT WIEDER „Ich bin nicht dick, das sieht nur im Fernsehen so aus“	383
CHRISTOPH DAUM „Wenn kein Wind weht, fällt die Regatta aus“	387
MAX PLANER UND DAS TRAUMSCHIFF „Wenn ich Opa bin, kann ich sagen: Ich war im Deutschland-Achter“	391
RUDOLF KREITLEIN „Ich habe die Beleidigung an seinem Gesichtsausdruck abgelesen“	396

BIBIANA STEINHAUS	400
Sind Blondinen die besseren Schiedsrichter?	
BASTIAN SCHWEINSTEIGER/ANA IVANOVIC	403
„Gefestigte Paarbeziehung“	
JESSE OWENS UND DIE HARLEM GLOBETROTTERS	407
„Als die Clowns in den Kalten Krieg zogen“	
JIMMY CONNORS UND JOHN MCENROE	412
„Come on, Jimbo!“	
NACHWORT	416
„Wie die Welt sich verändert hat“	
ÜBER DEN AUTOR	424
BILDNACHWEISE	425
PERSONENREGISTER A-Z	427



8. März 2021

Heute ist ein großer Geburtstag: Der „Kampf des Jahrhunderts“ wird Fünfzig. Muhammad Ali hat damals gegen Joe Frazier verloren, und auch für mich war es eine traurige Nacht. Denn Ali war mein Held. Er hat mir den Weg in den Beruf geebnet und dafür gesorgt, dass ich jetzt hier über den linken Haken schreibe, der am 8. März 1971 sein und mein Kinn traf.

Und alles wegen Ali

Es gibt Tage, die man sein Leben lang nicht vergisst. An solchen Tagen wird derart die Welt bewegt, dass wir das Gefühl haben, es sei gestern gewesen - selbst wenn es schon fünfzig Jahre her ist.

Wo waren Sie am 8. März 1971?

Vermutlich dort, wo auch ich war, auf dem Sofa, vor dem Fernseher. Die Geschehnisse meiner Hochzeitsnacht habe ich vergessen, aber nie diese Nacht. Die Couch war grünschwartz gepolstert, und warm war die Decke, die ich mir aus dem Bett mitgebracht hatte. Aber was erzähle ich da, jeder ernsthafte Sportsfreund hat die Situation selbst erlebt, und in seinem Lied „Es lebe der Sport“ hat Rainhard Fendrich diese Einsamkeit später in seiner Wiener Mundart einfühlsam besungen, hören wir kurz rein:

*„Mutterseeln allanich sitzt er da bis in die Frua
und schaut beim Boxen zua.“*

Bis in alle Herrgottsfrüh bin auch ich dagehockt, und in den Jahren danach in vielen weiteren Nächten. Die Stimmungstöter und Nörgler werden jetzt sagen, dass kein gut durchbluteter Mensch sich freiwillig die Nacht um die Ohren schlägt, nur weil sich zwei Boxer die Fäuste um dieselben schlagen, aber in dem Fall lagen zwei triftige Gründe vor: Muhammad Ali und Joe Frazier.

„Fight of the Century“ stand dick auf den Plakaten, und im Madison Square Garden in New York hat besagter Kampf des Jahrhunderts stattgefunden, dieser erste Schlagabtausch zwischen Ali und Frazier. Das erste Mal ist immer unvergesslich, wie der erste Kuss. Aber am wenigsten werde ich die grelle rote Hose von Ali und die glitzernde grüne von Frazier vergessen, und schon gar nicht den fürchterlichen linken Haken, der mich voll erwischt hat, in der fünfzehnten und letzten Runde. Es war nicht mein Kinn, das er traf, es war das von Ali, aber es tat weh.

Denn Muhammad Ali war mein Held. Er war es spätestens, seit ich kurz zuvor verzweifelt nach einem vernünftigen Beruf gesucht hatte und eines Morgens auf gut Glück zur `Waiblinger Kreiszeitung` gefahren war, dort die Treppe hochstieg, beim Chefredakteur Richard Retter an die Tür klopfte und sagte: „Ich will Journalist werden.“

„Schreiben Sie mir zur Probe mal was“, schlug er vor, „irgendwas, was Sie wollen.“ Ich fuhr wieder heim, schrieb irgendwas über Muhammad Ali, brachte es zur Post, und tags darauf schellte das Telefon und der Chefredakteur Retter sagte: „Sie können morgen anfangen.“

Ich liebe Muhammad Ali, er hat mir den Weg ins Leben geebnet. Aus Dankbarkeit habe ich in meinem Büro ein Poster des lebensgroßen Ali an die Tür genagelt, und es hängt heute noch dort. Er war der Größte, Beste und Schönste, und Norman Mailer hat nicht nur „Die Nackten und die To-

ten“ geschrieben, sondern wegen Ali auch noch das Machtwort gedichtet: „Der Weltmeister im Schwergewicht ist der große Zeh Gottes.“

Mailer hatte am Ring seinen Stamplatz in jenen glorreichen Tagen und epischen Nächten, in denen sich der Größte und die zwei anderen Giganten, Joe Frazier und George Foreman, in insgesamt sechs grausam faszinierenden „Kämpfen des Jahrhunderts“ begegnet sind. Jedesmal war es großes Schauspiel, Drama und Tragödie, circa 600 Millionen Menschen in aller Welt saßen vor dem Fernseher, egal, wieviel Uhr es war, und in Deutschland haben nachts mehr Wecker gerasselt als bei der ersten Mondlandung. Beim „Rumble in the Jungle“ zwischen Ali und Foreman in Kinshasa brach sogar der telefonische Weckdienst der Bundespost zusammen, und über den früheren Bayernpräsidenten Willi O. Hofmann („Champagner-Willi“) kursiert das glaubhafte Gerücht, dass er in seiner Münchner Villa mitten in der Nacht einmal zu einer rauschenden Party einlud, einen Boxring aufbaute und vier Fernseher hineinstellte.

Dabei war Ali anno `71 schon längst nicht mehr der Alte. „Den besten Ali haben wir nie gesehen“, hat sein Trainer Angelo Dundee später bedauert, „nur Gott weiß, wie gut er wirklich war.“ Als Cassius Clay war er Olympiasieger und Weltmeister geworden, als Muhammad Ali zum Islam übergetreten, und dann verweigerte er in der Zeit des Vietnamkriegs den Wehrdienst, verlor seinen Titel und wurde gesperrt. Das Gefängnis blieb ihm erspart, aber vier Jahre durfte er nicht boxen, im besten Alter. Danach war er nicht mehr der blitzschnelle Geschmeidige, der mit herunterhängenden Armen durch den Ring tanzte, wie ein Schmetterling flatterte und zustach wie eine Biene. Vorbei waren die Zeiten, als Ali sagte: „Wenn ich an der Tür das Licht ausknipse, bin ich im Bett, noch ehe die Lampe aus ist.“

Jung war jetzt Joe Frazier.

Frazier war in Alis Abwesenheit Weltmeister geworden. „Smoking Joe“ stand immer unter Volldampf, war immer dicht am Gegner, und seine linken Haken feuerte er heraus wie Sylvester Stallone in „Rocky“. Weiß eigentlich einer, dass die Kinoszene mit den gefrorenen Rinderhälften, die Rocky beim Training in einem Schlachthof in Philadelphia verprügelt, geklaut ist aus dem frühen Boxerleben des Schlachtergesellen Frazier?

Eigentlich waren Ali und Frazier gut befreundet. Während Alis Verbannung hatten sie sich einmal heimlich getroffen, zu einer Spritztour im Auto, Frazier saß am Steuer, und auf dem Beifahrersitz sagte Ali, der dringend einen dicken Zahntag brauchte: „Du und ich, wir wären eine gute Show.“

**“ Du und ich,
wir wären eine
gute Show**

„Okay“, nickte Joe, „lass es uns machen.“

Ali bestritt dann, als er wieder boxen durfte, zunächst ein paar Aufbaukämpfe. Eine Niederlage gegen Frazier hielt er für gänzlich ausgeschlossen. Bis zu diesem linken Haken in der 15. Runde. Ali kippte um wie ein gefälltter Baum. Er stand wieder auf, aber er verlor nach Punkten - und schwor, erstmals in seiner Karriere besiegt und tief in seiner Ehre als Größter und Großmaul gekränkt, bittere Rache.

Die Freundschaft der beiden krümmte sich plötzlich unter Tiefschlägen. Ali beschimpfte Frazier als „Gorilla“ oder an besonders hässlichen Tagen als „Uncle Tom`s Nigger“. Die Bosse des Boxgeschäfts rieben sich glücklich die Hände, die Fehde war Gold wert. Und die Kuh wurde gemolken, solange sie Milch gab. Ihrem Jahrhundertkampf von 1971 folgten zwei weitere Kämpfe, zunächst die Revanche 1974 (die Ali erfolgreich gestaltete) - und schließlich der mörderische „Thrilla in Manila“ anno `75, über den sich die medizinische Forschung heute weitgehend einig ist, dass er für beide Boxer der berüchtigte eine Kampf zuviel war.

Dieses dritte Duell gilt unter Sachverständigen als der brutalste Schlagabtausch der Boxgeschichte. Kampfunfähig torkelte Ali am Ende der 14. Runde in die Ecke. „Cut them off!“, bettelte er Angelo Dundee an, schneid mir die Handschuhe auf, mach Schluß. „Wir warten noch“, zögerte Dundee - und im nächsten Moment sagte Eddie Futch, der Trainer des halb blinden und schier bewusstlosen Frazier in der anderen Ecke: „Mein Sohn, es ist genug.“ Während Futch das Handtuch warf, brach Ali vis a vis vor seinem Schemel zusammen. „Ich habe“, sagte er anderntags, „den Tod gesehen.“

Der Tod hat Ali und Frazier inzwischen geholt. Aber vorher, und das ist die tröstliche Nachricht, sind sich beide wieder nähergekommen. Bei einem NBA-Basketballspiel sind sie sich begegnet, und der Dialog, der sich dabei ergab, deutet darauf hin, dass sie am Ende wieder in der Lage waren, miteinander zu lachen.



„Joe“, fragte Ali, „sind wir immer noch aufeinander böse?“

„Ja“, antwortete Frazier, „wie wär`s mit ein paar Runden? Ich weiß, du bewegst dich nicht mehr gut, aber ich kann dir ja sagen, wann du dich ducken musst.“ Es war Joe Fraziers letzte Anspielung auf seinen linken Haken damals am 8. März 1971, in der letzten Runde.



23. April 2020

Der Fußball wird in der Quarantäne wieder zum Opium fürs Volk. Geisterspiele retten uns über die Seuche hinweg, und das goldene WM-Tor von Mario Götze wird nochmal als Dosenkost serviert - für Millionen Ausgehungerte wie dich, mich und Horst Eckel, den letzten Überlebenden des Wunders von Bern.

„Der Papa ist nur noch daheim - und das ohne Fußball“

Zwölf Uhr mittags. Die Wüste glüht, sie hat hohes Fieber. „40 Grad“, sagt jemand. Irgendwo in der Steppe steht ein Schild, dessen Pfeil ins Nichts zeigt: „Tombuktoo 52 jours.“ 52 Tage bis Tombuktoo. Die Wüste dampft.

„Seit acht Wochen bin ich jetzt hier“, stöhnt Richard Harris.

Im Kino war er früher der Mann, den sie Pferd nannten, und jetzt legt er da draußen im Nirgendwo die gegerbte Haut seines Charakterschädels in

Falten. Seit einer kleinen Ewigkeit befindet er sich nun schon hier, nahe am Ende der Welt, sie verfilmen die Bibel, das Alte Testament, und der Hollywoodstar Harris spielt die Rolle des Stammvaters Abraham. Die Opferszene mit Isaak ist gerade zu Ende gedreht und im Kasten, es ist Drehpause, und der alte Leinwandheld lässt sich auf seinen Stuhl fallen und sagt, dass wir Reporter nun losschießen können mit unseren Fragen.

„Erzählen Sie uns etwas zu Ihrer Rolle?“, bittet ihn die Kollegin von der Londoner „Times“.

Der raue Ire gießt sich einen Schluck Wasser in die trockene Kehle, reibt sich mit dem Ärmel den Mund ab, hebt grübelnd den Blick, und seine Antwort fällt verblüffend aus. „Erzählen besser Sie mir“, verlangt Harris von der Frau aus London, „wieso ihr Engländer gegen die Amerikaner im Fußball verloren habt.“

Und da soll es tatsächlich immer noch Leute geben, die diesen Sport für die unwichtigste Nebensache der Welt halten. In Wahrheit fliegt der Fußball überall hin, sogar bis tief hinein ins ausgedörrteste Flussbett der marokkanische Sahara, wie an jenem heißen Tag im Juni 1993. Da sitzt einer da draußen tief in seiner Einsamkeit, Quarzazate heißt der Flecken, bis Marakesch sind es mit dem Auto über den Tizi-n-Tichaka-Paß vier Stunden (falls kein Sandsturm dazwischenkommt), seit acht Wochen spielt Harris dort fern der Heimat nun schon den Abraham, daß ihm in der Bruthitze fast das Hirn austrocknet - und was ist sein dringlichstes Problem, als er wieder den ersten zivilisierten Engländer sieht: Warum habt ihr Armleuchter beim US-Cup gegen die lausigen Amis 0:2 verloren?

König Fußball regiert die Welt.

Warum das so ist? Weil er ein einfaches Spiel ist. Jeder kapiert es. So ist der Fußball zum letzten Bindeglied einer auseinanderklaffenden Gesellschaft geworden, von Hinz bis Kunz zieht er alle in seinen Bann, die Welt ist ein einzig Volk von Fußballverrückten, egal ob arm oder reich, dick oder dünn und dumm oder doof. Ottmar Hitzfeld, der alte Meistertrainer, hat diese Einigkeit so beschrieben: „Ich kann mich nicht erinnern, dass zwei Menschen aus völlig unterschiedlichen Kreisen Arm in Arm aus einem Opernhaus, einem Museum oder dem Bundestag gekommen sind.“

Aus dem Stadion schon.

Allerdings nur, solange Zuschauer hineindurften. Das ist in diesen verseuchten Zeiten nun plötzlich ganz anders, und der Monarch Fußball spürt den Gegenwind, seine Privilegien sind für viele unerträglich. Die Millionäre in kurzen Hosen dürfen einfach weiterspielen und ungebremst fette Kasse machen, während der Rest der Welt so gut wie gar nichts mehr

darf. Sein Argument, dass er den leidenden Menschen ja das saure Leben versüßt, indem er zum Spaßbringer wird, wird nur von der Hälfte akzeptiert und goutiert - für die anderen wird der Spaß da zum Schimpfwort, und fuchsteufelswild würden sie dem Ball am liebsten die Luft ablassen mit Unworten wie ungesund, unerhört, untragbar, ungerecht und unnötig.

Haben die Kritiker Recht - wäre ein Leben ohne Fußball in Zeiten der Pandemie ein Gebot der Verantwortung und Vernunft?

Jein, sagt da knallhart Richard David Precht. Der Philosoph hat die ZDF-Talkshow „Lanz“ dieser Tage zu der Erkenntnis genutzt: „Der Fußball ist eigentlich unwichtig - aber er ist psychologisch wahnsinnig wichtig.“

Das Wohlbefinden der Nation und ihrer Bürger, spüren Kopf- und Seelenforscher, hängt durchaus davon ab, ob der Ball rollt oder ruht. Das zur Zeit vielleicht typischste und abschreckendste Beispiel ist Horst Eckel. Als letzter Überlebender des WM-Wunders von Bern anno '54 schottet sich der 88jährige in der häuslichen Isolationshaft im pfälzischen Vogelbach derart ab, dass Tochter Dagmar sich in „Bild“ schon sorgt: „Der Papa wird langsam ungeduldig. Nur daheim - und das ohne Fußball.“

Wie wichtig das Spiel mit dem runden Ding ist, merkt man vor allem dann, wenn nicht gespielt wird, also üblicherweise in der Sauregurkenzeit der Sommer- und Winterpause. Trübsinnig ist dann so manches Leben, von schweren Tragödien wird berichtet, viele fallen jedesmal in ein tiefes seelisches Loch, das lediglich noch befüllt ist mit den drei großen L`s: Leere, Lustlosigkeit und Langeweile. Und nun auch no das: Lockdown.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich brauche als ausgehungerter Süchtiger jetzt langsam wieder meinen Fußball, egal wie. Selbst ein Geisterspiel vor leeren Rängen kommt mir mittlerweile durchaus vor wie eine geeignete Alternative zu meinen täglichen Kniebeugen bei der Heimgymnastik, und ich lasse mich vom Fernsehen gegen den Entzug sogar mit Dosenkost füttern. Weite Teile Deutschlands haben sich kürzlich wie elektrisiert vor den Bildschirmen geschart, denn aus dem Maracana-Stadion in Rio wurde uns das WM-Finale von 2014 nochmal live übertragen. Als Ma-



rio Götze in der 113. Minute in die Flanke von Andre Schürrle spurtete, den Ball butterweich an der Brust abtropfen ließ und ihn dann, exakt wie vor sechs Jahren, vollends akrobatisch in den argentinischen Kasten zauberte, schwärmte ein Kollege in der `Welt am Sonntag` wie zu Apfelmus gerührt: „Das ersetzt 100 Stunden beim Psychotherapeuten, ein Jahr Yoga und drei Livekonzerte von `Metallica`.“ Oder zehn Strecksprünge beim Heimспорт.

So ein Kick aus der Konserve dämpft die lähmende Langeweile des Alltags. Das ist ungefähr wie in „Easy Rider“, dem Road-Movie aus den 1960ern, dort sagt Peter Fonda zu Jack Nicholson, während er sich genüsslich seinen Stengel aus Gras dreht: „Morgens ein Joint, und der Tag ist dein Freund.“ So ist es auch mit dem Fußball, er ist Opium fürs Volk. Haben Sie neulich in der „Sportschau“ nochmal den 4:1-Sieg gegen die Engländer bei der WM 2010 genossen - und auch diesmal wieder hemmungslos gewiebert, als der Ball nach Frank Lampards Schuss von der Latte nach unten krachte und einen Meter hinter Manuel Neuer zum 2:2 im deutschen Kasten einschlug, der uruguayische Schiedsrichter sich aber mannhaft weigerte, das Tor anzuerkennen?

“Das ersetzt 100 Stunden beim Psycho- therapeuten

Solche Lachsalven gönnt uns in diesen trostlosen Zeiten nur der Fußball. Trotzdem wird er neuerdings garstig beschimpft, wobei man bei manchem unzufriedenen Kritiker nicht immer genau weiß, ob er gegen die Privilegien der kickenden Großverdiener demonstriert oder eher für sein Recht auf schlechte Laune. So oder so, der Frust sucht sich ein Ventil, und der Ball hat eines. Man kann verdammt viel Luft bei ihm ablassen, und verdammt viele Emotionen, sogar solche, die man gar nicht hat. „Ich fühle nichts“, hat neulich der Kollege eines großen Nachrichtenmagazins über seine Empfindungen in puncto Geisterspielen schwarz auf weiß offenbart - bevor womöglich ein Leser auf die Idee kommen könnte, dass es im Fußball zur Zeit auch noch ein Gefühl oberhalb der Grasnarbe gibt.

Solche Lachsalven gönnt uns in diesen trostlosen Zeiten nur der Fußball. Trotzdem wird er neuerdings garstig beschimpft, wobei man bei manchem unzufriedenen Kritiker nicht immer genau weiß, ob er gegen die Privilegien der kickenden Großverdiener demonstriert oder eher für sein Recht auf schlechte Laune. So oder so, der Frust sucht sich ein Ventil, und der Ball hat eines. Man kann verdammt viel Luft bei ihm ablassen, und verdammt viele Emotionen, sogar solche, die man gar nicht hat. „Ich fühle nichts“, hat neulich der Kollege eines großen Nachrichtenmagazins über seine Empfindungen in puncto Geisterspielen schwarz auf weiß offenbart - bevor womöglich ein Leser auf die Idee kommen könnte, dass es im Fußball zur Zeit auch noch ein Gefühl oberhalb der Grasnarbe gibt.

Die Debatte spaltet mittlerweile sogar unsere Zunft der Sportjournalisten. Dabei gehen wir Älteren wesentlich gnädiger mit dem Fußball um, aufgrund alter Dankbarkeit. Denn mit Grausen denken wir zurück in die demütigenden Zeiten, als man uns im Kollegenkreis in völliger Missachtung jeglicher politischen Korrektheit (jetzt bitte kurz weghören) noch ungestraft die „N**** der Redaktion“ nannte. Die geistigen Eliten im Feuilleton schauten damals mitleidig bis verächtlich auf uns herab und bescheinigten uns keinen Kopf, sondern einen Ball auf dem Hals. Bis dann urplötzlich

lich der Siegeszug der Bundesliga begann. Die Auflagen und die Einschaltquoten stiegen senkrecht und rasant - und wir vom Fußball haben die Kollegen aus den Kulturressorts fortan sozusagen durchgefüttert.

Was sie uns, der Mensch ist so, insgeheim nie verziehen haben. Und ihren heiligen Zorn hat keiner je vergnüglicher auf die Schippe genommen als der unvergessene Stuttgarter Sportkolumnist und Romanschriftsteller Hans Blickensdörfer („Die Baskenmütze“) - wenn „Bli“ in Fahrt war, steckte er sich eine Gauloise an und brud-



delte: „In der Turnstunde hingen die Flaschen wie ein nasser Sack am Reck, heute sitzen sie im Feuilleton und rächen sich am Sport.“

Vor allem am Fußball. Der muss sich gut anschnallen in diesen verfluchten Seuchenzeiten, das Virus der Verbissenheit steckt neuerdings sogar schon die Leserbriefschreiber an. Als ich kürzlich einmal vorsichtig den Kopf aus der Deckung nahm und es wagte, mich mit meiner ungebrochenen Sympathie zum Fußball zu outen, nahm mir eine Godelind P. sofort mit dem militanten Mittelfinger den Wind aus den Segeln: „22 unattraktive Typen rennen wie blöde einem Ball hinterher.“

Aber auch die anspruchsvolle Godelind wird dieses blöde Spiel vermutlich nicht klein kriegen. Zu perfekt ist der Fußball als Manöver zur Ablenkung von den eigentlichen Problemen des Lebens. In den glorreichen Borussenzeiten in Mönchengladbach hat der Pfarrer Erlemann nach einem Sieg sogar einmal die Glocken geläutet. Und selbst wenn ein Fan in Schalke vielleicht keine Arbeit mehr hatte, hatte er immer noch Schalke. „Dat is mein Leben, dat is wie Relijion!“, hat einmal einer berauscht in eine TV-Kamera gerufen. Und als Stan Libuda noch als Ersatzgott auf Rechtsaußen dribbelte, pinselte ein tief gläubiger Fan den Bibelspruch an eine Schalker Hauswand: „An Jesus kommt keiner vorbei, außer Libuda.“

Nichts anderes hat uns auch Richard Harris damals in der Wüste in Marokko sagen wollen, bevor er dann auf seine Rolle als Stammvater Abraham zu sprechen kam.



30. November 2020

Diego Maradona ist tot - und im Namen vieler Trauernder verlangt ein bekannter Trainer, dass der Fußball auch die sagenhafte Rückennummer des Argentiniers begräbt.

Das letzte Hemd und die „10“

Wenn ein Fußballklub Stil hat, dann der in Stuttgart. Die Schwaben schwören auf die hohe Schule des geschmackvollen Schenkens. Man muss beispielsweise nur als alternder Journalist einen runden Geburtstag feiern, und schon wird man für sein Lebenswerk belohnt mit einem weißen VfB-Trikot, der rote Bruststring ist mit einer leuchtenden „10“ beflockt, und darunter steht Ocke.

Ocke ist mein Spitzname, kurz und zackig. Er klingt so zündend wie Pele, passt also perfekt zu diesem Hemd mit der „10“.

Mehr Glück kann man sich nicht wünschen im Fußball, und so, wie es aussieht, habe ich das Trikot gerade noch rechtzeitig bekommen - denn der portugiesische Trainer Andre Villas-Boas von Olympique Marseille hat die-

ser Tage im Gedenken an Diego Maradona verlangt: „Ich möchte, dass die FIFA die Rückennummer 10 nicht mehr vergibt.“

Was man als Kind erlebt, vergisst man nie, und Villas-Boas war ein neun-jähriger Bub, als er den virtuosens Argentinier anlässlich der WM 1986 zaubern sah. Damals in Mexiko startete Maradona, behütet von der Hand Gottes, im Spiel gegen England an der Mittellinie zum verrücktesten Solo in der Weltgeschichte des Fußballs. Wie hautenge Verbündete schlängelten sich der Geniale und der Ball durch die gegnerischen Verteidigungslinien, der Göttliche dribbelte an fünf bis sechs Slalomstangen und am Torwart Shilton vorbei, und sogar im fußballfernen Amerika sorgt das von der FIFA später zum „Tor des Jahrhunderts“ gekürte Kunststück für einen Kleinkrieg zweier Reporter. Für sein atemberaubendes Solo, behauptete ein Journalist aus Baltimore, habe Maradona 12,5 Sekunden gebraucht, aber ein Kollege aus New York konterte: „Nein, er hat 11,3 Sekunden gebraucht und den Ball 14 Mal berührt.“

Absolut sicher ist nur, dass Andre Villas-Boas während jener WM neun Jahre alt war. Und ich ahne ziemlich genau, was er jetzt verspürt, denn auch ich war neun, als ich bei der WM 1958 im Fernsehen erstmals Pele sah. Alle Fußballverrückten unter uns Buben haben den kompletten Namen des brasilianischen Hexers sofort fehlerlos auswendig gelernt und in ihrem Nachtgebet als Edson Arantes do Nascimento vorwärts und rückwärts aufgesagt - und unsere Mütter mussten uns eine „10“ auf das Turnleibchen nähen.

Nie mehr sollte ein Fußballer diese „10“

tragen, fordert jetzt der in der Branche äußerst geschätzte Villas-Boas, der auch schon Porto, Chelsea und Tottenham trainiert hat, und Lionel Messi soll furchtbar erschrocken sein, als er von der aufrüttelnden Idee hörte. Über Nacht würde der

jüngere der beiden großen Argentinier ohne die Magie dieser sagenhafte Rückennummer wie ein nummernloser Niemand dastehen, denn beim Fußball ist es wie mit den Frauen: Ein schöner Rücken kann entzücken – falls die Zahl darauf stimmt.

Wir reden vom Zauber der „10“.

Die „10“ ist die Diva unter den Rückennummern. Wer im Fußball auf das gewisse Etwas auch nur ein bisschen Wert legt, trägt die „10“. Schon in ganz alten Schriften ist sie erwähnt als Erkennungs-marke der genialen Strategen und großen Feldherren, sie hießen ursprünglich Puskas und Pele und später Maradona und Platini, oder hierzulande Netzer und Overath. Aber lassen wir es am besten Felix Magath sagen, der in seinen großen HSV-Zeiten

**“ Du bist der
richtige Kracher
für diese Position**

auch so ein filigraner Zehner war. Als Trainer besuchte er einmal ein Konzert von Herbert Grönemeyer („Männer“), schenkte dem Sänger ein Trikot mit der „10“ und meinte: „Du bist der richtige Kracher für diese Position.“

Immer wieder hat der ansteckende Glanz dieser glorreichen Glückszahl auch auf andere Sportarten übergegriffen. Als erster Mensch lief Armin Hary anno 1960 in Zürich die 100 Meter in glatten 10 Sekunden, und beim Turnen hat es die überwältigende Rumänin Nadia Comaneci unter der Traumnote 10 irgendwann gar nicht mehr getan. Oder denken wir beim Boxen an die Nummerngirls nach der neunten Runde: Auf hohen Absätzen wippen sie im Ring mit den Hüften, schürzen die Lippen, wedeln mit den Ohren und stemmen vor dem Kopf ein Brett hoch, auf dem „10“ steht.

Wäre die „10“ im Fußball wirklich zu ersetzen?

Im Prinzip schon. Zumindest hat es Zinedine Zidane, als er bei Real Madrid noch nicht Trainer, sondern Spieler war, eine Zeit lang versucht. Der Franzose, als geborener Zauberer eigentlich der perfekte Zehner, trug zum Entsetzen vieler Fans plötzlich die „5“ – also ein Trikot, das man in den unseligen Zeiten so rustikaler Ausputzer wie Jack Charlton (England) oder Willi Schulz (Deutschland) noch als Knochenbrecher- und Holzfällerhemd verteufelt hatte. Wenigstens für Frankreich spielte Zidane aber doch lieber standesgemäß mit der „10“ - und wurde Weltmeister.

Auch Neymar, der selbstverliebte Brasilianer, hat erst über einen Umweg zur „10“ gefunden Ursprünglich kam er eher von Linksaußen und trug deshalb zunächst die „11“, die groß und schlank macht - bis er jäh verspürte, dass er mit der „10“ seine Persönlichkeit ungleich besser zur Geltung bringt.



Doch damit könnte es, falls der Trainer Villas-Boas bei den Fußballgöttern Gehör findet, demnächst vorbei sein. Ins Grab kann zwar normalerweise kein Mensch etwas mitnehmen, das letzte Hemd hat bekanntlich keine Taschen - aber bei Maradona, sagt Villas-Boa, hat dieses letzte Hemd eine „10“ auf dem Rücken, und die gehört Diego und sonst keinem, und er möge darin

ruhen, in Frieden.

Wie wird die FIFA entscheiden? Die Antwort liegt jetzt in der Hand Gottes, und alle, die da oben in der großen Leitzentrale das Gras wachsen hören, rechnen mit einem Kompromiss: Diego Maradona darf die Rückennummer „10“ mit in den Himmel nehmen - und lediglich Lionel Messi ist es künftig noch erlaubt, sie als sein Statthalter im Basislager des Fußballs mit einer Ausnahmegenehmigung ungeniert und ungestraft weiter zu tragen.



29. Dezember 2020

Nach Donald Trump sträubt sich auch Jogi Löw gegen eine Amtsübergabe. Der Bundestrainer erkennt das 0:6 gegen Spanien offenbar nicht an, verlangt eine Neuauszählung der Tore - und geht damit ins Risiko wie einst Giovanni Trapattoni.

„Man wird mich mit Fußtritten aus dem Fußball jagen müssen“

Im Weißen Haus in Washington spielt sich zur Zeit eine bühnenreife Tragödie ab, und das Theater spitzt sich Tag für Tag zu. Denn Donald Trump will nicht gehen. „Nur über meine Leiche“, hat sich der US-Präsident geschworen und weigert sich, die Schlüssel herauszurücken, er sträubt sich gegen die Amtsübergabe und verschanzt sich im Oval Office angeblich hinter Sandsäcken - nach Lage der Dinge wird ein FBI-Räumkommando das Gebäude stürmen und Trump mit Waffengewalt hinaustragen müssen.

Warum erzählen wir die Geschichte?

Weil sie verblüffend einer anderen ähnelt, die in diesem tristen Herbst nun schon seit Wochen den deutschen Fußball erschüttert. Auch Jogi Löw, unser Bundestrainer, will partout nicht weichen, sperrig stellt er sich quer. Dabei hat ihn das Volk abgewählt wie die Amerikaner ihren Präsidenten, nur viel deutlicher. Denn anlässlich repräsentativer Umfragen rümpfen circa acht von zehn Deutschen unter den Nachwirkungen des WM-Flops 2018 und vor allem des unerträglichen 0:6 gegen die Spanier die Nase und finden, dass es Löw jetzt so langsam gut sein lassen sollte.

Fake News, kontert der Bundestrainer. Jedenfalls hat er alle Abstimmungen derart ungerührt zum einen Ohr hinein- und zum anderen wieder hinausgelassen, dass eine lästerliche Spottgosche in Bezug auf das 0:6 in Sevilla die Meldung durchs Internet jagte: „Jogi Löw erkennt die Niederlage nicht an und fordert eine Neuauszählung der Tore.“ An eine Amtsübergabe sei noch lange nicht zu denken.

Obwohl diese Geschichte zweifellos erstunken und erlogen ist, also höchstens ein billiger Scherz zum Mitlachen, bestätigt sie doch einen galoppierenden Trend: Kein Mächtiger räumt heutzutage noch freiwillig das Feld. In Sport, Show und Politik gilt zusehends die alte Devise von Giovanni Trapattoni: „Man wird mich einmal mit Fußtritten aus dem Fußball jagen müssen.“

Muss Joachim Löw am Ende in Handschellen und einer Zwangsjacke abgeführt werden? Im Moment trotz er noch eisern der erdrückenden Ablehnung und schüttelt alle Spötter ab wie lästige Stubenfliegen. Feinsinnige Kritiker werfen dem Bundestrainer vor, dass er nicht auf den großen Schiller hört, der in der Blüte seines Wirkens gedichtet hat: „Ein guter Abgang zielt die Übung.“ Aber damals ging es nur ums Turnen.

Jetzt geht es um Fußball.

Es soll beim Deutschen Fußball-Bund zwar schon gelegentlich den einen oder anderen aufmüpfigen Löw-Hinterfrager gegeben haben, aber die Antworten gibt, wann immer es brenzlig wird, entweder Löw selbst, oder Oliver Bierhoff. Unvergessen bleibt, wie der Manager der Nationalmannschaft nach der WM-Blamage 2018 auf den Tisch drosch und verlangte: „Wir müssen intern knallhart diskutieren.“ Jogi Löw hat dazu spontan genickt, im Rahmen intensiver Schwarzwaldbegehungen danach acht Wochen lang mit sich selbst diskutiert und herausgefunden, dass er der Richtige ist für den Neuaufbau. Dieser Umbruch nimmt jetzt einen Umweg über den kompletten Zusammenbruch, also hat Bierhoff auch nach dem 0:6 gegen die Spanier sofort wieder geistesgegenwärtig gefordert: „Wir müssen knall-

hart analysieren.“ Erneut hat daraufhin der Jogi die vorliegenden Fakten mit dem Löw wieder schonungslos durchdebattiert - und knallhart auch diesmal weitergemacht, ohne Angst vor den Prügelein des Fußballvolks.

Ist die Angst vor dem Abschied noch größer?

Jeder Abschied ist ein kleiner Tod. Viele kennen diese furchtbare Angst, nicht nur der Bundestrainer, sondern mindestens auch drei seiner früheren Weltmeister. Erinnern Sie sich an die Gesichter von Thomas Müller, Mats Hummels und Jerome Boateng, als Löw ihnen damals jäh eröffnete, dass es zwar lange schön war mit ihnen, aber keinen Sinn mehr macht? Hermann Hummels hat erzählt, dass sein Sohn ihn an jenem düsteren Tag verzweifelt anrief: „Ich fragte: Bist du verletzt? Und er sagte: Es ist schlimmer.“

Die Angst vor dem Aus geht immer einher mit grässlichen Gefühlen. Als Lothar Matthäus nach Unstimmigkeiten mit Bundestrainer Berti Vogts anno 1994 als Kapitän ausschied, schlief er anschließend furchtbar schlecht und schrieb verwirrende Tagebücher. Aber er ließ nicht locker, denn unbedingt wollte er seine Bilanz als Rekordnationalspieler ausbauen, und unter öffentlichem Druck durfte er bei der WM 1998 sein Comeback feiern.

Keiner hört gerne auf. Hat Uli Hoeneß je als Bayernboss aufgehört? Wenn er sein Machtwort für nötig hält, haut er es jedem nach wie vor um die Ohren und kanzelt geschwind den Abwehrspieler Alaba oder dessen Berater ab, ohne den Vorstandschef Rummenigge vorher groß zu fragen. Was hatten die Leute erwartet, dass Hoeneß nach seinem Abschied nur noch den Grüßgottonkel gibt und ansonsten mit seiner Susi im Faltboot über den Tegernsee dümpelt? Alle vergessen dabei, dass er als kickender Jungspund unter dem Bayern-Patriarchen Wilhelm Neudecker aufwuchs, der noch im hohen Alter drohte: „Wann ich aufhöre? Erst wenn ich ins Grab falle. Und dann mache ich noch zwei Jahre weiter.“

“Wann ich aufhöre? Erst wenn ich ins Grab falle. Und dann mache ich noch zwei Jahre weiter

Kürzer treten mag ja noch halbwegs erträglich sein, aber abtreten? „Niemals“, hat Trude Herr einst gesungen, „geht man so ganz“.

Jogi Löw geht gar nicht.

Doch, einmal hat er wohl daran gedacht, allerdings nur kurz. In der Stunde Null, nach dem 0:2 gegen Südkorea bei der WM vor zwei Jahren, versprach er trostlos: „Ich habe die Verantwortung und stehe dazu.“ Sein nächster Satz hätte dann heißen können: „Ich trete zurück.“ Aber vermutlich hat ihn sofort die Frage gebremst: Wohin?

Was erwartet einen, der einen Traumjob aufgibt? Gibt es überhaupt noch ein Leben nach dem Rücktritt, oder hat man als Abgedankter höchstens noch die Qual der Wahl, ob man die Zeit totschlägt mit einer Kreuzfahrt nach Honolulu, dem Gassiführen seines Dobermanns oder sporadischen Experten-Auftritten im Sport-1-“Doppelpass“? Soll er als Ex-Bundestrainer für den Rest seines Lebens im Begleitzirkus des Fußballs als brüllender Löw durch brennende Reifen springen? Soll er sich die alten Filme von seinen Siegen reinziehen, auf dem Sofa, bei einem Gläschen Sherry? Da hält sich der Bundestrainer, was wir womöglich fast alle tun würden, dann doch lieber an die Boxerdevise „Aufraffeln, Mund abputzen, weiter.“

Wir Flachlandtiroler haben keinen blassen Schimmer, wie sich die Beneidenswerten da oben auf ihrem Gipfel fühlen, bei ihrem Schweben in luftigen Höhen. Das da droben, das ist Glück. Und keiner will absteigen und zurück ins Basilager des tiefen Tals.

Tom Brady hat es wunderbar erzählt. Der große US-Quarterback wurde vor zwei Jahren nach seinem letzten Superbowlsieg von einem Reporter gefragt, warum er mit 41 immer noch nicht aufhört. Brady deutete auf das ekstatisch jubelnde Publikum und schrie dem anderen die Antwort ins Gesicht: „Warum? Ja, schau Dir das doch an!“ Adrenalinausstoß, pur. Wo kriegt er das sonst nochmal im Leben?

Ein Abschied ist nicht sexy, deshalb spielt Brady immer noch, und gewinnt immer noch. Und deshalb will auch Donald Trump alles, bloß nicht aufhören. Und auch Jogi Löw hat sich angewöhnt, alle Rückschläge auszusitzen. Oder geht er doch noch in sich? Unbeugsame Optimisten klammern sich mutig an ihren Traum, dass der Bundestrainer sich demnächst nochmal acht Wochen zum Grübeln in den Schwarzwald zurückzieht, dann aber mannhaft vor eine Kamera steht und sagt: Ich bin jetzt doch zur Besinnung gekommen.

Viele würden ihm spontan applaudieren, vermutlich auch Günter Netzer. Der hat einmal aus seiner grandiosen Zeit als Ballverteiler bei Real Madrid erzählt und traurig geschildert, dass das zähe Durchhalten für ein paar der dortigen Altstars nicht gut ausging: „Am Ende hat man sie mit dem Lasso vom Platz holen müssen.“



16. Oktober 2018

Vor fünfzig Jahren brach bei den Olympischen Spielen in Mexiko City die Oktoberrevolution der Black-Power-Bewegung aus. Tommie Smith und John Carlos ballten die Fäuste. Gelacht wurde auch. Aber nur aus Sicherheitsgründen.

**„Sie werden auf dem Podium keinen
erschießen, der fröhlich ist“**

Tommie Smith und John Carlos haben breite Schultern. Die brauchen sie auch, denn sie haben eine schwere Last zu tragen.

Einen Sarg.

Der Mann, dessen Herz aufgehört hat zu schlagen und den sie an diesem traurigen Herbsttag 2006 im australischen Melbourne zu Grabe tragen, war ihnen ein halbes Leben zuvor begegnet, genau gesagt an dem denkwürdigen Tag, an dem sie berühmt wurden als Personen der Zeitgeschichte. Weit weg in Mexiko City ist das passiert, am 16. Oktober 1968 haben sie ihn dort bei den Olympischen Spielen kennengelernt, als Gegner - dass er auch ihr Bruder im Geiste und ihr Verbündeter war, begriffen sie dann erst nach dem Rennen, abends vor der Siegerehrung im Stadion, als sie ihn fragten: „Glaubst Du an Gott? Glaubst Du an die Menschenrechte?“

Prüfen wollten sie ihn, ihn abklopfen auf seine Haltung zu dem, was sie vorhatten. Aufrührerisches hatten die zwei Amerikaner im Sinn, die Gefühle der Welt wollten sie in Wallung bringen bei dieser Medailleneremonie, aber sie waren sich nicht sicher, wie dieser Fremde, der dritte Mann auf dem Podium, darauf reagieren würde. Sie konnten nicht ahnen, dass er in einer tief religiösen Familie aufgewachsen war, sonntags in Melbourne immer Essen für Arme ausschöpfte und alles wusste über die Unterdrückung der Aborigines und die „stolen generation“ - so nannte man in Australien die Kinder, die den Ureinwohnern weggenommen und von weißen Familien adoptiert wurden.

„Ich bin dabei“, antwortete Peter Norman, „ich bin auf Eurer Seite.“

Er ist der weiße Mann auf dem berühmtesten Foto der Sportgeschichte. Er steht links auf dem Podest, schaut hinüber zu den Flaggen und hat, während die US-Hymne ertönt, nicht nur seine Silbermedaille am Hals, sondern an der Brust auch eine Plakette der Black-Power-Bewegung „Olympic Project for Human Rights“ - und in seinem Rücken stoßen die zwei Amerikaner mit gesenkten Köpfen ihre geballte Faust mit dem schwarzen Handschuh in den Himmel, Smith die rechte, Carlos die linke.

Dieser 16. Oktober 1968 in Mexiko City gilt als einer der bedeutendsten Tage in der sozialen und politischen Geschichte des Sports, Weiß und Schwarz vermischten sich im stillen Protest. „Peter hat nicht die Faust gehoben, aber er hat uns die Hand gereicht“, sagt Smith hinterher. Er ist ein stolzer Olympiasieger, aber alle spüren, dass ihm die Goldmedaille und sein neuer 200-Meter-Weltrekord von 19,83 Sekunden an dem Tag weniger wichtig sind als sein Satz: „Wenn ich siege, bin ich Amerikaner. Wenn nicht, nennen sie mich Neger. Das schwarze Amerika versteht, was wir heute getan haben.“

Auch der Rest der Welt vergisst den Tag nie, so wenig wie diese unvergleichliche olympische Woche damals in Mexiko. Ein Black-Power-Gruß hat den nächsten gejagt, und spätestens beim Weitsprung fragten sich viele: Sind die 8,90 Meter von Bob Beamon noch Sport oder schon ein Wutausbruch? Etliche Dinge sind geschehen, die in eine gewöhnliche Woche gar nicht hineinpassen, und nicht einmal George Foreman hat es am Ende mehr geschafft, diese Woche politisch versöhnlich ausklingen zu lassen, obwohl er nach seinem Olympiasieg mit einem US-Fähnchen brav durch den Boxring tänzelte. „Was ich von Politik wusste“, entschuldigte er sich beim schwarzen Amerika später, „hätte auf den Kopf einer Stecknadel gepasst.“

Als „Uncle Tom`s Nigger“ wurde Foreman danach zuhause in Amerika vor allem von Muhammad Ali beschimpft - und zur Strafe hat der ihn dann sechs Jahre später im „Kampf des Jahrhunderts“ in Zaire nach einem schweren Schlaghagel vor sich hingelegt.

Fangen wir, um diesen Oktober `68 begreifbarer zu machen, mit Ali an. Der Weltmeister im Schwergewicht („I am the Greatest!“) war vom weißen Amerika kurz zuvor klein gemacht worden. Er hatte seinen Sklavennamen Cassius Clay abgelegt, war zu den Black Muslims übergetreten, hatte den Wehrdienst verweigert, wurde gesperrt und kurz gesagt in Ketten gelegt. „Freiheit für Ali!“, forderte der Soziologe Harry Edwards von der Berkeley-Universität, gründete die Olympiabewegung für Menschenrechte und warb für den Boykott der Spiele von Mexiko und den Rauswurf des IOC-Präsidenten Avery Brundage, Spitzname „Slavery Avery“, kurz: Sklaventreiber.

Edwards machte mit den Assen unter seinen Athleten mobil, er ging an die Front. Herrschte anno `68 nicht überall Krieg, von Vietnam bis Prag? Die halbe Welt bebte unter Aufständen, Studentenrevolten und Rassenkonflikten, Robert F. Kennedy wurde ermordet, und Martin Luther King. „We have a Dream“, hatte der gesagt, aber Amerikas Schwarze glaubten inzwischen eher an den Albtraum von der Orgel in der Kirche: Die weißen Tasten sind für die Hochzeiten, die schwarzen für die Beerdigungen.

Dann kam Mexiko. Und am 14. Oktober brach der Aufstand aus, mit Jim Hines. Der holte Gold über 100 Meter, Weltrekord, 9,95 Sekunden. Er verweigerte danach Brundage den Handschlag, kam aber noch ungeschoren davon. Zwei Tage später machten dann Smith und Carlos Nägel mit Köpfen. Letzterer hat in seinen Memoiren „Der Sportmoment, der die Welt veränderte“ den Hymnenprotest so beschrieben: „Es wurde so still im Stadion, dass man hätte hören können, wie ein Frosch auf Baumwolle pisst.“

50 000 schwiegen zunächst. Dann folgten laute Buhrufe. Die besonders Empörten im Publikum sangen die US-Hymne. „Es war, als ob sie sagten: Ihr Hurensöhne!“, erinnert sich Carlos. Landsmann Brundage verbannte ihn und Smith aus dem Olymp, und für einen Moment drohte sogar Schlimmeres, denn Carlos rief: „Falls Ihr auch unsere Medaillen wollt, müsst Ihr mit der Miliz kommen!“

Zwei Tage später, am 18. Oktober, betrat dann Bob Beamon die Bühne. Die Nacht zuvor hatte er lustig mit seiner Freundin Gloria verbracht, mit allerhand Tequila und Sex, er selbst spricht noch heute von „Kardinalssünden“, eigentlich stand er komplett neben sich. Hat Beamon womöglich deshalb beim ersten Sprung seine schwarzen Socken vergessen, die er demonstrativ hochziehen wollte bis unters Knie? So, oder so, bei seinem „Sprung des Jahrhunderts“ blieben die Uhren stehen: 15.46 Uhr. Der dürre Kerl mit den endlosen Beinen machte 19 Schritte, katapultierte sich hoch, ruderte in der Luft wie ein Radler, der in die Pedale tritt, flog „wie ein großer, prähistorischer Vogel“ (so ein Chronist) - und irgendwann, pflegt Beamon noch heute zu sagen, „habe ich dann auf die Uhr geschaut und gedacht: Es ist Zeit, zu landen.“ Er schaffte es gerade noch knapp innerhalb der Grube. „Das ist ungeheuerlich“, stöhnte der ARD-Reporter Gerd Mehl in sein Mikrofon.

Die elektronische Messanlage kapitulierte. Da war einer ins nächste Jahrhundert gesprungen, ohne um Erlaubnis zu fragen. Die Jury holte in der Not ein altes Maßband.

8,90 Meter.

Ja, sicher, alles hatte bei dem Sprung gepasst. Die dünne Luft, dazu der Rückenwind mit den erlaubten zwei Metern pro Sekunde, und den Balken hatte der als trainingsfaul verschrieene Beamon ausnahmsweise auch noch perfekt getroffen. Aber 8,90 Meter? Gleich 55 Zentimeter mehr als der alte Rekord? Beamon brach zusammen, Totalkollaps, er kniete nieder und weinte. Nur einmal springt er danach noch, diesmal in seinen schwarzen, langen Socken. Und bei der Siegerehrung zieht er dann die Hosenbeine hoch und zeigt sie der Welt nochmal, diese schwarzen, wunderbaren Socken. Hinter ihm zieht sich der Dritte, Ralph Boston, die Schuhe aus. Schwarze Socken.

Black is beautiful.

Aber noch ist er nicht zu Ende, dieser 18. Oktober. Im Finale über 400 Meter siegt Lee Evans vor Larry James und Ron Freeman, und auf dem

“Es wurde so still im Stadion, dass man hätte hören können, wie ein Frosch auf Baumwolle pisst



Podium tragen die drei Afroamerikaner danach schwarze Barette, die Markenzeichen der militanten Black Panther, nehmen sie aber vor der US-Hymne immerhin lachend ab. Evans verrät hinterher: „Ich hatte Angst. Ich habe gelacht, weil ich dachte: Sie werden auf dem Podest keinen erschießen, der so fröhlich ist.“

Danach hat die Welt nur noch eine Frage: Schließt sich der Oktoberrevolution auch George Foreman an?

In seiner Biografie „By George“ hat der Boxer später erzählt, dass er nicht zu denen gehörte, die Harry Edwards für seine olympische

Protest- und Aktivistengruppe rekrutiert hatte, „keiner hat mich gefragt.“ Foreman dachte nicht ans Demonstrieren, er wollte nur gewinnen, sonst nichts. Also ging er in seinen Finalkampf, ohne lange zu grübeln, holte sich sein Gold, wedelte im Ring ausgelassen mit einem US-Fähnchen, und ein paar Tage später feierte ihn Richard Nixon im Präsidentschaftswahlkampf in New York in einer Rede als glühenden Patrioten. Umso zorniger waren Foremans schwarze Brüder, und schlagartig kapierte er: „Ich hatte die Sache verraten.“ Sechs Jahre später, beim „Rumble in the Jungle“ gegen Muhammad Ali in Kinshasa, brüllte das ganze Stadion: „Ali, boma ye!“. Schlag ihn tot! Foreman fiel in Runde acht.

Nicht alle Protagonisten haben die Geschehnisse im Oktober `68 in Mexiko schadlos überstanden. Bob Beamon war erst 22, hatte aber keine sinnprägende Perspektive mehr, was sollte nach seinen 8,90 Metern noch kommen? Die unbegreifliche Weite steht heute noch als Olympischer Rekord, und Beamon hat sich fortan darauf beschränkt, Vorträge und Motivationsreden zu halten und aus seinem Buch „Der Mann, der fliegen konnte“ vorzulesen. Viele halten ihn in der historischen Nachbetrachtung eher für ein Weltwunder und weniger für einen Rebellen, denn schwarze Socken sehen friedfertiger aus als schwarze Handschuhe, jedenfalls hat Beamon keine Morddrohungen erhalten wie Smith und Carlos.

Als schwarze Schafe wurden die Zwei von den Wortführern des weißen Amerikas danach durchs Land getrieben, und ihr Mut hat sie nicht reich gemacht. Über Tommie Smith hieß es irgendwann, er wolle seine Goldme-

daille versteigern, ab einer Viertelmillion Dollar aufwärts. Entweder fand sich dann kein Käufer, oder die „New York Times“ hat den alten Rebellen im letzten Moment mit dem mahnenden Hinweis ausgebrems: „Integrität sollte man nicht verkaufen. Smith müsste es wissen. War das nicht sein Punkt?“ In einer idealen Welt, fügte der Kritiker dann noch hinzu, würde irgendein Gönner die Medaille und die Schuhe von Smith kaufen - und sie ihm dann zurückgeben, als Geschenk.

Aber die Welt ist nicht ideal, sie ist nur manchmal schlechter und manchmal besser. Monate sind vergangen, Jahre, Jahrzehnte, und irgendwann haben Smith und Carlos wieder den Boden unter den Füßen gespürt, wurden Lehrer, Trainer und als mutige Helden von Präsident Obama im Weißen Haus empfangen. Es gibt sogar ein Denkmal der beiden, vor der Universität im kalifornischen San Jose, dem Siegerpodest in Mexiko ist es nachempfunden und das Ziel vieler Bewunderer. Aber gelegentlich hieß es in den Nachrichten auch, dass es beschmiert wurde von Unbekannten.

„Ich will nicht darüber streiten, was in diesem Land vor sich geht“, hat Tommie Smith einmal zu einem Reporter von „Sports Illustrated“ gesagt. Und John Carlos, der immer der Radikalere der beiden war, argwöhnt an seinen weniger guten Tagen: „Alles ist wieder beim Alten.“



7. Oktober 2020

Sind Fußballer genialere Denker als Hegel und Sartre - oder nur hungrig auf ein gutes Omelett? Trainer wie Jose Mourinho legen die Latte des hohen Anspruchs immer höher.

„Hatten Sie einmal Zeit, Philosophen zu lesen?“

Albert Einstein, der berühmte Schwabe, war das, was die Engländer „The brightest Bulb in the Chandelier“ nennen, also die hellste Kerze im Kronleuchter. Der Sage nach begab sich der gescheiteste Mensch der Welt eines Tages auf die Suche nach einem Assistenten und lud drei Bewerber zum Gespräch.

„Wie hoch ist Ihr IQ?“, fragte er den Ersten. „175“, verriet ihm der Kandidat. „Prächtig“, staunte Einstein, „dann könnten wir ja zusammen philosophieren.“

„Und wie ist Ihr IQ?“, prüfte er den Nächsten. „120“, antwortete der, und der Meister war abermals tief beeindruckt: „Dann könnten wir zusammen ins Theater gehen.“

„Haben auch Sie einen IQ?“, wandte er sich schließlich dem Dritten und Letzten zu. „75“, sagte der, worauf Einstein ihm antwortete: „Machts nichts, dann könnten wir ja zusammen Fußball schauen.“

Selbst wenn die Geschichte nicht ganz wahr sein sollte, ist sie zumindest sehr gut erfunden. Jedenfalls entstand irgendwann der grässliche Verdacht, dass die Fußballer das Denken besser den Philosophen überlassen sollten. Und tatsächlich sprach eine Zeitlang vieles dafür, weil beispielsweise Jean-Paul Sartre so beeindruckende Dinge sagte wie: „Beim Fußball verkompliziert sich alles durch die Anwesenheit des Gegners“. Die Anwesenheit der Philosophen erwies sich dann aber bald als das weit größere Problem, und zwar spätestens, als sich Sartre im Labyrinth seiner Geistesblitze auch noch in die Erkenntnis verdrübelte: „Ein guter Torwart zeichnet sich in erster Linie durch Überschreitung seiner Machtbefugnisse aus.“ Was er uns damit sagen wollte?

Keiner weiß es.

Deshalb philosophieren die Fußballer inzwischen lieber selbst. Spontan denkt man da vor allem an Bundestrainer Jogi Löw, der als höchste Instanz im Land einmal das Machtwort in eine Kamera sprach: „Die Philosophie des offensiven Spiels, also Tore zu erzielen, nach vorne zu spielen, bleibt unverändert.“ Der „Spiegel“ war in seiner Online-Edition vor Begeisterung sprachlos und schwärmte: „Der erste Bundestrainer-Philosoph.“

Aber auch andere denken nicht mehr daran, sich zu verstecken. Als neu-lich kurz Lionel Messi als Personalie auf dem Transfermarkt erschien, rechtfertigte Vorstandsboss Kalle Rummenigge das Desinteresse des FC Bayern am Argentinier so: „Ein Spieler dieser Größenordnung ist nicht Teil unserer Philosophie.“ Der praktische Philosoph, der die Weisheit an einem Beispiel lehrt, ist der wahre Philosoph.

Auch Jose Mourinho, der momentan die Tottenham Hotspurs trainiert, gehört dazu. Als ihn einmal ein Journalist fragte, ob er sich trotz seiner wachsenden Titellosigkeit immer noch für den größten Trainer der Welt halte, schlug der Portugiese zurück: „Hatten Sie einmal Zeit, Philosophen zu lesen, zum Beispiel Hegel?“ Als der Reporter verneinte, konfrontierte ihn Mourinho mit seinem stolzen Lebenswerk als Trainer und rief dazu den hinter Einstein zweitgrößten schwäbischen Denker als Zeugen auf: „Hegel sagt: Das Wahre ist das Ganze.“

Philosophie ist die Suche nach Antworten auf alle grundlegenden Fragen der Welt und des Fußballs. Also doziert heutzutage jeder anspruchsvolle

Trainer mindestens mit dem Satz: „Wir müssen überall auf dem Platz Überzahl schaffen, das ist meine Philosophie.“ Ohne solche Philosophien wird ein Spiel gar nicht mehr angepfeifen, und alle Welt hängt an den Lippen der dazugehörigen Koryphäen. Sogar Torjäger ohne Schulabschluss legen im intellektuellem Vorwärtsdrang mitunter ihre zerfurchte Denkerstirn in Falten und schleudern die schwerwiegende Erkenntnis in die Mikrofone: „Wir haben die Philosophie des Trainers perfekt umgesetzt.“

Unvermeidlich ist die Fußballphilosophie so irgendwann aufgestiegen zum i-Tüpfelchen aller Philosophien, in ihrem Schatten konnten die Naturphilosophie, die Geschichtsphilosophie, die Sprachphilosophie und die Kulturphilosophie kleinlaut einpacken. Auch in der Trainerausbildung werden aus gutem Grund nicht die alten Säcke Konfuzius, Nietzsche oder Kant, sondern die modernen Philosophen gelehrt, von Sepp Herberger („Das nächste Spiel ist immer das Schwerste“) über Franz Beckenbauer („Schaun mehr mal“) bis hin zur tiefeschürfendsten aller Philosophien: „Ein rollender Ball setzt kein Moos an“ (TV-Moderator Reinhold Beckmann). Dieses stetige Streben des menschlichen Geistes, die Zusammenhänge des Seins zu erkennen, hat den großen Italiener Giovanni Trapattoni irgendwann vollends zum Aussprechen der ultimativen Wahrheit veranlasst: „Fußball ist ding, dang, dong.“

Endlich sagte es mal einer.

Aber das war dann wohl doch des Guten zuviel. Es ist nicht gut, wenn die Luft im Ball zu sprechen anfängt, sagen kopfschüttelnd die herkömmlichen Philosophen und ledern gegen die kickenden Vordenker jetzt langsam, aber sicher wieder zurück. Die Philosophie-Zeitschrift „Hohe Luft“ hat, womit wir nochmal kurz auf Jogi Löw kommen, in Richtung Bundestrainer die aufmüpfige Frage gestellt: „Wie kann man sich nur vor Fernsehkameras an den Eiern kraulen und dann auch noch an der eigenen Hand schnüffeln?“ Die Überschrift des nachdenklichen Pamphlets hieß: „Die Philosophie des Eierkraulens.“

Aber vor allem Jose Mourinho bekommt sein Fett weg, seit er küchenphilosophisch beschrieben hat, dass das Entwickeln eines Fußballtalents vergleichbar ist mit dem Zubereiten eines guten Omeletts. „Alles hängt von der Qualität der Eier im Supermarkt ab“, sagte Mourinho, „ohne erstklassige Eier hast du ein Problem.“ Worauf eine kritische Lästergosche prompt öffentlich fragte: „Ist Jose ein philosophisches Genie - oder nur hungrig auf ein Omelett?“

Die Philosophen haben das Gesabber jedenfalls satt. Sie erinnern die Fußballer jetzt wieder an den bewährten Wandspruch: Der Mensch sollte das Denken den Pferden überlassen, sie haben den größeren Kopf.



1. Oktober 2009

Immer mehr Menschen wären gerne berühmt. Wenn die wüssten, welchen Preis sie als Promi bezahlen müssen. Ein hautnaher Augenzeugenbericht – von einem, der neulich einen Abend neben Mike Tyson verbringen durfte.

„Champ, für mich warst du größer als Ali!“

Ray Charles, der König des Jazz, war auch ein Meister der falschen Bescheidenheit. Demütig hat er einmal verraten: „Berühmt wollte ich eigentlich nie werden - es hat mir genügt, der Größte zu sein.“

Das ist heute anders. Jeder Depp hält sich für den Größten, will aber unbedingt auch noch berühmt werden. Das Privatfernsehen hat deshalb extra Talkshows am Nachmittag erfunden, in denen diese vielen Möchtegernpromis, um anschließend in ihrer Stammkneipe oder beim Einkaufen im

Edeka um die Ecke endlich Autogramme geben zu dürfen, über so brisante Themen wie „Fahrschulen für Blinde?“ streiten oder die eigene Frau vor der Kamera als Schlampe beschimpfen, und die Schlampe kontert dann mit Waschlappen oder Weichei. Hauptsache im Fernsehen.

Jeder Zweite unter uns, schätzen Verhaltensforscher und Neurologen aufgrund alarmierender Studien, wäre am liebsten berühmt wie Jesus Christus, Tony Marshall oder Mike Tyson.

Auf den Exweltmeister im Schwergewicht komme ich jetzt deshalb spontan, weil Tyson letzten Samstag beim WM-Kampf zwischen Vitali Klitschko und Chris Arreola im Staples Center in Los Angeles nur zwei Stühle entfernt saß und mir einen Abend lang vorführte, was es bedeutet, berühmt zu sein. Seither steht fest: Berühmt sein ist himmlisch – aber vor allem die Hölle.

Als sich Tyson kurz vor Beginn des Kampfes zu seinem Platz in der Nähe des Rings durchschlug, wurde er von einem Massenkreischen hysterischer Menschen sowie seiner Frau Lakiha begleitet. Die hat, soviel sei gleich verraten, im weiteren Verlauf des Abends nicht viel mehr als drei Worte gesprochen, sie saß einfach nur diskret da als schönes, aber zurückhaltendes Geschöpf, ließ sich fotografieren und schaute ansonsten kerzengerade zum Ring – vermutlich, um nicht links und rechts erleben zu müssen, wie wildfremde Frauen auf ihren Mike einstürmten und ihm bisweilen übertrieben weiblich die Hand um die Hüfte legten, um sich mit ihm knipsen zu lassen, als lebenslange Erinnerung an eine unvergessliche Nacht, jederzeit vorzeigbar und abrufbar aus der Heldengalerie im Handy.

„Geehrt, wenn Schumi ihm an der Würstchenbude auf die Schulter haut

„Champ, du warst für mich immer der Größte, größer als Ali!“, meldeten sich die Empathischsten unter den Enthusiasten aus der Schlange der Anbeter, der Champ kritzelte ihnen flüchtig seinen Namen hin und man lächelte, Arm in Arm, in die Handykameras. Gelegentlich wurde Tyson kurz weggeschleppt für ein Fernsehinterview, oder um Luft zu schnappen, doch nach seiner Rückkehr umzingelten ihn die Fans sofort wieder in Pulks, Widmung, Klick, „thanks, Mike“ – ungefähr das hat der berühmte Altplayboy Gunter Sachs früher vermutlich gemeint, als er sagte: „In verflossener Zeit war ein Mann geehrt, eine Stunde mit Heinrich Heine zu verweilen. Heute ist er es, wenn Schumi ihm an der Würstchenbude auf die Schulter haut.“

Oder Mike Tyson am Ring in Los Angeles. Vielen hat er auf die Schultern

gehauen, und viele haben ihm auf sein Tattoo im Gesicht viele Küsschen gehaucht, Männlein und Weiblein. Und während er mit der einen Hand Autogramme schrieb, hat er gelegentlich mit der anderen Hand hinter dem Stuhl heimlich die zwei properen Hinterteile seiner Frau bearbeitet, liebevoll, lustbetont und zärtlich, ich kann es als Kronzeuge des Geschehens beschwören. Der Andrang nahm dann aber derart zu, dass dem Altmeister nichts anderes mehr übrig blieb, als von Lakiha abzulassen und die schmachttenden Fans beidhändig zu bedienen.

Man fühlt sich in solchen Momenten glücklich, heilfroh und erleichtert, dass man nur Reporter ist und niemals Weltmeister im Schwergewicht war. Wie soll ein hundsnormal geborener Mensch, den eine höhere Macht aus unerfindlichen und willkürlichen Gründen zum Auserwählten erklärt und auf den Altar der Anbetung hievt wie den Verbreiter des Evangeliums, diese Vergötterung schadlos überstehen? Wer Tag und Nacht hofiert wird, erleidet im schlimmsten Fall keinen Kreuzbandriss im Knie, sondern im Kopf, verwechselt sich mit Gott, trägt plötzlich seltsame Gewänder und gewagte Frisuren, schießt mit dem Luftgewehr auf Journalisten wie Diego Maradona oder braucht zum Heiraten in St. Moritz, live übertragen von einem Privatsender, mehrere Tage, wie es Boris Becker einmal passiert ist - schlimmstenfalls stellt sich so ein Bemitleidenswerter in die Garage irgendwann sogar drei Ferraris, fünf Rolls Royces, acht Bentleys und zwölf achtzylindrige Rasenmäher mit Flügeltüren, kommt an keinem Spiegel mehr vorbei, ohne sich zu grüßen oder vergewaltigt am Ende Frauen, weil er glaubt, dass er es erstens kann und zweitens darf.

Das Berühmtsein hat seine Tücken.

Und richtig schuftet muss man auch noch, so wie Tyson an jenem Abend. Sein mittlerweile ins Lager der Klitschko-Brüder übergewechselter Exmanager Shelly Finkel taucht gelegentlich bei ihm auf, zwischendurch ergibt sich eine Umarmung mit der deutschen Schwergewichtshoffnung Luan Krasniqi, den Tyson offenbar von früher kennt, dann lotst ein Reporter von „Bild“ den Exweltmeister Firat Arslan aus dem schwäbischen Süßen zum eisernen Mike, Klaps, Handschlag, Lächeln, Klick – und schon sind die Fans wieder an der Reihe.

Howard Bingham sitzt schräg hinter Tyson und quält sich ein mitfühlen-des Lächeln ab, als er diese geballte Anteilnahme am Leben des Altmeisters sieht. Bingham ist der engste alte Freund von Muhammad Ali, als Hoffotograf hat er den Größten auf Schritt und Tritt jahrzehntelang durchs Boxerleben begleitet, und notfalls war er inmitten der Fanhysterie auch einmal sein Leibwächter und hat die Mädels verscheucht, die man in Alis großen

Zeiten „Chicken“ nannte, weil sie wie die Hühner um den Gockel herumgeschwirrt sind. Bingham lächelt, als er das Treiben um Tyson herum sieht, und man weiß, was er denkt: Der Ruhm ist verlockend, aber er hat seinen Preis.

Mike Tyson hat teuer bezahlt. Diese Anbetung, der er sich auch an diesem Abend, lange nach dem Ende seiner Karriere, nicht entziehen kann, hat ihm in seinem Leben wiederholt nicht sonderlich gut getan. Zur Abrundung dieser Betrachtung hier bleibt deshalb nur der Rat an alle, die in eine Nachmittagsshow des Privatfernsehens wollen, um dort auf Teufelkommraus berühmt zu werden: Lesen Sie unbedingt vorher die Packungsbeilage und fragen Sie den Arzt oder Apotheker, oder am besten gleich den Psychiater.

Jedenfalls habe ich mich im Staples Center in Los Angeles dabei ertappt, dass ich nicht einmal einen kurzen Abend lang Mike Tyson sein möchte. Lieber Howard Bingham.



11. September 2020

Franz Beckenbauer wird 75. Die Lichtgestalt hat an Leuchtkraft verloren, aber Kaiser bleibt Kaiser: Mit der Leichtigkeit seines Seins hat er sein Fußvolk verwöhnt, und es bleibt ihm weitgehend treu. Auch im Exil.

„Harry, des derfst alles net so ernst nehmen“

Der 11. September ist kein Tag wie jeder andere. An einem 11. September wurde Schillers „Jungfrau von Orleans“ uraufgeführt, der Vulkan Stromboli brach aus, in Chile putschte das Militär gegen Allende, in New York flogen Terroristen in die Türme des World Trade Centers - aber vor allem wurde in München-Giesing der letzte deutsche Kaiser geboren.

Heute wird Franz Beckenbauer 75.

Wie die Zeit davonfliegt. Man erinnern sich noch gut, wie er 60 wurde. „Ich fühle mich um die 40“, sagte er damals, und Jürgen Klinsmann, der

gerade als Bundestrainer amtierte, schlug ihm vor: „Zieh Dich um, Franz, wir können ja nochmal auf Libero umstellen.“ Topfit war der Franz. Das „Sommermärchen“ der WM 2006 bereitete er als Chef gerade organisatorisch vor, und als Franzdampf an allen Fronten ist er sich unterwegs ständig selbst begegnet. Einmal kam der Franz mit dem Hubschrauber von der FIFA in Zürich und hat im Luftraum über Nürnberg dem Beckenbauer zugewinkt, der mit einer Cessna gerade zurückkehrte aus dem Kanzleramt.

Er war unser allgegenwärtiger letzter Kaiser, unser gekröntes Haupt, der Herrscher über Fußball und Fußvolk. „Beckenbauer ist so mächtig“, sagte der Aktionskünstler Andre Heller („Zirkus Roncalli“), „dass er Regierungen stürzen könnte.“ In einem TV-Talk erzählte der Wiener, wie ihn ein Bub einmal um 32 Autogramme bat.

„Wieso 32?“, fragte ihn Heller.

„Ich brauche sie zum Tauschen“, sagte der Bub, „für 32 von Ihnen gibt’s eines vom Beckenbauer.“

Das ist vorbei. Die Zahl der begeisterten Buben und Autogramme hat nachgelassen wie die Gesundheit und das Glück. Beckenbauer hat einen Sohn verloren. Er wurde am Herz operiert und an den Augen. außerdem hat er inzwischen eine künstliche Hüfte, und dass er immer wieder nach den 6,7 Millionen Euro gefragt wird, die in den Wirren der WM-Bewerbung anno `06 spurlos verschwunden sind, hat ihm auch nicht gutgetan.

Doch jetzt die bessere Nachricht: Der Kaiser steht heute nicht vor Gericht, sondern hat Geburtstag. Und von überall her kriegt er Glückwunschkarten, und in manchen steht vermutlich sogar: „Danke, Franz, so preiswert hätte uns kein anderer das Sommermärchen besorgt.“

Der Franz bleibt der Franz.

**“ I will vom
Franz was
abschauen -
aber i krieg
`s ned hin**

Vor allem für die unter uns, die ihn dank der Gnade der frühen Geburt noch am Ball erlebt haben, als Libero. Ganz kurz, für die Jüngeren: Der Libero war damals der freie Mann hinter der Abwehr, und Beckenbauer hat ihn erfunden. Das sah dann in der Praxis so aus: Er jonglierte den gegnerischen Stürmern den Ball vom Fuß, löste sich einer inneren Eingebung folgend sogleich aus den Fesseln der Defensive, das Stadion begann zu raunen, die

Gegner gerieten in Panik, dem elektrisierten Radioreporter überschlug es in der Konferenzschaltung die Stimme („Sofort nach München, der Kaiser überschreitet die Mittellinie!“), dann noch geschwind der finale Doppelpass mit Gerd Müller, und der Kaiser krönte den Vorstoß mit einem Außen-

ristischlenzer ins Lattenkreuz

Hans-Georg („Katsche“) Schwarzenbeck war damals als Vorstopper der „Putzer vom Kaiser“ und hat einmal todtraurig gesagt: „Jeden Tag im Training will i vom Franz was abschauen - aber i krieg `s ned hin.“

Beckenbauer war alles, Ballstreichler, Trainer und Funktionär. Als Schlagersänger („Gute Freunde kann niemand trennen“) brachte er die Musik in den Fußball, als Suppenkasper („Knorr in den Teller, Kraft auf den Tisch“) wurde er zum Werbekaiser der sportgerechten Ernährung, und als TV-Experte und „Bild“-Kolumnist hat er uns das Spiel aus dem Fußgelenk erklärt – wenn `s pressierte, packte er dazu seine zwei zündendsten Argumente aus, „Kasperltheater“ und „Schmarrn“.

Unter Beckenbauer wurde der Fußball zum großen Kino. Im Film „Libero“ spielte er sich sogar selbst. Als er den Film dann einmal sah, rief er verzweifelt: „Wo ist der Notausgang?“

Sich selbst auf die Schippe nehmen, das können nicht viele, und auch deshalb ist Beckenbauer beliebt. Als er anlässlich einer Weihnachtsfeier erfolgreich eine Sekretärin der Bayern-Geschäftsstelle beglückte, sagte er hinterher: „Der liebe Gott freut sich über jedes Kind.“ Ach, unser wilder Kaiser, lachten alle.

So hat dieser Phänomenele jahrzehntelang die Leichtigkeit am Ball mit der des Seins und des gesprochenen Worts verknüpft. Und alle startten gebannt auf den Leuchtschweif der Lichtgestalt, die da in „Bild“ oder vom Berg Sinai herunter die zehn Gebote verkündete. Mit dem Außenrist hat er sie in die Mikrophone geschlenzt und uns beispielsweise in puncto Katar beruhigt: „Ich habe dort noch nicht einen einzigen Sklaven gesehen, da laufen alle frei rum.“ Und die Südafrikaner tröstete er, als sie die WM 2006 nicht bekamen: „Die können `s auch später noch machen, vielleicht haben s` bis dahin mehr geteerte Straßen.“

In solchen Momenten wollten ihn seine Feinde gelegentlich als „Firlefranz“ („Spiegel“) entmündigen, mit durchaus guten Argumenten, aber sie sind bei der Mehrheit nicht damit durchgekommen. Alles haben wir dem Kaiser verziehen, sogar ein papageibuntes Sakko an seinem dreißigsten Geburtstag, einer derbe Schiedsrichterbeleidigung („Du Plattfuß-Indianer!“), vier Eigentore, drei Ehen - oder damals, bei der WM `86, diesen Fluch in



Mexiko, mit dem er dem Schreiber hier frontal ins Gesicht sprang.

Im DFB-Quartier in Queretaro herrschte an jenem Tag ziemlich dicke Luft. Wir Journalisten hausten mit der Mannschaft unter einem Dach, und mit uns der argentinische Kollege Miguel Hirsch, der für eine mexikanische Zeitung schrieb. Einer seiner Berichte brachte den Teamchef auf Hundertachtzig, Beckenbauer beschimpfte ihn als „geistigen Nichtschwimmer“ und raunzte im Gespräch mit Dieter Kürten ins ZDF-Mikrofon: „Wenn man kurz zudrückt, dann gibt es den nicht mehr.“ Dass Hirsch auch noch Jude war, machte die Sache nicht einfacher. Jedenfalls habe ich mich in der folgenden Pressekonferenz im DFB-Camp erhoben und, ermutigt vom Kopfnicken etlicher Kollegen, Beckenbauer gefragt: „Lassen wir gerade den hässlichen Deutschen wieder auferstehen?“

„Aha, die schwäbische Mafia, grüßgott“, giftete er zurück.

So war er, allerdings nur, wenn er seine Tage hatte. An den übrigen Tagen konnte er der umgänglichsste Mensch sein, charmant, unterhaltsam, unwiderstehlich, naturbelassen. Ein paar Wochen vor jener WM hatte ich ihn gefragt, ob er Zeit habe für eine Podiumsdiskussion, die ich in Stuttgart zu moderieren hatte, und spontan sagte er zu. Andere Kanonen seiner Kragenweite hätten das Auslegen eines roten Teppichs erwartet, mindestens aber einen Hin- und Rückflug für zwei Personen oder ein vorgewärmtes Bett im Schlafwagen im Intercity, aber der Kaiser winkte ab: „Ich komm allein, mit dem Auto.“ Entweder ist er dann aus München oder aus Österreich gekommen, jedenfalls von weit her, pünktlichst und gut gelaunt, und das Honorar, das er für seinen grandiosen Auftritt genommen hat, geben Stars mittlerer Güte heutzutage als Trinkgeld.

Wie könnte man ihm böse sein?

Nur einmal wurde es versucht. Beckenbauer erwähnt in alten, verstaubten Memoiren eine „verschwörerische Allianz“, die der Bayerntrainer Udo Lattek und die Jungspunde Uli Hoeneß und Paul Breitner in den 1970ern gegen ihn aufzogen: „Die Luft hatte plötzlich einen giftigen Geruch. Ich fühlte mich wie in einem Rudel von Wölfen.“ Das dicke Ende ist bekannt: Hoeneß musste ins Gefängnis. Der Fußballgott bestraft jeden, der sich am Franz versündigt.

Leider macht er sich mit Podiumsdiskussionen inzwischen rar, und mit Wehmut denkt das Fußballvolk auch zurück an so manches lustige Interview. Einmal plauderte er im ZDF-Sportstudio mit Harry Valerien. und irgendwann sagte der Moderator: „Franz, ich kriege ein Zeichen, wir müssen zum Schluß kommen.“

„Nix is“, winkte Beckenbauer ab, „wir machen jetzt weiter.“ Und der Kai-



ser fuhr fort, von Gott und der Welt und sich selbst zu erzählen („Ach, Harry, des derfst alles ned so ernst nehmen“), bis ihn Valerien kurz vor Mitternacht fragte: „Hat’s eigentlich scho an Schnee in Kitzbühel?“

„Oben am Berg“, sagte der Franz.

Inzwischen steht sein Berg in Salzburg, und von dort meldet er sich inzwischen so selten, dass die Flachlandtiroler vom Fachblatt „kicker“ bereits unkten: „Das Kaiserreich ist zu Ende.“ Schmarn, wird Beckenbauer sagen, hat nicht sogar Kaiser Wilhelm, als er 1918 abdanken musste, in vielen Herzen weiterregiert? Der alte Boxheld Max Schmeling hat jedenfalls fasziniert aufgeschrieben, wie er 1936 bei der Heimkehr aus New York von seinem K.o.-Sieg gegen Joe Louis mit dem Zeppelin „Hindenburg“ über das holländische Exil des Kaisers flog und der Kapitän plötzlich die Bugnase drückte: „Aus der Gondel beobachteten wir, wie Wilhelm II. im Garten stand und seinen Hut mit weitausholenden Armbewegungen zu uns heraufschwenkte.“

An Beckenbauers Geburtstag könnte sich die Geschichte jetzt wiederholen: Seine treuesten Anhänger drehen mit dem Drachen eine Schleife über dem Kaiserexil in Salzburg - und der Franz wedelt im Garten mit dem Tirolerhut.



Bud Spencer, 1951

29. November 2011

Schwäbisch Gmünd freut sich auf einen alten Bekannten: Bud Spencer kehrt heim, der alte Meisterschwimmer. Bringt er auch Ron mit, sein Double? Denn der alte Italiener braucht inzwischen seine Verschnaufpausen.

Ein Bad für Bud

Der Anlass für die folgende Geschichte ist weit mehr als ein halbes Jahrhundert alt. Den Staub und den Schimmel habe ich vom „Sportbericht“ vom 9. Juli 1951 erst herunterklopfen müssen – aber jetzt weiß ich, was damals beim Schwimmländerkampf Deutschland gegen Italien im Freibad am Schießtalsee in Schwäbisch Gmünd los war.

Die Post ist abgegangen, mit Musik. 5000 Zuschauer waren da, darunter der extra aus Stuttgarter herbeigeeilte Sonderberichterstatte Hans Saile - und der klimperte dann virtuos auf der Klaviatur seiner Nachkriegsschreibmaschine, hier eine kleine Kostprobe:

„Bei drückender Hitze begannen die Kämpfe. Als die Männer sich zum 100 Meter Kraul fertig machten, hatte die Spannung auf den Rängen ihren Höhepunkt erreicht. Erwartungsvoll blickte die sommerlich, luftig gekleidete Publikumsschar in das Bassin, wo das glasklare, grünlich leuchtende Wasser im Feuer der Sonnenstrahlen smaragden funkelte und auf dessen Oberfläche rote Korkseile die Bahnen abtrennten. Wenig später löschten harte Kämpfe dieses Idyll aus. Stimmkräftig wurden die Deutschen unterstützt, aber der Italiener Pedersoli schwamm die 100 Meter Kraul souverän nach Hause.“

Carlo Pedersoli. Er war zu der Zeit vielfacher Italienischer Meister und brachte es später zum Olympioniken 1952 und 1956, aber man muss ihn nicht deswegen kennen – es genügt vollkommen, wenn man ihn als Hausdruff aus dem Kino und unter seinem Zweitnamen kennt.

Diesen Freitag schließt sich der Kreis, der alte Krauler kehrt heim ins Schwäbische, nur heißt er inzwischen Bud Spencer. Als 82jähriger, schwergewichtiger Rentner kommt er auf vielfachen Wunsch und aufgrund einer drängenden Internet-Offensive seiner „Facebook“-Fanklubs wieder nach Gmünd, gibt dort ein Autogramm ins Goldene Buch der Stadt, eine Signierstunde zugunsten seiner Lebenserinnerungen („Mein Leben, meine Filme“) – aber vor allem dem neuen Namen des Schießtalfreibads seinen Segen: Bad Spencer.

Ganz Gmünd freut sich auf Bud – aber ist es auch wirklich Bud, der da kommt?

Oder schickt er Ron?

Ich weiß, wovon ich da rede, seit ich mit Bud Spencer vor ein paar Jahren ein paar lustige Tage habe totschiessen dürfen, in Santa Fe, mitten in der amerikanischen Wüste. Genau gesagt war es am Hintern der Welt, man landet in Albuquerque („Was zum Teufel wollen Sie in Albuquerque?“ fragte der Flughafen-Officer am Einreiseschalter), biegt dann auf Höhe des Staatsgefängnisses von New Mexico ab, umkurvt kreuz und quer durch die Steppe haufenweise Kakteen - und steht irgendwann in den Kulissen einer künstlichen Westernstadt.

„The Troublemakers“ hieß die Cowboykomödie, die sie dort verfilmten, und der andere Unruhestifter war, Sie erraten es, Terence Hill - mit dem hatte Bud Spencer zuvor schon „Vier Fäuste für ein Halleluja“ oder „Zwei Himmelhunde auf dem Weg zur Hölle“ sowie ungefähr weitere sechsundachtzig Spaghetti-Western gedreht.

„Action!“ befahl die Regie, und Himmelhund Bud schritt zur Tat: Grußlos gab er einem tolpatschigen Cowboy eins auf die Nuss, und der Trottel flog durch die Luft.



Teuflich heiß war es an dem Tag, und nach der fünften Tracht Prügel stand Bud fix und fertig in der Prärie, wie ausgetrocknet. Die Sonne brannte ihm auf den Schädel und sengte ihm den Speck von der Schwarte, er ließ die Schlappohren hängen, und aus seinem erschöpften Gesicht kam ein Hilferuf.

„Ron!“, schrie Bud.

Ron Russell flog herbei. Er trug die gleichen Klamotten wie Bud, war so dick wie Bud und schaute aus wie Bud. Immer wenn Bud müde wurde, stand sein Stuntman Ron für ihn in die Sonne – und Bud war mehr als müde. Der Koloss schob sich einen Schemel unter seine drei Zentner, sank schnaufend nieder und zündete sich eine Zigarette an. „Mit dem Sex“, gestand

er im Interview, „lässt es nach, also habe ich mir gesagt: Es ist Zeit, wieder zu rauchen.“

Ein paar Meter weiter prügelte Terence Hill ein paar Schlappschwänze in den Sand, und die Kulissenbauer nagelten mit Watte etwas Schnee auf die Dächer, denn der Film spielte im Winter. In Wahrheit war es aber wie gesagt brühwarmer Sommer, und die Sanitäter umschwärmten Bud Spencer mit Sonnenmilch, Aspirin und Eisbeutel, denn ein schwerer Sonnenstich drohte. Damit er wieder glaubhaft zuschlagen konnte, schminkten sie ihn, sprayten ihm die Frisur steif, schwer stieg Bud dann von seinem Stuhl, riss die Faust hoch, Hieb aufs Hirn – und gleich danach schwankte er mit Schuhgröße 48 wieder zurück zum Schemel, mit dem Hilfeschrei auf den Lippen: „Ron!“

„Bud ist der Boss“, sagte Ron und stellte sich als Double für den Star wieder aufopferungsvoll in die Sonne. Ron war Hitze gewöhnt, er kam aus Miami. „Dort“, sagte er, „fragen mich oft deutsche Touristen: Sind Sie Bud Spencer?“

Carlo Pedersoli hätte Ron auch schon seinerzeit beim Länderkampf 1951 in Gmünd als Double dringend benötigt, vor allem am zweiten Tag. Es war ein sonniger, schwüler Tag wie in Santa Fe, der Wettergott war gnadenlos. „In den Morgenstunden“, lesen wir durch die Staubwolke des alten `Sportberichts`, „schickte er eine schier unerträgliche Hitze.“

Dass der Sportskamerad Pedersoli in der Lagenstaffel schwächelte, lag jedenfalls nicht nur daran, dass sein Gegner kein Geringerer als der am-

tierende Weltrekordler war. Der Kollege Saile notierte in seinem Sonderbericht: „Als zweiter Schwimmer ging Herbert Klein auf die Strecke, gefolgt von dem gesundheitlich indisponierten Pedersoli ... auf der letzten Bahn musste der Italiener den großartig schwimmenden Münchner mit mehr als zehn Meter Vorsprung davonziehen lassen.“

Warum war Carlo Pedersoli indisponiert? Was hat ihn so schlapp gemacht? Ist womöglich etwas dran an den Gerüchten, dass der feurige Italiener an jenem heißen Juliwochenende `51 ein Gmünder Bäckersmädchen poussiert hat?

Die Frage muss am Freitag dringend geklärt werden, noch bevor das Schießtalbad umgetauft wird, und falls Bud Spencer darauf keine Antwort weiß, ist eines so gut wie sicher: Er ist es gar nicht, statt sich selbst hat er Ron geschickt – und sitzt daheim in Rom faul auf seinem Schemel.





17. Juni 2020

Das Spiel des Jahrhunderts feiert Jubiläum. Nie war der Fußball wunderbarer und furchtbarer als am 17. Juni 1970: Im Aztekenstadion in Mexiko City steckten sie unserem versehrten Kaiser den Arm in die Schlinge, und daheim war es uns nach dem Strick - zu unerträglich wurden im Laufe der Nacht die Freudenschreie von den Nachbarbalkonen.

„Ita-lia! Ita-lia!“

Vor ein paar Tagen hat der Chef der Sportredaktion mein Langzeitgedächtnis und meine Eignung für den folgenden Text mit der Frage getestet: „Wo warst Du am 17. Juni 1970?“

Jeder von uns kennt diese historischen Verhöre. Wo warst Du, als Neil Armstrong den Mond betrat? Wo warst Du, als in Berlin die Mauer fiel? Wo warst Du, als die Flugzeuge in die Zwillingstürme in Manhattan flogen?

Wo war ich am 17. Juni 1970?

Daheim im Fernsehsessel bin ich gehockt, wie jeder pflichtbewusste Deutsche, und habe abwechselnd gebrüllt vor Glück und geflucht vor Wut. Fünfzig Jahre ist es her, aber ich sehe immer noch meinen Vater vor mir, wie er sich mitten in der Verlängerung ans Herz langt und sagt: „Ich muss ins Bett, ich ertrage das nicht.“ Dann ist er geflüchtet und hat mich alleingelassen mit diesem wunderbarsten und furchtbarsten Fußballspiel, das die Welt jemals gesehen hat.

Man muss Italiener sein, um in jener Nacht keine bleibenden seelischen Schäden erlitten zu haben. Wir Deutschen werden mit diesem WM-Halbfinale in Mexiko City, das als Fußball begann und als Folter endete, nie ins Reine kommen, da geht es uns wie Gerd Müller, der am Ende im Gras des Aztekenstadions lag und sich schwor: „Von diesem Spiel will ich mein Leben lang nichts mehr sehen. Ich würde heulen.“

Näher als in jener Nacht sind sich Triumph und Tragödie nie gekommen. Die Gefühle fuhren Achterbahn und Geisterbahn, und das Unbegreifliche ist am Aztekenstadion verewigt mit einer Gedenkplakette, vor der sich die Fußballfans seit fünfzig Jahren verbeugen wie die Pilger in Mekka: „Italia - Alemania. 17 de junio de 1970. Partido del siglo.“ Das Spiel des Jahrhunderts.

Die Dramaturgie des Gruselns und Grauens beginnt in der siebten Minute. 0:1, Boninsegna.

Roberto Boninsegna. Keiner ahnt in dem Moment, dass dieser Name uns Deutsche bald im Schlaf verfolgen wird. Dass er uns schon ein Jahr später wiederbegegnen wird in einer traurigtollen Europacupnacht, in der Günter Netzer das Spiel seines Lebens macht. Mit seinen Gladbachern schießt der „King vom Bökelberg“ die amtierenden Welpokalsieger von Inter Mailand mit 7:1 aus den Schuhen, nur ein Ausfall des Flutlichts könnte die Italiener an dem Abend retten oder der Wurf einer Cola-Dose. Die feuert der Lagerarbeiter Manfred K. dann tatsächlich ab, an den Kopf von Boninsegna, der gerade einen Einwurf macht. Andere schwören, die Büchse habe nur seinen Rücken gestreift. Die Dose war auf jeden Fall leer, aber wie von der Axt erschlagen fällt Boninsegna um. Sieben Minuten lang liegt er regungslos da, das Herbeirufen eines Priesters für die letzte Ölung scheint unumgänglich, und auf der Bahre trägt man den Mausestoten schließlich hinaus. Das 7:1 wird hinterher am grünen Tisch annulliert, Gladbach fliegt raus, Netzers größtes Spiel hat nie stattgefunden, und das übelste Schimpfwort im deutschen Fußball heißt fortan nicht Schauspieler oder Spitzbube, sondern Boninsegna.



Aber das weiß in der siebten Minute am 17. Juni 1970 noch niemand. Man weiß nur, dass es jetzt 1:0 für Italien steht, Tor Boninsegna. Danach stürmt nur noch Deutschland. Schüsse, Kopfbälle, Eckbälle, Querschläger. Facchetti foult Beckenbauer. Im Strafraum stürzt auch Seeler. „Der Sauhund beschießt uns!“, flucht irgendwann Müller.

Er meint Arturo Yamasaki, den mexikanischen Schiedsrichter. Drei Elfmeter verweigert er den Deutschen und gibt damit die Vorlage für den pfißigen TV-Spot, den Olli („Dittsche“) Dittrich später für eine

große Elektronikfirma dreht. Er verkörpert darin einen italienischen Toni, wie der normal veranlagte Fußballdeutsche ihn sich vorstellt, glitzernde Goldkette, Mafiasonnenbrille, einen Eimer Gel im Haar und immer einen coolen Spruch auf den Lippen - in dem Fall lacht Toni uns Deutsche dafür aus, dass wir uns vor einer WM immer neue Fernseher kaufen. „Was kaufen die Italiener?“, grinst Toni. „Sie kaufen die Schiedsrichter.“

Jedenfalls wird Yamasaki zum Sargnagel zahlreicher deutscher Bemühungen. Obwohl Beckenbauer nach Facchettis Foul nur noch einen brauchbaren Arm hat (den anderen hat man ihm samt Schulter mit Klebebändern am Körper befestigt), schleppt der Kaiser wie ein Kriegsversehrter Ball für Ball an die Front. „A-le-ma-nia!“, brüllen die Mexikaner. Overath trifft die Latte, einmal tanzt der Ball auf der Torlinie, doch das Bollwerk des Catenaccio hält.

Dann läuft die 90. Minute, und die Italiener rechnen mit allem, nur nicht mit Karl-Heinz Schnellinger. „Carlo“ rufen sie den Kölner, er spielt seit Jahren beim AC Mailand, als Verteidiger. Die Mittellinie überschreitet er dort nie. Doch plötzlich ruft nun von der deutschen Bank einer aufs Feld: „Carlo, vor!“

„Wohin?“, soll Schnellinger noch zurückgerufen haben, denn er kennt sich da vorne nicht aus - aber dann fragt er sich irgendwie durch, schleicht sich vors italienische Tor und macht instinktiv, was er auch hinten immer macht: Mit gestrecktem Bein stürzt er sich in Grabowskis Flanke. 1:1. „Ausgerechnet Schnellinger!“, brüllt Ernst Huberty in sein ARD-Mikrofon. In

Deutschland ist es dreiviertel Eins in der Nacht, und es ist das Tor zur Verlängerung. Aber vor allem das Tor zum Verrücktwerden.

Was danach passiert, reißt die ganze Welt mit. Mit pochendem Puls dichtet Walter Lutz, der Chefredakteur des Zürcher „Sport“, wie ihn der Wahnsinn übermannt „im faszinierendsten, aufwühlendsten und spannendsten Fußballkampf, den ich je erlebt habe, im mitreißendsten und hochklassigsten Spiel dieses WM-Turniers, in einem Match, in dem in der Verlängerung alle Dämme brechen, sich alle Schleusen großherzig öffnen und in welchem alle fußballerischen Grundregeln über den Haufen geworfen werden.“

“Ausgerechnet
Schnellinger!”

Das 2:1 durch Gerd Müller löst die Lawine des Irrsinns. Mit dem Schenkel (oder ist es die Arschbacke?) wurschtelt er den Ball ins Tor, und für die 102 000 Augenzeugen im Aztekenstadion und das weltweite Milliardenpublikum, darunter mich, ist schlagartig klar: Die Italiener sind fertig, ausgelaut von der dünnen mexikanischen Luft und der Gluthitze, 50 Grad hat es auf dem Platz. Aber stattdessen unterläuft Siggie Held der Fehler seines Lebens. 2:2 durch Burgnich.

Es ist mittlerweile kein Spiel mehr, sondern eine wilde Mischung aus Herzschlag, Hitzschlag und Hitchcock. Ein „Bild“-Reporter lässt sich daheim in der Redaktion an eine Maschine anschließen, die ihm einen Herzschlag von 139 bescheinigt. Als Armstrong den Mond betrat, hatte er 120.

2:3 durch Gigi Riva.

Ich versinke in meinem Sessel. Jeder von uns kennt solche Momente, in denen er vom Glauben abfällt. Und das Unglück wird nicht erträglicher durch das Stakkato der Jubelschreie von den Nachbarbalkonen: „Ita-lia!“

Machen die Italiener uns jetzt vollends fertig? Nein, beschließt Bomber Müller trotzig. Er ist neben dem Brasilianer Pele der Star der WM, neun Tore hat er schon geschossen, und vor Wut macht er jetzt sein zehntes. 3:3. Machtlos steht Gianni Rivera, der Milan-Star, auf der Torlinie und beißt ins Netz. Dann tritt Rivera mit hängendem Kopf zum Anstoß. Angriff der Italiener über links, Ball in den Strafraum.

3:4 durch Rivera.

Schluß. Aus. Als anständiger Deutscher bin ich jetzt fertig mit Gott und der Welt, und in der Nachbarschaft wird das „Ita-lia!“ immer demütigender. Aus Wolfsburg hört man noch, dass die VW-Gastarbeiter den Sieg dort mit Hupkonzerten feiern, und mit dem Schlachtruf: „Kartoffel kaputt. Spaghetti schmeckt gut.“ Es ist halb Zwei in der Nacht - und das einzig Schöne ist, dass der 17. Juni 1970 vorbei ist.



Sergio Ramos

1. Februar 2021

David Beckham lässt den Tattoo-Trend im Fußball galoppieren. Den ersten Stars gehen langsam die freien Stellen am Körper aus. Andere leihen sich zum Tätowieren bereits die Brüste und Hälse von Mitspielern.

Welche Botschaft sticht man(n) sich in sein bestes Stück?

Früher wollten wir Fußballfans, wenn die Bundesliga spielte, neugierig wissen: Wer schießt das Tor des Tages? Inzwischen drängt sich immer öfter eine viel spannendere Frage auf.

Wer ist der Tor des Tages?

Die Bewerber stehen Schlange, und am Wochenende ist es zu einem packenden Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen Corentin („Coco“) Tolisso vom FC Bayern und Matheus Cunha von Hertha BSC gekommen. Wer von bei-

den den größeren Stich hat, ist Geschmackssache, nur eines ist sicher: Beide haben sich zur falschen Zeit und am falschen Ort polizeilich verbotene Tattoos stechen lassen.

„Viver“ und „Vencer“, was vermutlich leben und gewinnen heißt, ließ sich Cunha, der Zauberer vom Zuckerhut, in seine Oberschenkel gravieren. Beides ist eine dreiste Lüge, weil der Brasilianer und die Berliner zur Zeit eher mausetot sind und nur noch verlieren. Auf jeden Fall ist es aber ein grober Kopfstoß gegen alle Vernünftigen und gut Durchbluteten unter uns, die bis drei zählen können und Covid 19 für eine gefährliche Seuche halten. „Cunha hat seinen Fehler eingesehen“, glaubt jetzt Hertha-Sportdirektor Arne Friedrich.

Auch Tolisso soll von den Socken bis hoch zum Scheitel völlig untröstlich sein. Wenn wir den Bayernsportvorstand Hasan Salihamidzic richtig verstanden haben, würde sich der Franzose seine taufische Tätowierung im rechten Unterarm am liebsten sofort wieder weggrubbeln, wenn sie nicht so verdammt zäh wäre. „Natürlich weiß er“, ahnt Salihamidzic ohne den leisesten Hauch eines Zweifels, „dass er einen Fehler gemacht hat.“

Natürlich weiß Coco, dass die Tattoo-Studios aus Gesundheitsgründen geschlossen sind und ihr heimliches Betreten strengstens verboten ist. Natürlich weiß er, dass diese Nadelstiche nicht stichhaltig waren. Natürlich weiß er, dass sowohl er als auch der Tätowierer sogar auf die Maskenpflicht schamlos gepfiffen haben. Natürlich weiß er, dass er das Hygienekonzept der Bundesliga ad absurdum führt. Und natürlich weiß er auch, dass es vor allem weit Klügeres gibt als das Knipsen eines Beweisfotos, das dann hinterher dann in „Bild“ und in den sozialen Medien kursiert.

Natürlich, sagt Salihamidzic, weiß Tolisso das alles genau. Er macht es trotzdem. Auch Cunha weiß alles. Warum macht er es trotzdem?

„Weil ich es kann“, wird er sagen.

Und weil er es muss, wittern Psychologen. Herdentrieb. Die Cunhas&Co pfeifen zwar auf Corona, aber umso disziplinierter unterwerfen sie sich den modischen Richtlinien des modernen Fußballs: Kein Torjäger lässt sich noch untätowiert im Strafraum sehen - und wer sich nicht für jedes Spiel ein neues Tattoo unter die Haut ritzt, ist out. „Gäääh!“; langweilen sich sofort seine Millionen Follower.

Mit David Beckham begann der Trend einst zu galoppieren. Dem britischen Beau laufen die körperfüllenden Philosophien inzwischen vom Waschbrettbauch über Arme und Bizeps bis hinauf zum Hals und dann durch beide Ohren und über den Rücken und das Steißbein wieder hinunter bis zur Achillessehne. Seine längste schlängelt sich auf Chinesisch von

der Hüfte unter die Achsel und lautet: „Leben und Tod werden vom Schicksal bestimmt, über Rang und Reichtümer entscheidet der Himmel.“

Begeisterte Fanklubs mobilisiert auch Sergio Ramos. Der Real-Star ist eine wandelnde Litfaßsäule voller ritueller und sakraler Symbole, scharenweise rammt er die Gegner in Grund und Boden mit seinen Kopfbällen, hinter denen die geballte Kraft seiner vielen Botschaften steckt. Und sogar eine meterlange Philosophie von Dschinghis Khan hat sich Mario Balotelli stechen lassen, der berühmterbüchtigte Italiener. Wenn halbwegs wahr ist, was man hört, will der Italiener sich demnächst auch noch freie Körperstellen von Mitspielern mieten.



David Beckham

Die Ganzkörperkultur des Tattoo-Fußballs ist die neue Weltanschauung. Auf welche Fußballerhaut man auch blickt, man sieht dort mindestens tiefschürfende Lebensweisheiten auf Hebräisch, dezent in sich ruhende Buddhas, das in mörderische Muckis gestochene RAF-Symbol der Baader-Meinhof-Bande oder das Konterfei des ewig gutaussehenden Che Guevara, der statt Freiheitskämpfer genausogut Model hätte werden können. Cathy Hummels, die Frau unseres Exweltmeisters, hat beim Rundblick durch die Kickerszene gestöhnt: „Schrecklich, jeder Zweite sieht inzwischen so aus.“ Aber ihr Mats hat es natürlich auch leichter als viele andere, er hat Abitur, er muss sich nicht dick und fett die Selbstbestätigung in den Bauch oder den Bizeps stechen, dass ein verborgen gebliebener Philosoph in ihm steckt. Außerdem schüttelt und schaudert es einen belesenen Kopf wie ihn, weil er weiß: Tätowiert waren früher vornehmlich Sträflinge, bevorzugt Mörder, Totschläger und sonstige Lebenslängliche – sowie Schafe, Kühe und Ochsen, denen man als Identifizierungshilfe einen Code ins Fell brannte.

Sind Fußballer die Ochsen von heute?

Auf jeden Fall sind sie die Philosophen von heute: Den Scharfsinn, den Konfuzius, Nietzsche und Kant früher im Kopf hatten, haben die Kicker heute auf der Brust, oder auf den Schenkeln wie Cunha und im Unterarm wie Tolisso. Lässt sich der Franzose seine nächste Philosophie in sein bestes Stück stechen?

Karlheinz Rummenigge ist jedenfalls bedient. „Das ist nicht zu tolerieren“, faucht der Bayernboss mit seinem verzweiferten Herr-wirf-Hirn-herunter-Gesicht in Richtung Tolisso. Seine stille Androhung einer Geldstrafe wird aber nichts bringen, so wenig wie die für Cunha in Berlin. Zeitgemäße Fußballstars verderben sich wegen einer solchen Lappalie nicht ihre gute Laune, sie sind großzügig, sie lassen sich Geldbußen bis in den sechsstelligen Bereich als Peanuts von ihren Klubs inzwischen automatisch abbuchen, Motto: Was Spaß macht, hat nun einmal seinen Preis.

Was tun?

Der Fußball wird auf ein Machtwort von Kim Kardashian hoffen müssen. Unter großer öffentlicher Anteilnahme hat die US-Trendsetterin ihre Stiefschwester Kendall Jenner jedenfalls neulich überzeugt, dass sie sich mit Tattoos ihren makellosen Körper versaut, glaubhaft überliefert ist Kims mit dem erhobenen Zeigefinger überbrachte Warnung: „Man pappt doch auch keine Aufkleber auf einen Bentley.“ Bei Kendall hat es angeblich geholfen.

Bei Fußballern dauert es etwas länger.

19. Juni 2017

Wladimir Klitschko quält sich mit der 20-Millionen-Frage: Wie gesund ist es, als 41-jähriger Ex-weltmeister im Schwergewicht nochmal Kinn und Hirn hinzuhalten? Muhammad Ali lässt grüßen. Oder Joe Louis. Oder viele andere, denen es nicht mehr gut geht.

„Lasst mich noch ein paar Tage überlegen“



Venice Beach ist der sportlichste Strand der Welt, mindestens aber von Amerika. In diesem von vielen pittoresken Postkarten bekannten Vorort von Los Angeles gilt die Körperertüchtigung als gesetzlich verankerte Bürgerpflicht, und zwar nicht erst ab 18, sondern auch über 80. Am Boardwalk, dem Tummelplatz der Aktivitäten, habe ich außer den ortsüblichen Beach Boys einmal vier Senioren gleichzeitig beim Schinden und Schwitzen erwischt: Drei unverwüstliche Runzlige aus jener Altersklasse, die sich normalerweise ohne Stützstrümpfe gar nicht mehr vors Haus traut, stemmten im Kraftprotzzentrum von Muscle Beach beim Bankdrücken mörderische Gewichte – und in ihrem Schatten tat auch Vitali Klitschko beim Workout alles, um sein Verfallsdatum hinauszuschieben.

Auf seinen Titelkampf gegen den Amerikaner Chris Arreola bereitete sich der Weltmeister im Schwergewicht an dem Tag vor, und seinen Zustand beschrieb er so: „Ich bin ein alter Mann. Ich habe Schmerzen. Aber ich fühle mich wie 20.“

Und das mit 38.

Wladimir Klitschko, der Bruder des Champions, war am kalifornischen Strand an jenem Tag im September 2009 auch dabei, aber für ihn war das Geburtsdatum seinerzeit noch kein Anlass zum Grübeln. Ich bekam seine ungebrochene Fitness zu spüren, sein Handschlag fühlte sich an wie ein Griff in den Schraubstock. „Mit 33“, sagte er, „ist ein Boxer im besten Alter.“

Acht Jahre sind seitdem vergangen, und Wladimir ist zwar immer noch der jüngere Klitschko, aber er bestreitet dieser Tage den einsamsten und härtesten Kampf seiner Karriere, er kämpft gegen sich selbst. „Lasst mich noch ein paar Tage überlegen“, bat der Exweltmeister fast händeringend vor ein paar Tagen.

Die paar Tage sind jetzt vorbei. Vermutlich heute oder morgen werden wir erfahren, ob Klitschko den Kampf verloren hat. Falls es so ist, wäre es sein vorletzter Kampf gewesen, denn er würde dann noch einen letzten machen - um herauszufinden, ob sein 41jähriger Kopf und Körper auch noch eine zweiten Frontalzusammenstoß mit dem britischen Titelträger Anthony Joshua überstehen. Den ersten im April hat der ukrainische Wahl-Hamburger verloren, allerdings derart bravourös, dass seither alles gierig nach einer Wiederholung des damaligen Wembley-Spektakels schreit.

„Box weiter“, betteln Klitschkos Fans.

„Schreib Geschichte“, säuseln die sensationsgeilen Medien

„Ein Rückkampf macht Sinn“, lockt Joshua.

„Wir könnten schon den Oktober ins Auge fassen“, flötet Promoter Eddie Hearn.

Viele wässrige Mäuler hört man da reden, alle wittern das lukrative Spektakel und ermuntern den Alten, seine inneren Schweinehund mit dem Argument zu besiegen: Wenn du vor Schwäche die Arme nicht mehr hochbringst, blockst du die Schläge halt mit dem Kinn ab.

Die Geschichte wiederholt sich. Es ist die regelmäßig wiederkehrende Tragödie der alten Schwergewichtschampions, und am eindringlichsten hat sie Dr. Ferdie Pacheco erzählt. Der wird dieses Jahr 90 und weiß über die Gesundheit und Boxen alles, denn er war einst der „Fight Doctor“ - er stand in der Ecke von Muhammad Ali und war bis 1977 der persönliche Arzt des Größten.

Lange war alles kein Problem. Als Ali noch jung war, hat ihn so gut wie keiner getroffen. Aber später folgten die Jahrhundertkämpfe und Zermürbungsschlachten gegen Frazier und Foreman, mit den beginnenden

“ *Wenn Du
weitermachst,
hast Du keine
Chance auf ein
normales Leben*

Gehirn-, Nerven- und Nierenschäden. 1977, nach dem Kampf gegen den hart schlagenden Earnie Shavers, sagte Pacheco zu Ali: „Ich flehe Dich an, mach Schluss.“ Er schickte einen Untersuchungsbericht an den Boxer und dessen Frau, an Trainer Angelo Dundee, an Manager Herbert Muhammad, und er schrieb an Ali: „Wenn Du weitermachst, hast Du keine Chance auf ein normales Leben.“ Er bekam keine Antwort. Kein Wort. „Genug ist genug“,

sagte Pacheco und stieg aus. Jahre danach sagte Ali, inzwischen auf dem Weg zum Wrack, zu Pacheco: „Du hast recht gehabt.“ Aber da war es zu spät.

Mahner haben im Big Business des Schwergewichts keine Chance. Große Boxer schnuppern nochmal an einem dicken Zahntag und bekommen zu hören, was sie hören wollen. Klitschko bekommt seit April von allen Seiten bescheinigt, dass er Yoshua in Runde sechs eigentlich so gut wie erledigt hatte, so wird das schmerzhaftende Ende verdrängt, der Mega-Fight muss nochmal her, nochmal 20 Millionen Gage pro Nase, nochmal 90 000 Zuschauer. Die Fans und Geschäftemacher haben es leicht - denn wer sich hinterher auf der Pritsche hinaustragen und die geschwollene Hirnrinde abtupfen lässt, sind nicht sie, sondern die Boxer.

Ab 30 wird es für Boxer gefährlich. Ab 30, behauptete Eddie Futch, der Extrainer von Joe Frazier, braucht man wesentlich länger, um sich von einem Schlag zu erholen. Frazier hat sich von den Schlägen, die er ab 30 kassierte, bis zu seinem viel zu frühen Tod nie mehr richtig erholt. Wie erholt

sich Klitschko mit 41 von den Schlägen von Wembley?

Aber solche Fragen sind verpönt, sie schaden dem Geschäft. Lieber schmirt man den alten Champions den Honig ums Maul, bläst ihnen den Puderzucker in alle Ritzen und macht Klitschko weis, sein beherztes Gefecht von Wembley gehöre zu den besten Fights aller Zeiten. Einen so abartigen Schwachsinn hört man normalerweise höchstens von Boxern, die den berüchtigten einen Kampf zuviel haben.

Alternde Männer tun generell oft die verrücktesten Dinge. Im westfälischen Hagen wurden ein 74jähriger Rentner und sein 63jähriger Kumpan unter dem Verdacht verhaftet, vierzehn Banken überfallen zu haben. Und andere boxen eben noch mit 40 weiter und behaupten, a) schnell wie ein Windhund, b) fit wie ein Turnschuh und c) jünger denn je zu sein. „Ich bin nicht dick, das sieht nur im Fernsehen so aus“, sagte George Foreman, als er mit 45 und der Körperfülle eines Flusspferds gegen Michael Moorer antrat. Er schleuderte dem wesentlich Jüngeren in der Not den Bauch ans Kinn, Moorer ging tatsächlich k.o., und spätestens seither lässt sich jeder Veteran dankbar einreden, dass sich das Rad der Zeit zurückdrehen und der Senf in die Tube zurückdrücken lässt.

Wann sollte man aufhören?

Boxer ticken anders. Sie boxen, solange sie ihren Namen schreiben können und nicht künstlich ernährt werden müssen, wie Ali oder früher Joe Louis. Mike Tyson boxte noch, als er beim Zubinden der Schnürsenkel längst besorgniserregend schnaufte - immer fanden sich Einflüsterer, die mit Schecks wedelten, statt ihn auf das Risiko geschlossener Abteilungen hinzuweisen, in denen alternde Boxer häufig landen.

Einer wäre der Versuchung fast entronnen: der deutsche Altmeister und wiederholte WM-Kämpfer Axel Schulz. Nach seiner unvergesslichen Hinrichtung durch Wladimir Klitschko tat er zunächst nur noch Dinge, die alle gesünder waren als das Boxen: Er wurde TV-Kommentator, warb auf seiner Baseballmütze für Korkenzieher, schrieb ein Buch über Nudelgerichte, spielte in einem „Tatort“ die Leiche und stöhnte angesichts jedes Boxrings: „Gottseidank muss ich da nimmer rin.“ Doch dummerweise gehört der Gedächtnisverlust zu den ekelhaftesten Spätfolgen des Boxens, und Schulz wurde bei seinem nächsten Kampf dann fast erschlagen - jedenfalls wusste er hinterher, dass eine Leiche im „Tatort“ gesünder lebt.

Vorher sagt einem das keiner, im Gegenteil. Muhammad Alis Ex-Doc Pacheco berichtet: „Da gab es Leute, die behaupteten, dass Ali in wunderbarer Verfassung sei. Die sagten tatsächlich: Ich habe heute morgen mit Ali gesprochen, und er klang großartig. Die Wirklichkeit war die: Ich hatte Ali

einen Monat zuvor nach einer Telefonnummer gefragt - und nicht mehr verstanden, was er sagte.“

„Mit 35 ist ein Boxer jenseits der Linie“, weiß Pacheco. „Nach 35 sind Gehirnschäden unvermeidlich. Wenn Ali aufgehört hätte, wäre sein Leben anders verlaufen.“

Wladimir Klitschko ist 41, steckt also noch tiefer im Risikobereich. Aber ansonsten ist vieles wie bei Ali: alle wollen, dass er weiterboxt. Und schwärmen ihm vor, wie gut er noch ist. Und vergessen, dass schon mancher seiner Kämpfe in den letzten Jahren zum Wegschauen war. Und dass er schon beim Titelverlust gegen den Briten Tyson Fury nur noch ein Abziehbild seiner besten Tage war. Alles wird verdrängt, denn einfach zu packend war diese sechste Runde im April in Wembley, in der Klitschko nochmal kurz Klitschko war, bevor er schwere Dresche bezog - gegen diesen durchschnittlich veranlagten Anthony Joshua, der früher nur Sparringspartner für andere war und in die Geschichte des Schwergewichtsboxens vermutlich eingehen wird in der Schublade „Fußnoten“.

Wladimir Klitschko muss jetzt hü oder hott sagen. Die Rechnung klingt auf den ersten Blick verlockend: Wenn er nur nochmal zwanzig Hiebe ans Kinn wegsteckt und für jeden eine Million kassiert, hat er ausgesorgt. Ist das ein Angebot, das ein gesunder Mensch ablehnen kann? Gefährlich nähert sich der Tag, an dem wir es erfahren.



29. Oktober 2019

*Uli Hoeneß hat viele Titel gewonnen. Von einem wissen aber nur die wenigsten:
Beim 15. Schlachtfest der schwäbischen Metzgerinnung wurde er einst „Botschafter
der Deutschen Wurst“. Ein Augenzeugenbericht.*

„Was ich bin, bin ich durch die Wurst geworden“

Uli Hoeneß hat in seinem Leben so viele Pokale und Trophäen gewonnen, dass man eine abendfüllende Rede darüber halten könnte. Zwar lassen sich aus Platzgründen hier nicht alle aufzählen, es würde den Rahmen dieser Seite sprengen - aber an seinen denkwürdigsten Titel, von dem kaum jemand weiß, soll aus aktuellem Anlass endlich einmal erinnert werden.

Fast auf den Tag genau heute vor zwanzig Jahren ist es passiert, und Hoeneß trug die Auszeichnung, die ihm an jenem Abend im späten Oktober

1999 zuteil wurde, mit berechtigter Freude - denn wer vom Verein Deutsches Fleischermuseum und der schwäbischen Metzgerinnung zum „Botschafter der Deutschen Wurst“ gekürt wird, ist kein Gewöhnlicher.

Die Kriterien waren nämlich knallhart, ich habe sie als Augenzeuge jenes 15. Schlachtfests der Fleischerzunft in der Böblinger Sporthalle jetzt noch im Ohr, denn ich durfte mit dem Preisträger den Tisch und den feierlichen Abend teilen. „Diese Urkunde“, versicherte der Oberbürgermeister Vogelgsang, „kriegt nur, wer sowohl sein verehrendes als auch sein verzehrendes Verhältnis zur deutschen Wurst in vorbildlicher Weise repräsentiert.“

Uli Hoeneß, der Ehrengast, nickte spontan. Dann stand er auf, strebte ans Rednerpult, tippte sich an den Bauch und sagte: „Sie sehen mir an, daß ich alle Bedingungen erfülle. Was ich geworden bin, an Leibesfülle, bin ich durch die Wurst geworden.“ Unter donnerndem Applaus nahm er die Wahl an – und flankiert von Pauken und Trompeten und den flatternden Fahnen der regionalen Fleischervereine drehte der Frischgekurte eine Ehrenrunde im Saal. „Wenn`s um die Wurst geht“, rief begeistert ein Fan, „ist der Hoeneß da.“

Trotz seiner Terminenge war er da. Am Vorabend war er mit den Bayern noch beim Europacupspiel in Eindhoven, nach der Heimkehr hatte er morgens in München kurz das Hemd gewechselt, und nun saß er hier in Böblingen und sagte: „Mein Vater wäre stolz auf mich.“ Vater Erwin und Mutter Paula haben ihrem Uli damals in der Metzgerei auf dem Ulmer Eselsberg die Liebe zur Leberwurst beigebracht. „Bei den Banketts mit den Bayern“, schilderte Hoeneß die Folgen, „kann ich auf Suppe und Dessert verzichten, auf Wurst und Fleisch aber nie.“

Er hatte noch ein bisschen die Hungersnot im Gesicht nach den Strapazen der zurückliegenden Nacht. Eine Kilometerfresserei mit dem Auto macht alleine nicht satt, also wetzte er jetzt Messer und Gabel und widmete sich seiner Schwäbischen Schlachtplatte, Griebenwurst, Leberwurst, Sauerkraut, Schweinebauch. Das sind die Momente, in denen man als Tischnachbar übermannt wird von der journalistischen Neugier.

„Wo pendelt sich zur Zeit Ihre Waage ein?“, wagte ich den Erfolgshungrigen zu fragen.

„100 Kilo“, sagte Hoeneß. Nach der Leberwurst vermutlich 103. Nein, er war nicht mehr dieser windhundschnelle Lockenkopf von früher, der an seinen Gegnern einfach vorbeiflog und mit dem man einen Schmalfilm hätte drehen können, er war jetzt ein eingefleischter Bayer. Der Kopf war ihm sichtlich durch die Haare gewachsen, die Frisur nahm ab, die Figur dafür zu - „zehn Kilo“, meinte er, „müssen runter.“ Das klang nach einem Teelöffel Honig, zwei gehackten Pistazien und drei Blatt Salbei am Tag, kurz: nach

strengem Fasten und rigoroser Diät, aber das hat er dann doch lieber gelassen, sie hätten ihm sonst seinen Schlachtplattenorden wegen strafbarer Schlankheit wieder entzogen.

Wie wird man Botschafter der deutschen Wurst? Entscheidend gepunktet hat Hoeneß mit seinem Unternehmergeist, seinen Ideen und der Hingabe, mit der er sich höchstpersönlich durchbiss – „ich weiß in jedem Stadion, wo es die besten Bratwürste gibt“.

Wo es die besten Nürnberger Rostbratwürstl gab, wusste er noch besser: Bei Howe. Ho stand für Hoeneß, We für Weiß. Der war sein Partner. Weiß war Metzger in Nürnberg, als ihn Hoeneß vor vielen Jahren kennenlernte und ihn fragte: „Wieviel Bratwürste machst so pro Tag?“ - „Fünzig Kilo“, sagte Weiß. - „Kilo? Tonnen mußt machen“, sagte Hoeneß. Dann ging er zu seinen alten Freunden bei Aldi, für die er in den 70er Jahren schon ein WM-Buch gemacht hatte, und sagte: Gebt mir einen Lieferauftrag für zwei volle Lager, und ich investiere. Das war im März `83. „Wann können Sie liefern?“, fragten die Aldi-Leute. „Am 15. April“, sagte Hoeneß. Er nahm bei den Bayern ein paar Tage Urlaub, mietete einen Schuppen, trommelte zwei Dutzend Helfer zusammen – und lieferte die ersten Bratwürste pünktlich am 15. April.

Irgendwann machte Ho mit We dann 50 Millionen Mark Umsatz im Jahr, hatte 200 Beschäftigte und eine der größten Wurstfabriken Europas - und sagte in einer TV-Talkshow zur Gewerkschafterin Ursula Engelen-Kefer: „Sie machen immer nur Theorie. Sie haben in Ihrem Leben noch nie ein paar Bratwürste verkauft.“

Er schon. Als Schüler stand er samstags in der elterlichen Metzgerei an der Kasse, und wahrscheinlich wäre er auch in der Wurstküche ein Weltmeister geworden, eher jedenfalls als sein musisch veranlagter jüngerer Bruder. „Der Dieter hat Klavier gespielt“, verriet Uli, und er die Würste verkauft.

An den Tischen im Böblinger Saal machte inzwischen sein „Howe“-Prospekt die Runde, Slogan: „Wurst ist nicht gleich Wurst“. Hoeneß spendete eine Kollektion seiner Rostbratwürstl für die Tombola, und im Gegenzug steckten die Gastgeber ihn zum Zeichen seiner neuen Würde in eine Metzgersbluse, und ein Gesangsduo trällerte „Ein Bett im Kornfeld.“ So eines hätte Hoeneß jetzt auch brauchen brauchen können, um sich kurz hinzulegen nach der saftigen Schlachtplatte.

Eine letzte Fangfrage hatte ich aber noch an den Preisträger: Wie ist der aktuelle Schweinepreis?

„2,28 Mark das Kilo“, sagte Uli Hoeneß wie aus der Pistole geschossen - und bestand bravourös auch diese letzte Prüfung als Schirmherr der deutschen Wurst.



Johnson, Lewis: Zu früh gejubelt

24. September 2018

Heute wird der skandalöseste Wettlauf der Weltgeschichte dreißig Jahre alt. Ein halbes Jahr vor dem Eklat in Seoul hatte Ben Johnson noch ein ganz anderes Problem. In Sindelfingen. Dieter Hoeneß musste sich damit befassen - er saß mit am Tisch.

„Nach dem Rennen, Ben“

Der Weg vom Himmel in die Hölle kann verdammt kurz sein. Für den schnellsten Mann der Welt war es sogar ein Katzensprung: Nur 49 Schritte und 9,79 Sekunden hat der seinerzeit für die hundert Meter gebraucht - als Teufelskerl rannte er kerzengerade ins Fegefeuer.

„Strolch!“, brüllten danach die einen. „Schurkel“, schäumten die anderen. Auf jeden Fall waren sich aber alle einig, dass dieser charakterlose Kriminelle ein gewissenloser Betrüger und ein schamloser Sauhund war.

Oder war er nur eine arme Sau?

Sicher ist, dass Ben Johnson ein halbes Jahr vorher noch ein anderer Teufelskerl war. Nämlich einer von der beneidenswerten Sorte, den alle mit offenem Mund bewunderten, mindestens aber bestaunten, und der wie ein unschuldiges Kind aus seinen freundlichen Kulleraugen die Welt anblickte, dass man gerne einen Abend mit ihm verbrachte, zum Beispiel als Journalist. Jedenfalls habe ich den schnellsten Mann der Welt kennengelernt, als er noch den Eindruck erweckte, glücklich zu sein - damals, im Februar 1988.

Es ist ein Donnerstag, abends, in einem Hotel im schwäbischen Sindelfingen. Beim großen Leichtathletikmeeting im dortigen „Glaspalast“, einer Halle mit schnellen Bahnen, wird tags darauf Thomas Schönlebe laufen, der DDR-Weltmeister über 400 Meter, und vor allem Ben Johnson, das kanadische Weltwunder, der amtierende Weltmeister und Weltrekordler im Sprint. Aber jetzt ist erst einmal das Bankett, es ist der Abend zuvor, und alle haben viel Spaß, sogar die misstrauischen Stasimäntel an Schönlebes Tisch. Daneben, am Tisch von Johnson, sitzt Dieter Hoeneß, der frühere Nationalspieler macht seine ersten Schritte in seine neue Karriere als Manager. Für den Computerhersteller „Commodore“, der Johnsons Gastauftritt sponsert, betreut der Fußballer den Kanadier, berät ihn bei der Speisekarte und hält ihn bei Laune - und die greift dann auch über auf den dritten Tisch.

Das ist unser Tisch, der vom Fernsehen. „Sport im Dritten“ hat mich mit einem pfiffigen Kamerateam zur Berichterstattung entsandt - und mein kreativer Tontechniker hängt plötzlich sein langes Stabmikrofon dicht unter der Zimmerdecke über den Tisch von Johnson, kehrt danach feixend zurück und erzählt, dass sein wuscheliges, gut getarntes Mikrofon ungefähr den folgenden, zündenden Wortwechsel aufgeschnappt hat:

„Ich brauche eine Frau“, fleht Johnson.

„Nach dem Rennen, Ben“, vertröstet ihn Hoeneß.

Ob die Hinhaltetaktik von Hoeneß erfolgreich war und was nach jenem Rennen in Sindelfingen passiert ist, lässt sich im Nachhinein nicht mehr detailliert ermitteln. Aber für Ben Johnson war es auf jeden Fall vergnüglicher als das, was dann im darauffolgenden Herbst passiert ist - nach einem ganz anderen Rennen, einem viel wichtigeren Rennen, dem spektakulärsten und skandalösesten Rennen der Sportgeschichte, weitweg in Südkorea, in Seoul.

Es gibt vom Abend dieses finsternen 24. September 1988 ein Foto. Es ist grau und etwas verschwommen, jedenfalls nicht sonderlich scharf, aber so ist das oft mit solchen alten, historisch wertvollen Dokumenten. Man sieht Ben Johnson, wie er bäuchlings auf einer Pritsche liegt. Direkt neben ihm

hockt einer auf dem Boden, mit dem Rücken an der Wand, und streckt beide Beine von sich. Vor den zwei Männern, die sich da sichtlich gutgelaunt unterhalten, stehen zwei Dosen Bier.

Ben Johnson lächelt auf dem Foto.. Er ist gerade Olympiasieger über 100 Meter geworden, er hat gegen Carl Lewis den Lauf des Jahrhunderts gewonnen. Jetzt ist er hier im Raum der Dopingkontrolle und trinkt Bier, damit er endlich pinkeln kann. Und verkürzt sich das Warten mit diesem entspannten Kerl, der neben ihm sitzt.

Johnson kennt ihn, zwei Jahre zuvor haben die Zwei nach dem Leichtathletik-Meeting in Zürich das dortige Nachtleben aufgemischt. „Was hast Du hier zu suchen?“, fragt er den alten Kumpel - und wenn der jetzt ehrlich wäre, würde er womöglich antworten: Sei mir nicht böse, Ben, aber die Gegenseite hat mich auf Dich angesetzt.

Dieser lockere Plauderer, den Johnson für einen alten Kumpel hält, ist in Wahrheit ein enger Freund seines Erzfeindes Carl Lewis, den er gerade vorhin im Lauf des Jahrhunderts gedemütigt hat. Joe Douglas, der Manager von Lewis, hat den Mann zur Dopingkontrolle akkreditiert, oder besser: eingeschleust. „Als Beobachter“, wird Douglas später erklären, „falls Ben Johnson die Dopingprobe manipuliert.“

Vom „Mystery Man“ hat Johnson nach jenen denkwürdigen zwei Stunden im Dopingraum des Olympiastadions in Seoul oft gesprochen, bis ihm der Name irgendwann doch wieder einfiel: Andre „Action“ Jackson hieß der Rätselhafte, mit dem er sich beim Biertrinken das Warten aufs Wasserlassen verkürzte. Acht Dosen Bier sollen es am Ende gewesen sein - und in die, behauptet Ben Johnson fortan immer wieder, habe ihm dieser fragwürdige Freund heimlich Stanazol-Tabletten gemischt.

Was ist dran, nichts oder gar nichts? Sicher ist nur, dass Ben Johnson, der gefeierte Held von Seoul, drei Tage später als Strolch aufflog. Man erzählt sich, dass er als Erstes seine Mutter Gloria anrief und sie tröstete: „Es ist keiner gestorben.“ Keiner, nur er. Ben Johnson war tot. Die Sportwelt, die ihn noch tags zuvor angehimmelt hatte, spuckte ihn aus wie einen verfaulten Zahn.

Heute wird der skandalöseste Wettlauf der Weltgeschichte dreißig Jahre alt, dabei war der 24. September 1988 eigentlich reserviert für den glorreichen Gladiatorenkampf der Giganten: Ben Johnson gegen Carl Lewis - die Menschheit fieberte diesem Duell entgegen wie den Jahrhundertschlachten von Ali gegen Frazier und Foreman. Big Ben gegen Carl den Großen, das war wie Boxen: Im Jahr zuvor, nach einem Lauf in Sevilla, wären sie sich fast an den Kragen gegangen. Sie mochten einander nicht, der redselige ka-

lifornische Strahlemann mit dem ästhetischen Laufstil und dieser kanadische Kraftprotz, der aus seiner schwierigen Kindheit in Jamaika ein leichtes Stottern mitgebracht hatte. Johnson ließ lieber seinen Körper reden, vom Stiernacken bis zu den dicken Oberschenkeln, die er kaum noch ungestreift aneinander vorbeibrachte.

Startschuß. Der Muskelberg explodierte. Beidbeiniger Sprung aus dem Block, ein Trommelfeuer von 49 Schritten, die Anzeigetafel glühte. 9,79 Sekunden. Unfassbar. Lewis gratulierte mit steinernem Blick, und Johnson ging beglückt zur Dopingkontrolle. Sorglos habe er dreingeschaut, berichteten Augenzeugen. Die Steroide habe Johnson sechs Wochen vor Seoul abgesetzt, munkelten Insider vor dem Rennen, und jeden Anflug des schlechten Gewissens habe ihm sein Trainer Charlie Francis schon 1981 mit dem Satz ausgetrieben: „Alle dopen, du tust also nichts Böses.“ Was sollte also passieren? Zwei Tage lang fühlte sich der naive Junge mit den Kulleraugen als König im Olymp.

Dann, am dritten, nachts um 1.45 Uhr, platzte die Bombe: Stanazol. Johnson war damit vollgepumpt. Er verlor alles, seine Ehre, seine WM-Titel, die Weltrekorde und die Goldmedaille. Die ließ sich bei einer hastig anberaumten Zweitsiegerehrung Carl Lewis umhängen, und Johnson wurde wie ein verlauster Hund vom Hof gejagt und in eine Maschine der Korean Airlines gesetzt. Er floh heim nach Toronto - vor der Schande.

Spätestens seit Seoul weiß jeder Doper: Man darf sich nicht erwischen lassen. Vor allem nicht zweimal, wie Johnson. Denn 1993 ist es ihm nochmal passiert. Vom Sport bekam er dafür lebenslänglich und vom Rest der Welt die Höchststrafe, eine Reise durch die Hölle. In einer Freak-Show trat er danach für Geld gegen Schildkröten an, man kettete ihm dabei schwere Gewichte an die Füße. Eine Zeitlang trainierte er Diego Maradona, als der Argentinier ein Comeback begann, das dann aber auch als Dopingskandal endete. Gemeinsam wurden beide schließlich Privattrainer von Al-Saadi Ghaddafi, dem fußballbegabten Sohn des libyschen Staatschefs. „Auch Ben“, sagte Maradona, „wurde Opfer übler Machenschaften.“

War alles ein Komplott?

„Sabotage!“, hat Johnsons Manager Larry Heidebrecht gleich 1988 in Seoul getobt. Und Johnson versteifte sich immer mehr auf seinen „Mystery Man“, vor allem, als sich Andrew „Action“ Jackson in einem Interview auch noch mit dem rätselhaften Satz verzettelte: „Vielleicht habe ich es getan,

**„Alle dopen,
du tust also
nichts Böses**

vielleicht nicht, was ändert es?“ Man kann einem vieles ins Bier mischen, nickten sofort die Verschwörungstheoretiker und erinnerten an Paul („Gazza“) Gascoigne - das englische Fußballidol soll einem Reporter, als der kurz raus musste, sogar einmal klammheimlich ins Bierglas gepinkelt haben.

Möglich ist also vieles. Doch als sicher gilt auf jeden Fall eines: Es war das schmutzigste 100-Meter-Finale aller Zeiten, und Johnson war nicht der einzige Schlawiner im Feld. Sechs der acht Starter von Seoul wurden später als Doper überführt - und Carl Lewis schickt womöglich heute noch Dankgebete dafür zum Himmel, dass die bei den US-Ausscheidungen kurz vor Seoul bei ihm festgestellten Substanzen als „unabsichtlich“ bewertet und ebenso großzügig wie fragwürdig verworfen wurden. Auch am dreißigsten Jahrestag des Sündenfalls von Seoul ist jedenfalls die Frage noch nicht schlüssig geklärt, ob Johnson unter vielen Spitzbuben die arme Sau war, die geschlachtet wurde, weil sie sich erwischen ließ. Aber wenn wahr ist, was man gelegentlich hört, führt er heute ein stilles Leben und ist mit sich im Reinen.

War er womöglich sogar erleichtert, damals in Seoul, als die Bombe platzte? Sein Trainer klopfte an seine Hoteltür, und folgender Dialog soll sich dann ereignet haben: „Du bist positiv getestet“, sagte demnach Charlie Francis. Unbewegt habe ihn Ben Johnson angeschaut: „So they finally got me?“

Haben sie mich endlich?

Charlie Francis war übrigens auch damals in Sindelfingen dabei, im Februar zuvor. Während sein Star ein Mittagsnickerchen hielt, wollte sich der Trainer die Laufbahn im „Glaspalast“ ansehen, und wir fuhren zusammen zur Halle. Unterwegs sprach ich Francis auf die schon da zunehmend kursierenden Dopinggerüchte an - und mit einem verständnislosen Kopfschütteln hat er sich den Kropf geleert über die Neider und Missgünstigen dieser Welt, die nicht wahrhaben wollen, dass es Auserwählte gibt, die der Schöpfer ausstattet mit besonderen Gaben.

„Ben ist ein Naturtalent“, sagte Charlie Francis. Ich frage mich im Nachhinein, ob er das alles womöglich sogar beim Augenlicht seiner Kinder geschworen hätte.



Bastian Schweinsteiger und Lukas Podolski

25. Mai 2017

„Den alten deutschen Klopferfußball gibt es nicht mehr“, hat Lukas Podolski in einem Interview gesagt. Der Satz war offenbar zu kritisch, er wurde jedenfalls von der DFB-Pressesabteilung gelöscht und das Gespräch an weiteren 37 Stellen frisiert und zensiert.

Pardon: autorisiert.

„Es gilt das gestrichene Wort“

Als Tobias Barnerssoi zum Himmel hochschaut, entfährt ihm ein grässlicher Fluch: „Sch...!“

Schade.

Sauwetter, verfluchtes. Da steht er in aller Herrgottsfrüh auf, will das Training und die Bergwelt genießen, und dann das: Nebel, Nieseln, alles Soße.

Tobias Barnerssoi ist Mitte 20 und der neue deutsche Hoffnungsträger alpin, und der verheißungsvolle Bayer zeigt mir an diesem Morgen, wie man

seinen inneren Schweinehund überwinden muss. „Trainingsstunde“ heißt die Serie, an der ich für eine Sonntagszeitung über die Qualen und Freuden bei diesen täglichen Übungseinheiten schreibe, und bis auf das Wetter verläuft der Tag wie gemalt. Ich will mich bei Barnerssoi dafür zum Abschied noch geschwind bedanken - da zerstört er beim Händeschütteln jäh das Happyend.

„Ach, eines noch“, sagt er beiläufig, aber bestimmt „bevor die Fotos erscheinen, würde ich sie gerne sehen, und vorher auch den Bericht lesen.“

Markus Leser, mein Fotograf, schaut mich regungslos an, und ich ihn. Das hatten wir noch nie. Als wir den kühnen Vorstoß halbwegs verdaut haben, versuchen wir dem kommenden deutschen Schneekönig therapeutisch beizubringen, daß sich solche Extrawürste bislang eigentlich nur große Staatsmänner, unschlagbare Superstars und launische Divas wünschen, vor allem in Hollywood - dass er dagegen eher aus Halblech (Bayern) kommt, wo sie bisher eher nur Heimatfilme gedreht haben.

Im November 1995 war das. An jenem denkwürdigen Vormittag mit dem Skifahrer Barnerssoi habe ich mir erstmals perspektivische Sorgen über meinen Beruf gemacht. Schlagartig wurde mir klar, dass die Tage gezählt und die Zeiten vorbei waren, in denen man als Journalist das, was ein Sportler sagte, auch noch schreiben durfte.

Wo wir heute stehen?

Sagen wir es so: Wenn ein Fußballer im Interview mit viel Mut zu Ecken und Kanten wirklich sagt, was Sache ist und kein Blatt vor den Mund nimmt, ist die Chance, dass seine zündende Wortmeldung es am Ende tatsächlich bis in die Zeitung schafft, kleiner als die einer Sau beim Metzger. Denn nur in den seltensten Fällen nimmt so ein Spielerinterview noch den direkten Weg an die Öffentlichkeit, sondern muss der Presseabteilung des jeweiligen Klubs oder Verbands erst einmal zur Zensur, pardon: zur Autorisierung vorgelegt werden - und was dann als genehmigt schließlich zurückkommt, ist schlimmstenfalls hemmungslos geändert, glattgeschliffen und hochgehübscht.

Ein brisantes Interview geht, salopp auf gut Deutsch gesagt, heutzutage den Weg aller schmutzigen Wäsche – es wird geschleudert, bis es aus der Waschmaschine blütenweiß wieder raus kommt.

Zorn und Verzweiflung sind manchmal die traurigen Folgen. Während der WM 2010 in Südafrika habe ich ein Gästehaus mit zwei Kollegen eines großen deutschen Blattes geteilt, und eines Tages musste ich beide fast stützen – denn als ihr Interview mit Linksaußen Lukas Podolski nach der Autorisierung durch den DFB zurückkam, war es plötzlich ungefähr sech-

zig Zeilen kürzer als die eingesandte Urversion. An 38 Interviewstellen, in Worten: achtunddreißig, fand sich der Hinweis „gelöscht“, und gelöscht waren, beispielsweise, die beiden Podolskisätze: „Früher haben die deutschen Mannschaften vor allem in der Defensive alles weggehauen“ – und: „Den alten deutschen Klopferfußball gibt es nicht mehr.“

Da hatte Podolski zwar zweimal nichts direkt Schlimmes und darüber hinaus noch an weiteren 36 Stellen die Wahrheit gesagt, die reine Wahrheit, nichts als die Wahrheit - aber der zeitgemäße, von pflichtschuldigen PR-Imagepflegern geschminkte Fußball wünscht sich eine höhere, schönere, heilere Wahrheit und Wirklichkeit.

Was tun?

Zugegeben, wir Kolumnisten haben leicht reden. Wir machen keine Interviews, wir müssen um keines betteln, stattdessen verstecken wir, geschützt von der Narrenfreiheit, hinter ein paar Anekdoten unsere Meinung.

“Den alten deutschen Klopferfußball gibt es nicht mehr

Wir schreiben also einfach, was uns gerade einfällt und fragen keinen um Genehmigung, und falls ein Presseverhinderungschef einen Autorisierungswunsch an uns hätte, würden wir ihn auslachen - und zur Strafe noch eine Kolumne schreiben über seinen unerträglichen Mundgeruch oder abscheulichen Achselschweiß.

Anders ist das bei den Reportern und Interviewern. Sie stehen an der Front und sind gezwungen zu Zugeständnissen, wobei es aber durchaus wehrhafte

Beispiele des gelebten Widerstands gibt: Als von sieben Antworten eines Fußballers beim Autorisieren vier wieder gestrichen wurden, hat die `FAZ` es einmal gemacht wie die `Welt am Sonntag` im Fall eines Gesprächs mit dem Bayernstar Franck Ribery und das Interview gar nicht gedruckt. Auch das Wochenblatt `Die Zeit` lässt sich nicht lumpen und hat anlässlich der oben erwähnten WM in Südafrika nach einem Zwiegespräch mit Oliver Bierhoff am Ende die Antworten weggelassen und nur die Fragen abgedruckt. Dabei soll der Dialog mit dem Manager der Nationalmannschaft ursprünglich richtig brisant und ergiebig gewesen sein. Eine halbe Stunde lang hatte er sich offen geäußert. Und mutig. Und ehrlich. Zu ehrlich?

Jedenfalls gibt auch der DFB zur Veröffentlichung gerne bereinigte Antworten frei. Dabei war dessen damaliger Medienchef Harald Stenger früher selbst Journalist bei Länderspielen, ehe er dann die Front wechselte. Genausogut, lästern böse Zungen, hätte er auch auf Frisör umsatteln können – so, wie die Interviews beim Autorisieren vom DFB plötzlich frisiert



Tobias Barnerssai

Chef Wolfgang Uhrig gesagt. Er ist auch noch einer von gestern und hat sich mit der neuen Wirklichkeit abgefunden: „Es gilt das gestrichene Wort.“

wurden, schlimmstenfalls mit der Hecken-
schere. Bierhoffs Antworten hat die Öffent-
lichkeit jedenfalls nicht zu Gesicht bekom-
men, und als Begründung für die Eingriffe,
verriet die `Zeit`, habe der DFB-Presseschef
erklärt: „Das ist nicht der Bierhoff, wie er
sonst rüberkommt.“

Das zweckdienliche Rüberkommen ist für
viele das A und O und der tiefere Sinn des
neuzeitlichen Interviews, und wir Romanti-
ker heulen immer nasser in unseren Notiz-
blich und weinen den verloren gegangenen
Zeiten nach, als es bei Interviews noch hieß:
Es gilt das gesprochene Wort.

Heute?

Am schönsten hat es der frühere „kicker“-

FUSSBALL-LÄNDERSPIEL SCHWEIZ STUTTGART 22. NOV. 1950 14.30



FUHR

22. November 2020

Vor siebzig Jahren erlebten (mindestens) 103 000 Zuschauer in Stuttgart das erste Nachkriegsländerspiel, darunter Dr. Eberhard Foth. Der hat später als RAF-Richter die Terroristen Baader und Ensslin verurteilt - geriet aber schon bei diesem verregneten Kick im Schlamm in die Bredouille.

„Es war ein Kampf ums Dasein“

Heute vor siebzig Jahren hat sich herausgestellt, dass schon ein humorloser Tritt gegen den Ball genügt, um sich als Fußballer ins Goldene Buch der Geschichte zu schießen.

„Mein Tor? Also, das war so: Wir hatten ja Schlamm an dem Tag. Knie-tief. Da kannst du beim Elfmeter nicht groß Anlauf nehmen, sonst bleibst du stecken. Also: Ich bück mich, leg den Ball hin, zwei Schrittdchen, Augen zu - und drauf!“

So hat Herbert Burdenski seinen berühmten Moment im späteren Leben x-mal nacherzählt, vorwärts, rückwärts und seitwärts, und er selbst ist inzwischen zwar begraben - aber was auch ohne ihn weiterlebt, ist dieser Schuss, mit dem er sich eingraviert hat in den Stein der Ewigkeit.

Abgefeuert hat ihn der Verteidiger Burdenski im ersten Länderspiel nach dem Krieg, als die Weltgemeinschaft den deutschen Fußball wieder begrüßte. Viele taten es widerwillig, noch ein paar Wochen zuvor bei der WM 1950 in Brasilien waren wir gesperrt, geächtet und ausgestoßen, und so mancher hätte uns Deutsche im Abseits der Hölle gerne noch länger schmoren lassen - bis auf die Schweizer.

„Grüezi“, sagten die und hießen uns wieder willkommen.

Die Schweizer sind verlässliche Nachbarn. 1908 waren sie unser erster Länderspielgegner überhaupt, und sie haben sie uns immer als Erste verziehen, wenn wir wieder einmal erfolglos versucht hatten, kriegerisch die Welt zu erobern. Sie warteten dann einfach, bis sich der Pulverdampf ver-zogen hatte und reichten uns die Hand zur Versöhnung.

Vor allem am 22. November 1950.

Heute feiert der große Tag Jubiläum, er wird Siebzig, und die, die dabei waren, sind entweder tot oder von gestern, mindestens aber um die Neunzig. Man muss Glück haben, um noch einen zu finden wie Eberhard Foth. Vor einiger Zeit bekam ich einen Leserbrief, es ging um irgendein juristisches Thema zum Fußball, und er endete so: „Mit freundlichen Grüßen, Foth.“

Foth? Hin und her habe ich überlegt, bis das Gedächtnis mit dem Finger schnalzte: Mitte der 1970er war ich als junger Polizeireporter gelegentlich beim RAF-Prozess in Stuttgart-Stammheim - und vorne am Tisch saß Dr. Eberhard Foth. Als Vorsitzender Richter verurteilte er die Terroristen Baader, Ensslin und Raspe für sechs Bombenanschläge in Tateinheit mit 34 Mordversuchen und vier Morden zu dreimal Lebenslänglich.

Was tut man, verführt von der Nostalgie? Man trifft sich zu Kaffee und Kuchen, „Milch? Zucker?“, hat mich Gastgeber Foth gefragt - und plötzlich nicht mehr vom Terrorismus erzählt, sondern vom Fußball, und wie er als



20-jähriger Jurastudent in Tübingen morgens immer zum Kiosk hechelte, um den „Grünen Sportbericht“ mit den Reportagen des großen Hans Bli-ckensdörfer zu ergattern.

„Bli war Pflicht“, sagt Foth.

Aber vor allem der Besuch dieses Spiels. Es hat an jenem historisch wert-vollen Novembertag anno ` 50 geschifft wie aus Kübeln, und allen Sicher-heitsvorschriften zum Trotz quetschten sich 103 000 Zuschauer ins mit Stahlrohrtribünen erweiterte Stuttgarter Neckarstadion, darunter, in einem der günstig erworbenen Militärmäntel, die nicht mehr gebraucht wurden, der angehende Richter Foth. „Weitere 20 000“, schwört er rück-wirkend jeden Eid, „sind unter Umgehung des Eintrittsgelds über die Zäu-ne geklettert.“

„Alles war gut“, entsinnt sich Fußballfreund Foth, „bis plötzlich die Zuschauer auf den oberen Rängen abrutschten und den unteren in den Rücken fielen. Es begann ein Kampf ums Dasein. Ich wurde gegen eine Abschränkung gedrückt und kam nur ungeschoren davon, weil mein Brust-kasten härter war als die Geländerbefestigung. So hatte ich den Vorteil, zum Schluss unmittelbar am Spielfeld neben dem Tor zu stehen.“ Genau



Fan und Richter: Dr. Eberhard Foth

gesagt neben Toni Turek, dem an dem Tag noch keiner ansah, dass er vier Jahre später beim Wunder von Bern dem Radio-reporter Herbert Zimmermann den Schrei entlocken würde: „Toni, du Fußballgott!“

Auch Max Morlock und Ottmar Walter waren von den späteren Helden dabei, und die Deutschen spielten, vermutlich aus Geldnot, noch ohne Rückennummern. Aber vor allem ohne Fritz Walter. Der Kapitän war verletzt. Wie schwer? Bundes-

trainer Sepp Herberger hatte es ein paar Tage vorher am Telefon geklärt. „Fritz“, sagte er, „trete Sie mal gegen de Schreibtisch.“ Walter schrie vor Schmerz. Herberger: „Dann geht's net.“

Aber Hauptsache, es wurde gespielt. Die Deutschen hatten das trostlose Elend satt, sie wollten sich wieder freuen und lachen, dreißig Sonderzüge rollten aus allen Ecken der zerbombten Republik heran, der Stehplatz kostete eine Mark, der Sitzplatz dreifünzig, und sogar die Aschenbahn war ausverkauft. Außenläufer Kalli Barufka, der VfB-Lokalmatador, berichtete später: „Damit Berni Klodt eine Ecke schießen konnte, mussten die Zuschauer einen Schritt zurücktreten.“

Auch Hartmut von Mallinckrodt befand sich mit seinem Zwillingsbruder Volker („Wir waren zehnjährige Lausbuben“) an vorderster Front. Aus dem nahen Luginsland waren sie hinuntermarschiert zum Stadion, und noch heute schildert Hartmut dramatisch, wie sie überlebt haben: „Es kam zu Tumulten beim Streit um die besten Plätze, Menschen stürzten, Barrieren brachen. In der Untertürkheimer Kurve verloren viele den Halt und riefen: Bua, schmeiß mir einen Backstein rauf, dann kriegsich zehn Pfennig. Bald klapperten die Zehnerle in unseren Hosentaschen, und irgendwann warfen wir sogar Bretter hoch, für 50 Pfennig.“

Der Druck von hinten nahm dann plötzlich gefährlich zu, und die Bretterzäune in der Untertürkheimer Kurve wurden niedergetrampelt, bis die Buben irgendwann an der Außenlinie knieten, hautnah bei den Spielern - „noch heute“, erzählt Zwilling Hartmut, „höre ich die Rufe und das schwere Keuchen von Burdenski und Co.“

Die Zeitzeugen sterben aus, aber dank alter Schriften und des vergilbten Notizblocks, der mir von einem Telefonat mit Herbert Burdenski geblieben ist, wissen wir über dieses Spiel eins nach der Stunde null alles. Auch der Verteidiger von Werder Bremen war im Zug angereist, und in seiner Tasche

steckte ein vier Wochen alter Brief des Bundestrainers, der seinen Pappenheimer kannte und es ihm rechtzeitig schriftlich gab: „Spielen Sie nicht leichtsinnig, Budde!“

Und dann ertönte dieser Pfiff. Elfmeter für Deutschland. Schießen wollte keiner, nicht ums Verrecken. „Auf geht's, Budde“, flehten die Kameraden, weil der Bremer schon ein paar Kriegsländerspiele sowie Frontbewährung auf Führerbefehl hinter sich hatte - „da bin ich eben“, berichtete der Tapfere später (und seine Schilderung wird glaubhaft untermauert durch alte Wackelbilder der Wochenschau), „die 60 Meter nach vorne durch den Morast gewatet und hab' den Ball unter die Latte gesetzt.“ Es war ein Glücksschuss für die Seele von mindestens 103 000 Deutschen im Gummizeug und Millionen am Radio. Als Geschenk für die Sieger gab es einen warmen Händedruck, 100 D-Mark sowie eine Schweizer Golduhr, vermutlich hatten die Gegner sie mitgebracht.

„Mit dem Geld“, hat Schütze Burdenski später verraten, „hab' ich meiner Frau was Schönes gekauft, sie lag im Krankenhaus. Sie brachte vier Tage nach dem Spiel unseren Sohn auf die Welt.“

Dieter Burdenski, der Neugeborene, wurde dann später Nationaltorwart. Bei der WM 1978 im DFB-Quartier im argentinischen Ascochinga, in dem auch wir Journalisten untergebracht waren, bekämpften wir einander gelegentlich beim Tischtennis, und auch Budde Junior hat mir glaubhaft erzählt, wie heldenhaft sein Vater damals den Elfer versenkte: Hoch, aus dem tiefen Schlamm.

**“ Mit dem
Geld habe ich
meiner Frau
was Schönes
gekauft**



24. November 1989

Dieter Baumann ist der König der Kamera. Schon sein Vater Erich wurde gefeiert als „Champ“, und der Sohn hat früh gelernt: Ein grandioser Fotograf darf am Ende des Tages nicht ohne großartiges Foto heimkommen. Eines sehen Sie hier. Es erzählt eine deutsch-deutsche Geschichte.

König Richard und die Stasi

Wenn man von Dieter Baumann spricht, ist die Verwechslungsgefahr groß, denn es gibt zwei davon. Der eine ist einer der besten 5000-Läufer der Welt, aber hier geht es um den anderen, der einer der besten Sportfotografen der Welt ist.

Und einer der unerschrockensten.

Vor nichts hat er Angst, nicht einmal vor der Stasi. Man liest in diesen herbstlichen Wochen der deutsch-deutschen Wende ja viele Geschichten über mutige, tapfere oder gar verwegene Menschen, und die folgende soll

jetzt auch erzählt werden - ziemlich genau zehn Jahre, nachdem sie passiert ist.

Das dazugehörige Foto mit dem Vermerk „Bild: Baumann“ zeigt einen alten Mann in seinem Geräteschuppen im Garten. Er sitzt auf einer morschen Obstkiste und ruht sich vom Holzspalten aus. Es ist Ende Oktober und kühl in Dresden, und der alte Mann trägt, als fast lebenslängliches Souvenir eines Motorradunfalls, eine weiße Klappe über dem Ohr. Sie ist sein Markenzeichen. Trotz dieser Klappe hat er in seiner besten Zeit die tollsten Tore geschossen, so kannte ihn die Welt – einen der großen Torjäger des deutschen Fußballs: Richard Hofmann.

„König Richard“ nannte man diesen Scharfschützen seit den 1930ern. Schuld war eine Begebenheit vor einem Län der spiel in Kopen hagen, als Seine Majestät Christian X. von Dänemark den deutschen Kapitän bei der Begrüßung nach seinem Befinden befragte, worauf ihm Hofmann antwortete: „Danke, gut, Herr König.“ Als die Mitspieler nach dem Spiel lachten, erklärte er sie auf: „So spricht man mit seinesgleichen.“

König Richard also. Das alte Foto weckt die verblassten Erinnerungen – nicht nur an das UEFA-Cupspiel des VfB Stuttgart am Abend jenes 24. Oktober 1979 bei Dynamo Dresden, sondern auch an diesen unerschrockenen Fotografen aus Ludwigsburg, der mir morgens beim Frühstück im Hotel alle Ängste nimmt, als ich mir das Reporterhirn zermartere und die Frage stelle, ob wir diesen von der Deutschen Demokratischen Republik streng verbotenen Abstecher durchs Dresdner Hinterland wirklich riskieren sollen. Denn wenn sie uns erwischen, warten schlimmstenfalls im Stasikerker in Bautzen zwei Einzelzellen wegen Spionage auf uns, mit Dunkelhaft bei Wasser und Brot.

„Hör auf, los geht's!“ schüttelt mich Baumann.

Wir finden vor dem Dresdner Hotel einen Taxifahrer, der das Wagnis mit uns teilt. Mit 100 West-Mark zwingen wir ihn, uns konspirativ zu König Richard zu chauffieren. Die Adresse hat mir der kurz zuvor als Bundestrainer abgetretene Helmut Schön mitgegeben, der in seiner Blütezeit neben Hofmann beim Dresdner SC stürmte, und gesagt: „Grüßen Sie Richard von mir.“

Wir setzen uns also von unserer VfB-Westdelegation und den Stasiaufpassern im Hotel also ab und fahren auf verbotenen Neben- und Abwegen hinaus nach Freital. Die kleine Wohnung befindet sich unterm Dach. Vor der Tür ein abgewetzter Fußabstreifer, ein Paar Pantoffeln, Kehrwisch und Kutterschaukel. Und neben der Klingel ein Schild aus vergilbter Pappe: „Hofmann.“ König Richard ist nicht da, aber die Nachbarin schickt uns in den Garten, und wir finden den alten Mann im Schuppen. „Von drüben seid Ihr?“, erschrickt er.

Der alte Mann hat Angst, vor Fragen, vor Fotos, vor allem. Über nichts will er mit uns reden, vor allem nicht über seine goldene Zeit als Reichsbomber in den 30er Jahren. König Richard ist jenseits der 70, er will keinen Ärger mehr, und schon gar nicht die Staatssicherheit an den Hals. „Gehen Sie“, sagt er. Aber sind wir gesetzeswidrig auf brisanten Schleichwegen über das holprige DDR-Backsteinpflaster geruckelt, um am Ende unverrichteter Dinge wieder umzukehren? Soviel Selbstaufgabe ist zuviel verlangt, und vor allem Dieter Baumann hat einen Ruf zu verlieren: Er ist einer der Besten seines Fachs - und das wird man nicht, indem man als Fotograf abends ohne Foto nach Hause kommt.



Dieter Baumann

Ein Wunderkind war er sogar. Anno 1963 hatte er erstmals für Furore gesorgt mit einem Foto im renommierten „Grünen Sportbericht“, das den deutschen Heldenreiter Hans-Günter Winkler im Sattel einer seiner Wunderstuten zeigte. Aber weder Ross noch Reiter waren die Sensation, sondern der Fotograf, denn er war erst elf Jahre alt. Da war der Apfel sichtlich nicht weit vom Stamm gefallen, also vom Vater: Erich Baumann.

„Champ“ nannte den seinerzeit die faszinierte Sportfotografenwelt. Für Bilder, wie der große Baumann sie geschossen

hat, musste man das gewisse Etwas mitbringen, das Näschen, den Instinkt, das Gefühl. Fotografieren war damals noch komplizierter, die Kameras spuckten noch nicht als Schnellfeuerwaffen hundert Schnappschüsse in der Sekunde aus, man musste den perfekten Augenblick für den Knopfdruck ahnen. Klein angefangen hatte Baumann nach dem Krieg, als Justizangestellter im Gefängnis („Ich war der Knastro“). Als Hobbyknipser besuchte er dann anno `48 zufällig den Ludwigsburger Stadtlauf, mit seiner gebrauchten Klappkamera, einer Retina. „Könnten Sie mir“, fragte ihn dort der Redakteur vom Lokalblatt, „auch ein Bild machen?“ Das Honorar: 7,50 Mark. Von da an fotografierte Baumann auf Bestellung.

Und dann passiert ein wunderbares Wunder, nämlich das von Bern. Dort, im Wankdorfstadion, werden die Deutschen 1954 sensationell Weltmeister. Nach dem Schlussspfiff tragen Schlachtenbummler die Helden auf den Schultern vom Platz, und im Drunter und Drüber des Tohuwabohus drückt Baumann auf gut Glück einfach ab. Dann hastet er mit seinem Ford 12 M

heim nach Ludwigsburg, und in der Dunkelkammer fördert er nachts seine Zeitdokumente zutage: Fritz Walter und Toni Turek, die sich wie Kinder an den Händen halten, Max Morlock, wie er die gefalteten Hände zum Himmel richtet. Die Bilder von Bern gehen um die Welt - wie Baumann. Er hat das Glück des Tüchtigen.

Es ist das Glück des Besten. Der „Champ“ ist fortan für alle Blätter von Welt aktiv, er wird Präsident der internationalen Sportfotografen, und bei der WM 1978 in Buenos Aires habe ich staunend miterlebt, wie er mit den Generälen der Militärjunta eine Fotografentribüne fürs River Plate-Stadion ausgehandelt und Schwäbisch vollends als Weltsprache etabliert hat („I bin überall durchkomma, auch in Mexiko, in Tokio, koi Problem“). Das Bundesverdienstkreuz hat man ihm zweifellos aber auch für das Zeugen seines Wunderkinds verliehen.

Mit der Muttermilch bekommt man besondere Gaben normalerweise eingeflößt, aber in dem Fall war es eindeutig der Vater. Nicht lange hat sich der Dreikäsehoch Dieter vom Papa fotografieren lassen („Im Familienalbum steckt ein Bild, auf dem mich Hans-Günther Winkler im Arm hat“), vielmehr hat der Knirps den Winkler dann bald selbst geknipst, und die anderen Sportstars von Welt. Und keiner hat sich gesträubt.

Bis auf König Richard.

Er will wieder Holz spalten, jedenfalls nicht mit uns reden. Dabei tun wir alles, um den Mann mit der Ohrenklappe zu besänftigen. Dieter Baumann legt die Kamera auf den Boden und hockt sich im Schneidersitz daneben, und ich stecke meinen Griffel wieder ein, wie Soldaten legen wir die Waffen nieder. Als ich dem alten Mann die herzlichen Grüße von Helmut Schön überbringe, taut er kurz auf, erzählt von Gott, der Welt und dem runden Leder, und mit dem Krückstock zeigt er hinüber auf den Bolzplatz mit den schrägen Torlatten und sagt: „Die Buben aus der Nachbarschaft spielen hier. Ich bin ihr Trainer. Wir haben viel Freude. Aber bitte, gehen Sie jetzt.“

Wir stehen auf und gehen. Und ich tröste meinen Fotografen, er tut mir in diesem Moment richtig leid. Erst dieser weite, waghalsige Weg, und am Ende kein einziges Foto. Dieter Baumann stutzt, schaut mich an und sagt:



Erich Baumann

„Wieso?“ Denn irgendwie muss, während er da traurig am Boden hockte, seine Kamera heimlich und mit einem leisen Klick losgegangen sein. Und herausgekommen ist ein großartiges Foto, wie es nur ein grandioser Fotograf hinbekommt.

König Richard ist tot.

Aber dieses Foto lebt.



3. November 2015

Gerd Müller ist krank. Er ist dabei, die Erinnerungen an sein Leben zu verlieren. Aber umso mehr werden andere sie wach halten. Denn es gibt Momente mit ihm, die unvergesslich bleiben - so wie er als Fußballer und Mensch.

„Ich könnte heulen“

In jedem Leben gibt es ein paar Momente, die man sich ins Gedächtnis eingraviert und einrahmt. Wie sich das bestenfalls anfühlt?

Wie am 16. Oktober 1985.

An dem Tag spielt Deutschland im Stuttgarter Neckarstadion gegen Portugal, es geht um die Qualifikation zur WM, aber vor allem treffen wir deutschen Journalisten im Vorspiel auf dem Nebenplatz auf eine kreuzgefährliche Mischung aus Ex- und Vizeweltmeistern, von Haller über Breitner, Hölzenbein und Grabowski bis hin zu Gerd Müller. Wiederholt muss ich in meinem Journalistenkasten mit miraculösen Robinsonaden und schier

unfassbaren Reflexen die Schnitzer meiner Vorderleute Niersbach (später DFB) und Holzschuh („kicker“) auswetzen, und am Ende ordnet der als „Pfeife aus dem Auswärtigen Amt“ berühmte Bonner FIFA-Schiedsrichter Walter Eschweiler noch ein Elfmeterschießen an, denn für jedes Tor spendet ein Sponsor tausend Mark für die Erdbebenhilfe in Mexiko. Es wird geschossen, bis 27 000 Mark zusammen sind, und wir verlieren 12:15.

Warum es nicht 12:16 ausgeht? Lassen Sie es mich ohne falsche Bescheidenheit so sagen: Weil ich wie ein Hexer den unhaltbaren Elfmeter von Müller mit einem Panthersprung aus der Ecke fische. Jedenfalls stammelt der fassungslose Bomber der Nation im nächsten Moment: „Schwob, du bischd a Verrückter.“

Heute gratuliere ich ihm, denn Gerd Müller, der für alle Ewigkeit größte Schwabe des Fußballs, wird runde 70. Aber zu den besten Wünschen gesellen sich gemischte Gefühle, und die dazugehörigen Fragen tun weh. Weiß er, dass er Geburtstag hat? Wie erlebt er ihn? Schaut er sich heute Abend im Fernsehen die Champions League an? Regt er sich auf, wenn einer der Tölpel freistehend eine Chance verballert? Vor fünf Jahren ist der alte Bomber in solchen Momenten noch vom Sofa aufgesprungen, hat seine Nachbarn zusammengetrommelt und ihnen auf dem Sportplatz nebenan geschwind vorgemacht, wie er sowas noch nachts um halb Elf als 65jähriger Rentner erledigt – in Hausschuhen und mit verbundenen Augen hat er das Ding reingemacht, notfalls mit seinem berühmten Hintern.

„Vor dem Tor“, sagte er immer, „derfscht net das Studieren anfangen.“

Vorbei. Gerd Müller lebt in einem Heim, pflegebedürftig, und bald wird er nicht mehr wissen, wer er war. Alzheimer. Er verliert sein Gedächtnis. Umso wichtiger ist es, dass die Welt sich an ihn erinnert - und nicht nur über Klopps englische Zukunft in Liverpool und Blatters jämmerliche Gegenwart bei der FIFA diskutiert, sondern vor allem über die wunderbare Vergangenheit des Gerd Müller.

Wehmütig träumen sich die Nostalgiker unter uns in die glorreichen Zeiten zurück, als wir einen Vollstrecker hatten, der anno `72 binnen Jahresfrist 85 Kerben in die Torpfosten schnitzte. 68 Tore in 62 Länderspielen. 365 Tore in 427 Bundesligaspielen. Bei der WM 1970 traf er unfassbare zehn Mal. Zu jedem wünschenswerten Titel hat er uns Deutsche und den FC Bayern geschossen, Weltmeister, Europameister, Europacup der Meister. Schützenkönig wurde Müller sogar in einer Saison, als er sich vorüber-

**“ Vor
dem Tor
derfscht
net das
Studieren
anfangen**

gehend dem Kartoffelsalat hingab, 80 Kilo mit in den Strafraum schleppte und ihm die Hose spannte. „Kleines, dickes Müller“ taufte ihn sein erster Bayerntrainer Tschick Cajkovski, und mit allem, was ihm an Gliedmaßen und Weichteilen zur Verfügung stand, hat er vor dem Tor abgestaubt und den Titelsong seines unvergesslichen Hits untermauert: „Dann macht es bumm, ja und dann kracht`s, und alles schreit: Der Müller macht`s!“

Müller konnte mit dem Ball nicht sonderlich zaubern, zum Laufen war er zu faul, und seine Beine waren zu kurz. Also hat er sich im Strafraum auf seinen vier Buchstaben ausgeruht und nicht vom Fleck gerührt, aus Angst, dass ihm andernfalls ein Querschläger entgehen könnte. Sein Bewegungsradius war geringer als der Durchmesser seiner Oberschenkel, und er ruhte als Denkmal in sich. Forscher der Sporthochschule Köln haben ermittelt:



„Der erfolgreichste Mittelstürmer aller Zeiten hat es in manchem Spiel auf dreikommafünf Kilometer gebracht, während heute schon die durchschnittliche Laufstrecke eines Torwarts zwischen vier und fünf Kilometern liegt.“

Müller hätte sich auch nie auf die Flügel verirrt. „Wo bin ich?“ hätte er da draußen an der Eckfahne orientierungslos den Linienrichter fragen müssen, Heimweh nach dem Strafraum bekommen und womöglich nicht mehr zurückgefunden. Der Strafraum war sein Revier, und zwar dermaßen, dass ihn Harry Valerien, der große TV-

Altmeister, später anlässlich einer Gedächtnis-Gala des deutschen Fußballs auf die Bühne des Kölner Coloneums rief und zum besten Bundesliga-Stürmer aller Zeiten kürte - als der Saal minutenlang stehend applaudierte, musste der Geehrte schlucken, und tief gerührt brachte er nur den Satz heraus: „Ich könnte heulen.“

„Bleiben Sie doch noch kurz auf der Bühne“, hat ihn die Moderatorin Anne Will gebeten - aber da war der Müller, mit seinem Goldenen Schuh unterm Arm, bereits wieder auf der Flucht vor dieser Popularität, die ihm nie geheuer war. Held? Fußballgott? Er, der stille und stinknormale Schwabe („I mag keine Party-Deppen“), der in Nördlingen brav seine Lehre am

Webstuhl absolviert hatte, ehe er plötzlich zur Weltsensation wurde? Immer war er auf der Flucht vor diesem Denkmal, das man ihm baute, und ein Redner war er auch nie - vor lauter Maulfaulheit hat er sogar in einem Europacupspiel gegen Ajax Amsterdam zu sagen vergessen, dass er sich das Wadenbein angebrochen hatte, und auf die Zähne gebissen. Lebende Legende, berühmt in alle Ewigkeit? Das war ihm zu hoch.

„I hab` halt“, hat Müller gesagt, „meinen Riecher g` habt.“ Sein Näschen. Seinen Instinkt. Das Reden hat er lieber den anderen überlassen, am allerliebsten dem Kaiser. Franz Beckenbauer hat es in seiner Leichtigkeit oft geschafft, heute dies, morgen das und übermorgen das Gegenteil von beidem zu erzählen - aber von dem, was er einmal über Müller behauptet hat, musste er kein Wort zurücknehmen. „Ohne den Gerd“, sagte der Franz beim Rundblick über das Imperium des FC Bayern, „wären wir vielleicht heute noch in unserem alten Holzhäusl.“

Trefflicher konnte eine Rede auf Müller, den Mitbegründer des Münchner Machtklubs, nicht sein. Den richtigen Ton traf später auch Lionel Messi. Als der Argentinier einen der eigentlich unauslöschlichen Torweltrekorde des Altbayern brach, schickte er ein Trikot nach München, mit Widmung: „Für Gerd Müller. Mein Respekt und meine Bewunderung. Eine Umarmung.“

Müller war zu seiner Zeit ein Weltstar wie heute Messi, hat sich aber stets mannhaft dagegen gesträubt. Das einzige, zu dem er sich in puncto Mondänität einmal überreden ließ,

war ein hollywoodreifer Nerzmantel, den man als Bayernstar in jenen glorreichen Kaiser-Franz- und Sepp-Maier-Zeiten als Statussymbol halt trug. So hat sich auch der Müller kurz mal verkleidet, aber den Missgriff dann schnell korrigiert und seine Karriere schließlich dort beendet, wo man keinen Pelzmantel braucht, in Florida.

Es ginge an der Wahrheit vorbei, wenn man mutmaßen würde, das Auswandern sei wirklich des Müllers Lust gewesen. An die Fort Lauderdale Strikers haben die Bayern den alternden Bomber verkauft, anno ` 78, und als ich ihn damals besuchte, sprach er nur drei Wörter in fließendem Englisch, „yes“, „no“ und „coffee“. Beim Training stöhnte er: „A Bruthitz, jeden Tag - pass auf, sonst kriegscht an Sonnenbrand.“ Der Peruaner Teofilo Cubillas war der andere Weltstar im Team, und der dritte war eigentlich

“ *Ohne Gerd
wären wir wahr-
scheinlich heute
immer noch in
unserem alten
Holzhäusl*

George Best, der Rechtsaußen. Doch statt bei neunzig Grad Luftfeuchtigkeit zu trainieren, kreuzte der dribbelstarke Nordire nur kurz händchenhaltend mit zwei dürrftig bekleideten Schönheiten auf. Beide waren circa 16, und nach einem circa zehnminütigen, schweißtreibenden Blinzeln in die Sonne zog der klickende Playboy wieder ab, um mit den Mädels Besseres zu erledigen. „Das ist bei Georgie immer so“, lachte Müller. Jedenfalls war Best der erste Popstar des Fußballs, und ehe er an dem Leben, das er führte, am Ende viel zu früh gestorben ist, wurde er mit dem Satz berühmt: „Die Hälfte meines Geldes ist für Whisky, Weiber und schnelle Autos draufgegangen - und den Rest habe ich einfach verprasst.“

Auch Müller wäre am Alkohol fast zugrunde gegangen. Vermutlich haben damals, weit weg von daheim, die Probleme begonnen, sein Fußballerleben in Florida war wie die Fortsetzung eines Stücks von Ludwig Thoma. Als der bayrische Dichter seinen Postsekretär Angermayer in den Himmel kommen ließ, geschah im Vorraum des Paradieses das Folgende: „Da stand, seine Unbehaglichkeit zu steigern, eine Menge Leute um ihn herum, die sichtlich nicht alle aus Bayern oder gar aus München gekommen waren.“ So oder ähnlich kam sich auch Müller in Florida vor. Kein Franziskanerkeller, kein Andechser, kein Radi, kein Knödel.

Der Bomber fiel in ein Loch, er begann zu trinken. Aber er hat der Sucht wieder die Stirn geboten. Anfang der 90er saßen wir im Bayernklubheim an der Säbener Straße beim Mittagessen, und Müller hatte vor sich einen trockenen Salat. Dann holte er einen Flachmann aus der Tasche, ließ ein paar Tropfen in die Schüssel fallen und schaufelte alles gut um. Erschrocken starrte ich ihn an, aber er lachte laut und beruhigte mich: „I hab nur meinen eigenen Essig dabei.“ Denn schon ein paar Tropfen Weinessig im Salat hätten ihn wieder in den Rückfall getrieben, oder zum Dessert eine Schwarzwälder Kirschtorte.

„Bringen S' mir einen Kaffee?“, sagte der Bomber zum Wirt. Ohne Kirsch und Torte.

Mit einem Rückgriff auf seine alte Willenskraft und dank seiner Bayern und seines ewigen Weggefährten Uli Hoeneß hat Müller wieder zurück in



die Spur gefunden. Bis das Schicksal dann doch an die Tür klopfte. Seither lebt er im Nebel des Vergessens. Trotzdem dürfen wir die Erzählung hier halbwegs tröstlich beenden. Denn bevor Gerd Müller seine Erinnerungen an die eigene, unvergleichliche Vergangenheit verlor, ist er noch rechtzeitig gefragt worden, was er gerne anders machen würde, und er sagte: „Nichts. Ein schöneres Leben gibt es nicht.“



30. Juli 2016

Das dritte Tor von Wembley ist gerächt: Helmut Haller hat 1966 nach dem Schlusspfiff den WM-Ball geklaut, der nicht drin war - und ihn den Engländern Jahre später für viel Geld wieder angedreht.

„Dieser gierige Kraut“

Kürzlich hat ein 16jähriger einen Schnapsladen überfallen und unter Androhung von Waffengewalt die Herausgabe hochprozentiger Getränke erzwungen - aber die Strafe fiel glimpflich aus, der Richter erkannte auf mildernde Umstände aufgrund schwerer Kindheit.

Ich weiß, was er meint.

Denn schwerer als meine kann eine Kindheit nicht sein. Bei der ersten WM, die ich mitbekam, war ich acht, das war 1958, und wir sind im Halbfinale gegen die Schweden schamlos beschissen worden. Aber vor allem kam dann 1966 auch noch dieses traumatische Schlüsselerlebnis hinzu, das ein

heranwachsender 16jähriger normalerweise nicht verkraftet, ohne straffällig zu werden - jener unerträgliche Moment am unsäglichen 30. Juli 1966, als Rudi Michel den Satz in sein ARD-Mikrofon zitterte, den kein Deutscher jemals vergisst: „Kein Tor! Kein Tor! Oder doch? Und jetzt, was entscheidet der Schiedsrichter?“ Gottfried Dienst, die Schweizer Pfeife, entschied auf Tor.

Der Deutsche Fußball-Bund eröffnet am Wochenende die Ausstellung „50 Jahre Wembley-Tor“ und wird hoffentlich ein Mahnmal enthüllen, damit so ein Unrecht nie wieder passiert. Aber auf jeden Fall haben die Engländer schon einmal den richtigen Dämpfer erhalten: Das Auktionshaus „Sotheby`s“ wollte kürzlich das Trikot versteigern, in dem Geoff Hurst im damaligen WM-Finale uns Deutsche mit drei Toren erschossen hat - aber keiner kauft es.

Ein Ladenhüter.

Eigentlich müsste jeder halbwegs anspruchsvolle englische Souvernirjäger Haus und Hof für ein Stück WM-Hauch von 1966 verkaufen, aber für das auf 600 000 geschätzte Heldenhemd von Hurst ging nicht einmal das Mindestangebot ein. Das rote Stück Stoff mit der „10“ wird gemieden, als ob Blut daran klebt. Dabei sind es nur Hursts Schweiß und die Tränen von Hans Tilkowski, Willi Schulz, Siggi Held oder Uwe Seeler, die am Sonntag die DFB-Ausstellung in Dortmund eröffnen. Wenn sie von Hursts Hemdenflop hören, werden die deutschen Spieler in den Himmel hinaufz winkern zu Helmut Haller - und unser unvergessenes Schlitzohr aus Augsburg wird sich mit seinem Lausbubengrinsen auf die Schenkel klopfen und den alten Gassenhauer „Souvenirs, Souvenirs“ von Bill Ramsey trällern.

Denn Haller, der bei jener WM das sagenhafte Mittelfeldtrio Haller-Beckenbauer-Overath krönte, hat nach dem Schlusspfiff den Ball geklaut.

Der dreiste Diebstahl ist durch Bilder belegt: Man sieht Haller, wie er mit dem unter den Arm geklemmten Ball in der Loge den Knicks vor der Queen macht. Oder später beim Abschlussbankett, als er die Heiligen Drei Könige der WM ihre Autogramme draufschreiben lässt: Pele, Eusebio und Bobby Charlton. Helmut Haller war ein Meister der Wertanlage. Er spürte: Was er sich da unter den Nagel gerissen hatte, war der berühmteste Ball der Fußballgeschichte - der Ball, der nicht drin war.

Damit kommen wir nochmal zu dieser verdammten, verfluchten 101. Minute. Geoff Hurst schießt, der Ball knallt an die Latte - und nach unten. Vor die Linie? Auf die Linie? Hinter die Linie? Schiedsrichter Gottfried Dienst, ein Postbeamter aus Basel, weiß es nicht. Sein Linienrichter Tofik Bachramov, ein Schnauzbart aus Baku am Kaspischen Meer, weiß es auch nicht, brüllt aber Dienst plötzlich an: „Is gol, gol, gol!“ 3:2. Das Tor des Jahrhunderts ist gefallen, aber nur ein Mensch auf der Welt hat es wirklich gesehen:



Heinrich Lübke, unser Staatsoberhaupt. Es ist immer noch kurz nach dem Krieg, und in einer ausschweifenden Mischung aus deutscher Demut, politischer Korrektheit und beginnender Tüteligkeit behauptet der Bundespräsident: „Der Ball war drin.“

Selbst Geoff Hurst ist sich da später weit weniger sicher („Tor? Eher nicht“), und irregulär ist auf jeden Fall sein 4:2, denn bei diesem letzten Konter muss er an englischen Fans vorbeisprinten, die schon feierend das Spielfeld bevölkern. Dieses Chaos nutzt Helmut Haller zum geistesgegenwärtigen Stehlen des Balles. Daheim in Augsburg

schenkt er ihn seinem Sohn Jürgen zum fünften Geburtstag, und der übt mit dem runden Ding so fleißig im Garten, dass er es später zum Bundesligaspieler bringt. Manchmal leiht Papa Haller den Ball auch aus, beispielsweise zu Festen, Ausstellungen und Betriebsjubiläen. Bis sich, dreißig Jahre danach, die Engländer am Kopf kratzen: „Wo ist eigentlich unser WM-Ball?“

„Ich habe ihn nicht“, schwört Hurst. Als dreifacher Finaltorschütze hält sich der von der Königin zum Ritter geschlagene Sir Geoffrey urplötzlich für den rechtmäßigen Besitzer des Balls, und die englische Revolverpresse zieht in den Krieg und startet im Rahmen einer emotional aufgewühlten Kampagne die große Heimholaktion. Im April 1996 ist es schließlich soweit. Hallers Sohn fliegt mit dem Objekt der Begierde nach London, und der Ball wird nach der Landung von Hurst im Blitzlichtgewitter der Kameras geküsst. Danach landet er in einer Vitrine auf der „Waterloo Station“, und gut eingefettet krönt er inzwischen das National Football Museum in Lancashire.

Hatte Haller ein Herz für Hurst? Glaubhafter klingt die These, eine patriotische englische Investorengruppe habe an den pfiffigen Augsburger eine Lösegeldzahlung von 240 000 Mark geleistet, worauf das Boulevardblatt „Sun“ sofort schäumte: „Dieser gierige Kraut.“ So oder so: Helmut Haller war mit dem WM-Ball besser bedient als Hurst mit seinem Trikot. Die Engländer sind als Erfinder des Fairplays offenbar so pingelig, dass sie dieses fragwürdige Hemd nicht einmal mehr mit der Kneifzange anpacken wollen.

Für Sir Geoffrey ist das alles ziemlich blamabel. Und neidisch blickt „Sot-heby`s“ nach München, denn anders als in London fanden sich dort neu-lich problemlos Käufer, als Adolf Hitlers Socken, Eva Brauns burgundrotes Sommerkleid und Hermann Görings seidene Unterhose versteigert wurden.

23. April 2017

Darf Schönheit bestraft werden? Nein, sagen die Bosse des Porsche-Tennisturniers und schenken Maria Sharapova eine Wild Card. Die Russin muss aber viel Widerstand brechen - wie kurz nach dem Krieg Hildegard Knef auf der Leinwand.

Die Sünderin - ab heute wieder im Kino



Über Ostern ist der Pförtner der Porsche-Arena in Stuttgart normalerweise ziemlich unterbeschäftigt. Einsam sitzt er in seinem Häuschen, lässt die Schranke runter, dreht Däumchen und schlägt den Feiertag tot.

Aber dieses Jahr war schlagartig alles anders. Denn wie aus dem Nichts näherte sich ein hektisch gestikulierender Hilfesuchender der Halle und wedelte mit einem Blatt Papier. Das Wort „Tennis“ ließ der Aufgeregte wiederholt fallen, und in seiner Not griff der bedrängte Pförtner schließlich zum Telefon und rief den Pressechef des Porsche Tennis Grand Prix an. Festlich gestimmt färbte Claus-Peter Andorka daheim gerade die Eier, als ihn der Pförtner anflehte: „Helfen Sie mir, hier steht ein verzweifelter Inder und will eine Frau Sharapova interviewen.“

Das war ziemlich verrückt, denn das Turnier lag ja noch in relativ weiter Ferne, und Maria Sharapova flog zu dem Zeitpunkt noch irgendwo in der Welt herum. Der frühe Vogel pickt den Wurm, sagte sich aber nichtsdestotrotz der rasende Reporter Manohar Palsule-Desai von der Zeitung „Motor Jadat“, und um der atemberaubenden Russin näher zu kommen, hätte er notfalls vor der Stuttgarter Halle ein Einmannzelt aufgebaut und dort anderthalb Wochen genächtigt, mit einer Überlebensration Knäckebrötchen im Rucksack und warmem Tee aus der Thermosflasche. Es war aber vor allem deshalb verrückt, weil das Akkreditierungsgesuch des Inders aus Platzgründen längst abgelehnt war. Pressetribüne ausverkauft.

„Bei uns ist der Irrsinn ausgebrochen“, stöhnt Andorka.

Wieder einmal verdreht Maria Sharapova allen den Kopf. Fünfzehn Monate lang war sie weggesperrt wegen Konsums einer unerlaubten Substanz, aber jetzt ist sie wieder da, und das Stuttgarter Turnier wird überschwemmt von der Akkreditierungsflut: Times, Daily Mail, Daily Telegraph, Sun, Independent, Corriere della Sera, Gazzetta dello Sport, Allgemeines Tagblatt, De Telegraaf, der Volkskrant, ESPN, Russisches Staatsfernsehen - alle wollen brühwarm berichten, wie die aus der Verbannung befreite Heilsbringerin das Frauentennis rettet.

Denn ohne die Russin könnte der Zirkus dicht machen - spätestens jetzt, wo auch noch Serena Williams schwanger ist und eine Zeitlang ausfällt. Als letzte Lichtgestalt bleibt die Sharapova, sie glitzert vom Thron wie die Emily von der Kühlerhaube eines Rolls Royce. In dem Fall ist es ein Porsche, und als die pfffigen Schwaben neulich mitbekamen, dass ihr Turnierstart mit dem Ende der Sperre der Glamourösen so gut wie zusammenfällt, haben sie der Russin pfeilschnell eine Wild Card geschenkt - worauf jetzt Kritiker und Rivalinnen mit der Keule des Anstands dazwischenhauen: Gehört sich ein solcher Kniefall vor einer Sünderin?



So ähnlich war es schon Hildegard Knef in „Die Sünderin“ (1951) ergangen. Die Diva der Leinwand war damals zwar nicht gedopt, zog sich aber nackt aus und wurde vor allem von der katholischen Kirche dafür verbissen verfolgt - doch der Film wurde in den Kinos danach zum Kassenschlager.

Auch jetzt stellt sich beim Pro und Kontra die große Gewissens- und Millionenfrage: Hätte Porsche a) einer 30jährigen Sünderin, die gebüßt hat, die schnelle Wild Card verweigern und sie zum mühseligen Punktesammeln auf die Ochsentour durch die kleinen Turniere schicken sollen - und hätten b) Turnierdirektor Markus Günthardt und seine sportliche Leiterin Anke Huber auf ihren PR-Glücksfall verzichten sol-

len, obwohl Sharapova das gewisse Etwas hat und andere nur das gewisse Nichts?

Die Altmeisterin und der Turnierchef haben sich dann ungefähr zu der folgenden Antwort durchgerungen: Wenn wir zu der attraktiven Russin nein gesagt hätten, wäre uns von den Bossen unseres auf Luxusprodukte geeichten Autoherstellers der Puls gefühlt worden, uns sie hätten uns mit Blaulicht in eine geschlossene Anstalt gefahren, dort auf der Stelle entmündigt und anschließend gefeuert.

Aber vor allem das Frauentennis sehnt sich nach einem Comeback des Covergirls. Der Schreiber hier ahnt es spätestens, seit er beim Turnier in Key Biscayne eine Kolumne im Miami Herald mit der Überschrift las: „Andrea Petkovic ist die interessante Frau in der Tenniswelt.“ Ihr zündender „Petko-Tanz“ nach ihren Siegen wurde darin fasziniert erwähnt, und dass die Darmstädterin gerne Goethe liest. Das ist zwar alles richtig, zeigt aber auch, wie sehr Maria Sharapova vermisst wurde. Als die „Miami Open“ einmal vor Turnierbeginn in einem Luxushotel die besten Spielerinnen präsentierte, hielt die Russin als Mittelpunkt des Medienspektakels Hof, wie es auch die englische Königin nicht strahlender hingekriegt hätte - in ihrem Schatten schwebten ihre Rivalinnen in der Gefahr, mit den Kellnerinnen verwechselt zu werden.

Es gibt den alten Wandspruch: Wenn man die Sterne am Himmel nicht mehr sieht, müssen die Lampen am Haus helfen. Aber reicht beispielsweise die Strahlkraft von Angélique Kerber? Sie ist eine grandiose Athletin, aber fraglich ist, ob wir Deutschen uns ihretwegen wie früher bei Steffi Graf vor Begeisterung Tennisbälle über die Anhängerkupplung stülpen, auch wenn sie womöglich demnächst wieder die Nummer eins wird.

In Wahrheit ist es schon wieder Maria Sharapova. Nein, nicht auf dem Platz. Das ist lange her, lange stand sie nicht mehr oben, und vermutlich wird es ihr nie mehr gelingen. Dafür war sie aber elf Jahre lang die höchst-bezahlte Sportlerin der Welt - womit klar ist, dass man beim Tennis für ein As nicht unbedingt einen scharfen Aufschlag braucht. Manchmal genügt ein Augenaufschlag. Erinnern Sie sich an Anna Kournikova? Sie war vor Jahren die erste Russin, die mit ihrer Ausstrahlung und atemberaubenden Körpersymmetrie gepunktet hat. „Ich mag kein Frauentennis“, sagte damals der holländische Wimbledonssieger Richard Krajicek, „aber Anna könnte ich stundenlang zuschauen, selbst wenn sie nur Federball spielt.“

Viel mehr hat diese blonde Versuchung, streng betrachtet, auch nie getan. Die Schweißbänder am Handgelenk ihrer Bezwingerinnen waren stets doppelt so hoch wie die Hot Pants, in denen Kournikova bei den Turnieren immer viel zu früh ausschied. Top in der Rangliste war sie nie, dafür eroberte sie beim `People Magazine` einen Platz unter den „50 schönsten Menschen der Welt“.

Kann Schönheit Sünde sein?

Maria Sharapova ist die ultimative Antwort. Sogar ihre Schweißflecken unter der Achsel strahlen einen sündhaften Duft aus, und jeden Schlag untermalt sie mit einem Stöhnen, dessen verführerischen Klängen vor allem männliche Zuschauer scharenweise erliegen. Wissenschaftliche Studien haben ergeben: Nur noch 20 Prozent wollen sich beim Frauentennis mit reinem Sport langweilen, die restlichen 80 Prozent kommen wegen der Russin.

Pressechef Andorka musste jedenfalls in Stuttgart zuletzt 48 Stunden am Tag schuften, um aller Tragödien Herr zu werden, die hinter seinen Akkreditierungsabsagen stecken. „Nächstes Jahr“, hat er den verzweifelten Inder getröstet, „geht es leichter“. Denn schwerer kann es nicht werden - die Sharapova-Hysterie könnte selbst Serena Williams höchstens noch überreffen, indem sie demnächst vor laufender Kamera von dreiköpfigen Zwillingen entbindet.



7. Juli 2004

„Komm mit, Kerle, kriegsch a Kart` fürs Endspiel“, sagte Gotthilf Fischer am 6. Juli 1974. Tags darauf sangen uns die Fischer-Chöre zum WM-Sieg, und der Fischer-Chor-Reporter hatte den perfekten Platz: Direkt vor mir fielen die deutschen Tore - aber am schönsten fiel Bernd Hölzenbein.

„Block E 2, Stehplatz, Preis 15 Mark“

Es gibt Dinge, die man sein Leben lang nicht wegwirft. Man steckt sie am Abend des Tages, an dem sie einem wichtig geworden sind, in die Zigarrenkiste mit den unsterblichen Erinnerungstücken – und kramt sie in stillen Momenten wieder hervor.

Manchmal dauert es dreißig Jahre.

Das verstaubte Souvenir, von dem ich hier und heute erzählen will, hat gelitten. Der Zahn der Zeit hat an ihm genagt, womöglich sogar eine verfressene Motte, jedenfalls ist es verknittert und kommt an den Ecken etwas abgerissen daher. „München, 15 Uhr, Block E 2, Stehplatz“, steht auf der Karte. Und das Datum.

7. Juli 1974.

Mein Stehplatz in Block E 2 war, um es vorweg zu nehmen, ein guter Platz. Er hat mich beispielsweise davor bewahrt, die erste Szene des Endspiels um die Fußballweltmeisterschaft 1974 in ihrer vollen Tragweite zu erkennen – schließlich lagen ungefähr hundertdreißig Meter zwischen mir und der Stelle, an der Uli Hoeneß gegen Johan Cruyff das Bein stehen ließ. Natürlich drang die Kunde von der Katastrophe irgendwie doch schnell bis Block E 2 durch: Der Schiedsrichter piffte Elfmeter, Johan Neeskens schoss, der Lautsprecher gab den neuen Spielstand bekannt, und ich ließ auf meinem Stehplatz den Rüssel hängen bis hinunter zu den Füßen. Doch dann habe ich am Anstoßkreis, der nicht ganz so weit entfernt war, den Müller gesehen, der aufgrund seines mangelhaft ausgeprägten Aberglaubens freiwillig die Unglückszahl 13 auf dem Rücken trug, und mit seiner angeborenen Bierruhe hat der Bomber in die Hände geklatscht und gebrüllt, dass ich es fast bis hoch in Block E 2 hörte: „Auf geht's, Uli – noch 89 Minuten!“



Das war die eine gute Tat des Gerd Müller an jenem historisch wertvollen Tag. Die andere, zweiundvierzig Minuten später, war sein 2:1. Danach waren wir Weltmeister – und feiern nun heute das 30jährige Jubiläum, wenn auch etwas gedämpfter als das Wunder von Bern anno `54.

Das war eine andere Geschichte, aus einer anderen Zeit. 1974 sind schon die ersten Millionäre in kurzen Hosen auf dem Platz gestanden – keine ausgezehrten Kriegsheimkehrer mehr, die die wunde Seele eines geplätteten Volks balsamierten. Herbergers Helden hätten, um siegen zu dürfen, damals das Torgebälk noch eigenhändig auf den Platz getragen, mit Sägemehl die Linien gestreut und den Ball aufgeblasen – sie waren noch andere Helden, und ihre Prämien waren noch Kühlschränke, Waschmaschinen und Geschenkkörbe mit Fressalien.



Um es kurz zu machen: Die Holländer waren an jenem 7. Juli 1974 in München besser, sie hatten aber keinen Hölzenbein. Vermutlich war es unser Haken schlagender Hesse, der den Dichter Salman Rushdie später zu den wunderbaren Zeilen inspiriert hat: „Schwalben im Strafraum sind wie ein Taschenspielertrick, aber gute Schwalben sind große Kunst. Eine gute Schwalbe ist wie ein Lachs, der hochschnellt, sich dreht und ins Wasser zurückfällt. Eine gute Schwalbe ist wie das Sterben des Schwans.“

Die von Bernd Hölzenbein gegen die Holländer war derart perfekt, dass ich, obwohl der Spitzbube sich direkt vor meinem Block E 2 hingelegt hat, für einen Moment überlegt habe, ob es überhaupt eine Schwalbe war. Viele Jahre später, anlässlich eines DFB-Jubiläumsbanketts, stand der Schalker Olaf Thon auf der Toilette neben Hölzenbein an der Pissrinne und sagte plötzlich, mitten ins beiderseitige Rieseln hinein: „Bernd, ich glaube, man kann ihn geben.“ Aber so oder so, Hauptsache, der Elfer von Paule Breitner hinterher war drin.

Die Holländer, Hut ab, waren Klasse. Doch wir hatten, wie 1954, wieder unseren Sepp, diesmal nicht als Trainer, sondern im Tor, vor ihm hat Berti den großen Cruyff in den Wahnsinn und die Selbstaufgabe getrieben, und Katsche Schwarzenbeck, der Putzer vom Kaiser, ist von Franz Beckenbauer ständig als Fels in die Brandung der holländischen Angriffswellen geworfen worden. Aber vor allem hatten wir unseren „Bomber der Nation“, der in Wahrheit der Abstauber der Nation war – seine Tore fielen stets aus dem Nichts.

Hat am 7. Juli 1974 auch nur einer von uns 80 000 im Olympiastadion den

Müller ernsthaft am Ball gesehen, bevor er unmittelbar vor der Halbzeit zuschlug? Als überlebender Augenzeuge aus Block E 2 kann ich den Vorfall heute noch hautnah schildern: Bonhof geht schräg vor meinen Augen steil, drischt den Ball flach und blind nach innen, Müller stoppt ihn mit dem Rücken zum Tor, aussichtslos also, doch plötzlich stellt er seinen schwäbischen Hintern hinaus, dreht sich um die eigene Pobacke, und den Rest hatte er kurz zuvor schon auf Platte besungen: „Dann macht es bumm...“

Wie entfesselt ist sich Block E 2 in diesem Moment kollektiv in die Arme gefallen, und erschöpft von dem grausamen, Nerven zerfetzenden, die ganze zweite Halbzeit anhaltenden Anrennen der Holländer auf das Tor direkt vor unseren Augen sind wir beim Schlusspfiff auf die Knie gesunken wie unser Bomber Müller – leider hat der sich abends beim Bankett im Hilton eine dicke Zigarre angesteckt, mit dem Breitnerpaule um die Wette gepafft und seinen Rücktritt erklärt.

Ansonsten war es aber ein traumhafter Tag.

Schon wegen der Fischer-Chöre, die diesem großen Spiel im Olympiastadion den musikalischen Rahmen gegeben haben und die ich noch dreißig Jahre danach gar nicht genug loben kann – es war nämlich so, dass Gotthilf Fischer am Tag vor dem Spiel die beste Idee seines Lebens hatte. Ein Remstaler wäscht die Hand des anderen, also hat der große Chorleiter zum kleinen Lokalreporter B., der bei seiner Kreiszeitung damals noch Sonderberichterstatter mit dem Schwerpunkt Fischer-Chöre war, kurzerhand gesagt: „Komm mit, Kerle, kriegsch a Kart` fürs Endspiel.“

Und dann auch noch in der Kurve, in der das Tor vom Breitnerpaule und von Bomber Müller gefallen ist, und Hölzenbein über das ausgestreckte Bein von Wim Janssen. Spätestens zum Fünfzigjährigen hole ich die verstaubte Eintrittskarte wieder heraus, und die Enkel werden vor Ehrfurcht Bauklötze staunen: „Du warst dabei, Opa?“

Und wie. Sogar die 15 Mark hat mir Gotthilf erlassen.



7. Juli 2015

Am 7. Juli 1985 ist der erste Deutsche auf dem Mond gelandet: Boris Becker gewann Wimbledon, als Bumm-Bumm-Boris und Bobbele, mit 17. Er war früh dran. Zu spät kam er nur einmal, kurz danach - aber er kam dann doch noch und hat mir den Abend gerettet.

„Vielleicht war er zu jung, um zu wissen, dass er zu jung war“

Die folgende Zeitreise führt uns zurück in die gefühlsstärkste und siegreichste Ära des deutschen Sports, aber sie kann nicht ohne Gedenkminute beginnen - halten wir kurz inne.

Für Egon.

In der „Wilhelma“, dem Zoo in Stuttgart, ist die Tragödie geschehen, qualvoll ist das Flußpferd Egon verendet. Ein Besucher, vom Zeitgeist be-

seelt, warf einen Tennisball ins Gehege des Bullen, dem lief das Wasser im Mund zusammen, und er schnappte zu. Darmverschluss. Exitus.

Wäre Egon noch am Leben, wenn Boris Becker damals nicht diesen kollektiven Tenniswahn ausgelöst hätte?

Eines ist sicher: Neun von zehn Deutschen waren angesichts eines Tennisballs zu der Zeit nicht mehr zurechnungsfähig. Der zehnte war Stuttgarts Oberbürgermeister Manfred Rommel, der Sohn des Ex-Generalfeldmarschalls, der seinen Ruf als Sportbanause mit dem sorgenvollen Satz untermauerte: „Einer Gesellschaft, die man damit unterhalten kann, daß zwei Menschen einen Ball hin und her schlagen, ist alles zuzutrauen.“

Machen wir uns im Nachhinein nichts vor, wir waren wie von Sinnen. Wir haben auf gutartige Weise gesponnen. Als das Objekt unserer Begierde kurz nach der Lautsprecherdurchsage „Spiel, Satz und Sieg Becker“ aus Wimbledon heimkehrte in jenem aufwühlenden Juli vor dreißig Jahren, wartete im ZDF-Sportstudio schon der Bundespräsident persönlich, und wenn der 17jährige nur mit dem Finger geschnippt hätte, hätte Richard von Weizsäcker zweifellos auch noch folgsam mit ihm auf die Torwand geballert. Wenig später bat dann Johannes Paul II den Teenager zur Privataudienz, und bis heute ist nicht völlig geklärt, wer da vor wem in die Knie ging - jedenfalls schenkte Boris dem Papst seinen roten Puma-Schläger, mit dem der sportverrückte Pole angeblich gleich hinterher im Innenhof des Vatikan einen 230 km/h-Aufschlag mit anschließendem Hechtvolley ausprobierte.

Die Zuspätgeborenen wissen das alles nicht mehr, sie haben von diesem Boris-Boom keine Ahnung, sie sehen nur den mittelmäßigen Zustand des heutigen deutschen Tennis und werden deshalb glauben, dass wir sie mit einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht leimen wollen.

Dabei ist es ein wahres Märchen aus Leimen.

Es war dort einmal ein Architekt, der hieß Karl-Heinz Becker und nahm seinen Sohn schon früh auf den Tennisplatz mit. „Bobbele“ war 3. Und der Bub war hungrig, er hatte ein goldenes Händchen und einen saftigen Aufschlag, und plötzlich war er 17, spürte den heiligen Rasen von Wimbledon unter sich und wusste: „Das ist mein Wohnzimmer.“ Das Gras war sein Teppich: Aufschlag, ans Netz und volley. „Boris“, staunte Trainer Günter Bosch, „ist wie in Trance.“

„Ich bin“, sagte Becker später, „erst nach dem Matchball wieder zu mir gekommen.“

Alle anderen sind gar nicht mehr zu sich gekommen. Vater Becker zückt nach dem Finale auf der Tribüne seine Schnellbildkamera und kriegt im nächsten Moment einen Hieb auf die Schultern vom schnaubbärtigen Ma-

nager Ion Tiriac, der mit seiner finsternen Sonnenbrille aussieht wie ein abgebrühter Mafioso, aber jetzt ebenfalls total aus dem Häuschen ist – aber warum soll es den beiden besser ergehen als den übrigen 14 431 Fans auf dem Center Court und den Massen am Fernseher, darunter ganz Deutschland.

Dieser 7. Juli 1985 war einer der Tage, zu denen man noch dreißig Jahre später gefragt wird: Wo warst du, als es passierte? Ich war in der Redaktion, Sonntagsdienst, und bin als einer von vielen Millionen emotional explodiert wie dieser Junge, der keinen kalt ließ: Jubel und Wut, Zorn und Ekstase, Hoffnung und Verzweiflung - „Hauf drauf, Boris!“



Von der Tribüne in Wimbledon kam das Echo zurück: „Come on Boris!“ Der Südafrikaner Kevin Curren wehrte sich, aber dann: 6:3, 6:7, 7:6, 6:4 - Spiel, Satz und Schrei.

„Yeahhh!“

Boris warf den Kopf in den Nacken, und das Poster dazu wurde bald Kult wie Che Guevara mit seiner Baskenmütze oder das Kinoplatat mit James Dean in „Giganten“ - es war dessen letzter Film, ehe er mit seinem Porsche in den Tod raste.

Bei Becker war es der Anfang - und der Beginn einer großen Liebe. Herrgott, waren wir stolz. Nicht McEnroe, Lendl oder Connors hatten das wichtigste Turnier der Welt gewonnen, sondern unser kaltblütiges Bobbele, noch grün hinter den Ohren, noch zu jung für den Führerschein und zum Rasieren, aber alt genug für ein Weltwunder. In Frankreich schrieb L'Equipe: „Der Spieler des Jahres 2000 ist geboren.“ Der Daily Express in London notierte: „Kaiser Boris, der Teenager-König - im Stil eines preußischen Gardisten trug er den Cup wie einen silbernen Helm auf dem Kopf.“ Und beim Versuch, das Unbeschreibliche zu beschreiben, kam die Washington Post auf die Idee: „Vielleicht war er zu jung, um zu wissen, daß er zu jung war, um Wimbledon zu gewinnen.“ Egal, auf jeden Fall waren wir wieder einmal wer, wie beim Wunder von Bern, nur der Ball war kleiner.

Tennis? Da war vorher nichts, außer ein bisschen Wilhelm Bungert in den 60ern und Gottfried von Cramm, aber da reden wir von kurz vor dem

Krieg. Und selbst am 9. März 1985 waren wir noch nichts. An dem Tag setzte der schwäbische Musikverein „Eintracht Darmsheim“ seine Blaskapelle in Richtung Sindelfingen in Marsch, zum Daviscup, Deutschland empfing Spanien, die Zuschauer konnte man einzeln mit Handschlag begrüßen, und ein 17jähriger Rotblonder debütierte. „Der hat was“, munkelte der alte Daviscupkämpfer Damir Keretic im kleinen Kreis.

„Was hat er?“, fragte einer.

„Für den Sieg“, antwortete Keretic, „frisst der eine Ratte.“

Vier Monate später fraß der Hungrige nun in Wimbledon den Rest der Welt, und das Boris-Fieber stieg über Nacht. Ganz Deutschland wusste, dass er gern Nudeln isst, welche Musik er im Walkman hat, wie er gegen Trainer Bosch beim Schach abschneidet, wir kannten die Lebensgeschichte jeder Saite an seinem Schläger, und wenn uns nachts um drei einer gefragt hätte, welche Bedingungen ein Tennisball zu erfüllen hat, hätten wir die Antwort im Halbschlaf heruntergerasselt: Ein Tennisball muss zwischen 1,23 und 1,47 Meter hoch springen, wenn er bei 20 Grad Celsius aus einer Höhe von 2,54 Metern auf eine harte Unterlage fällt.

„Besser kann Fernsehen nicht sein als beim Tennis

Aus dem Volk der Dichter und Denker wurde ein Volk von Tennisfachleuten, sogar die geistigsten Intellektuellen wurden auf Netzhöhe ertappt, aufstöhnend bei jedem Doppelfehler von Boris, erleichtert bei jedem As, Tennis war Drama und Thriller, Lustspiel und Tragödie, Weinkrampf und Schreikrampf - selbst

Martin Walser dachte statt an Goethes Faust plötzlich an die Becker-Faust und gestand: „Besser kann Fernsehen nicht sein als beim Tennis.“

Kollektiv sind wir Deutschen vor dem Bildschirm mit unseren Gefühlen Gassi gegangen wie Boris im Gras von Wimbledon. Wir haben mit ihm in den Schläger gebissen, wir haben geflucht, die Schweißbänder mit ihm ausgewunden und in der dritten Runde, gegen den Schweden Nyström, beim 7:7 im fünften Satz in den Bildschirm gefleht, er möge doch endlich den härter bespannten Schläger nehmen. Dann das Achtelfinale, was für ein Alptraum: Becker will aufgeben. Er liegt gegen den Ami Tim Mayotte hinten, knickt um, Bänder lädiert, Knöchel dick. „Weiter!“, brüllen Tiriak und Bosch von der Tribüne und wir auf dem Sofa - und Boris schlägt sich durch, Leconte, Jarryd, und zur Krönung dann Curren.

„Meine Mondlandung“, sagt er später.

Ein Mythos ist geboren, und der Held erhält würdige Namen. „Bum-Bum-

Boris“ tauft ihn die Londoner Boulevard, Deutschlands Revolverblätter übersetzen es wortgetreu mit „Der große Blonde mit dem harten Schlag“, man einigt sich schließlich auf „The Wunderkind“ - und der deutsche Tennis-Boom kann beginnen, denn das Boris-Fieber erweist sich als hochgradig ansteckend: Zu Becker gesellen sich Stich und Steeb, an der Frauenfront feuern Steffi Graf, Claudia Kohde und Anke Huber mit Vorhänden und Überkopfvoleys, die Folge sind Dauersiege in Wimbledon und überall, und im Davis Cup röhrt es wie beim Fußball von den Tribünen: „Deutschland! Deutschland!“

Deutschland liebt Becker - und erstmals kommt es in der Folge auch im



Sport zu kreischenden Ohnmachtsanfällen und zum Ausrollen von Spruchbändern, die im glühenden Herzenswunsch gipfeln: „Boris, ich will ein Kind von dir.“

Der Erfinder des Hechtsprungs im Tennis wird viermal Sportler des Jahres, und was immer er tut oder nicht tut, es ist von größtem nationalem Interesse. Wir Deutschen kaufen unserer Tennisindustrie die Lagerbestände leer, Schuhe, Socken und Schläger, wir diskutieren in TV-Sondersendungen das Für und Wider des Bodenbelags beim nächsten Boris-Spiel, wir marschieren mit Butterbroten und Thermosflaschen vor den Stadien auf, übernachten in Schlafsäcken vor den Kassenhäuschen oder schlagen uns die Nacht vor dem Fernseher um die Ohren wie beim Davis Cup in Connecticut.

Vom „Thriller in Hartford“ spricht die Welt hinterher, wie vom „Thriller in Manila“ oder vom „Rumble in the Jungle“, nur ist es diesmal nicht Ali gegen Frazier oder Ali gegen Foreman, sondern Becker gegen McEnroe.

Nach sechs Stunden und 21 Minuten geht Big Mac schließlich taumelnd k.o. - in Deutschland ist es frühmorgens, und wir sinken fix und fertig vor Stolz und Glück in unsere schwarz-rot-goldene Bettwäsche. So genießen und ertragen wir jahrelang alles mit Boris, Triumphe und Tragödien, Nerven- und Hitzeschlachten - und später, als er als angehender Vater einmal unkonzentriert verliert, fragt „Bild“ balkendick und besorgt für uns alle: „Spürt er sein Kind?“ Wir waren alle schwanger, hochschwanger, borisschwanger.

Er und wir, das war eins.

Irgendwann nach Wimbledon verabrede ich mich mit Boris Becker dann zu einer Podiumsdiskussion in Stuttgart. Im Saal sitzen fünfhundert Leute und ich auf der Bühne, es ist abends acht, eigentlich müsste es jetzt losgehen, aber das Problem ist, dass Boris fehlt. Ion Tiriac ruft an, in Leimen.

„Sorry, hab`s vergessen“, beichtet ihm Becker.

Zwei Stunden später, nach einer zügigen Autofahrt, steigt er in Stuttgart aufs Podium. Es ist inzwischen zehn Uhr abends, aber alle Fünfhundert sind immer noch da. Sie hätten auch bis Mitternacht gewartet, jedenfalls feiern sie den jungen Helden, als er den Saal betritt, mit Hallelujas und standing ovations und rufen „Bravo!“ und „Boris!“ Du bist ein Stück unseres Lebens, wollen sie ihm sagen - dein größtes Spiel war auch unser größtes Spiel.



26. November 2020

Diego Maradona konnte Dinge, die ein Mensch eigentlich nicht kann. Seine Jünger hielten ihn deshalb für den verlängerten Arm und die Hand des Allmächtigen - und irgendwann, heißt es, kam dann der Tag, an dem er es ihnen glaubte.

„Ich habe Gott gesehen“

Im Sommer 2018 wird die Fußball-Weltmeisterschaft in Russland überschattet von einem skurrilen Auftritt auf der Tribüne in St. Petersburg. Beim Spiel Argentinien gegen Nigeria wird Diego Maradona, sichtlich bedroht vom Wahnsinn, immer wieder in Großaufnahme in alle Welt übertragen.

„Ar-gen-ti-na!“, gröhlt er.

„Li-o-nel!“, fleht er.

Aber vor allem brüllt er verrückte Dinge über die Tribüne, die keiner versteht.

Der einstige König des Fußballs ist komplett außer Kontrolle. Abwech-

selnd fordert er mit ekstatischen Zuckungen eine Nebensitzerin zum Tanz auf, lehnt sich lebensgefährlich über die Brüstung, um die Huldigungen seiner Fans entgegenzunehmen, stimmt wilde Gesänge an, zeigt dem Stadion und der Welt den gestreckten Mittelfinger und hält zwischendurch ein Nickerchen. Als Lionel Messi das sehnsüchtig herbeigerufene Tor erzielt, schwellen seinem Vorgänger auf dem Volksheldenthron die Adern an, auf dem Gipfel des Jubelns („Messi! Messi!“) treten ihm vollends die Augen aus dem Kopf, und als er nach dem Abpfiff die Tribüne verlässt, muss er gestützt werden.

Ins Krankenhaus liefern sie Maradona ein, und die Fußballwelt rechnet noch in der Nacht mit dem Schlimmsten. Doch tags darauf gibt der Wiedergeborene über Instagram Entwarnung, trotzig schreibt er: „Diego wird noch eine Weile da sein.“ Nun erreicht uns gestern die traurige Nachricht: Die Weile ist vorbei.

Diego Maradona ist tot.

Diesmal ist es wahr. Man muss das ausdrücklich sagen, denn viele werden es auf Anhieb nicht glauben, zu oft ist Maradona schon für tot erklärt worden. Gut in Erinnerung ist uns ein argentinischer Reporterkollege, der bei der WM 2010 in Südafrika sagte: „Eine Katze hat sieben Leben, aber bei Maradona haben wir mit dem Zählen aufgehört.“ Auch nach dem bizarren Tribünenstück in St. Petersburg war es so: Infolge eines Herzstillstands, verbreitete ein brandaktueller Wichtigtuer im Internet, sei der Fußballkönig im Krankenhaus verstorben. Glaubhaft und empört widersprach Maradona ein paar Tage später in seiner TV-Show: „Sehe ich aus, als wäre ich tot?“

Er sah zumindest nicht gut aus.

Diego Armando Maradona. Man wird dieser grandiosen, verrückten und unwiederholbaren Gestalt des Fußballs mit einem Nachruf nicht gerecht, man braucht zwei: Einen für den überirdischen Fußballgott - und den anderen für den armen Kerl abseits des Spielfelds, der ohne Ball am Fuß nicht immer klar kam und sich orientierungslos verirrt im unterirdischen Labyrinth des Lebens.

Dabei war dieses Leben gut losgegangen. Wer in Fiorito, diesem nicht vom Glück geküssten Stadtteil von Buenos Aires auf die Welt kommt, hat eigentlich keine Chance, aber die hat der kleine Wuschelkopf genutzt. Schon mit 16 war „El Pibe de Oro“, der Goldjunge, alt genug für das erste Länderspiel, und sein argentinischer Nationaltrainer Cesar Luis Menotti sagte: „Was Diego mit den Füßen kann, schaffen wir Sterblichen nicht einmal mit den Händen.“ Nicht viel später begeisterte das Wunderkind beim FC Barcelona und SSC Neapel, als der mittlerweile beste Fußballer der Welt.

Er war vor allem der König der Napolitaner, und unvergesslich bleibt für alle, die dabei waren, seine One-Man-Show vor dem UEFA-Cupfinale 1989 gegen den VfB Stuttgart. 70 000 Schwaben saßen im Neckarstadion, als sich der Zauberer beim Warmup am Anstoßkreis den Ball auf den Fuß schaufelte und zu jonglieren begann. Der Ball hüpfte auf seinen anderen Fuß, dann aufs Knie, auf die Brust, auf den Kopf, ruhte sich kurz aus im Nacken, und zurück ging es, Kopf, Brust, Knie, Fuß. Minutenlang ging das so, kein einziges Mal gestattete der Zauberer dem Ball die Kontaktaufnahme mit dem Boden, und 70 000 Schwaben saßen irgendwann nicht mehr, sondern standen und feierten („Diego! Diego!“) diesen Zirkusakrobaten, der ihnen das größte Erlebnis ihres Zuschauerlebens schenkte. Ich habe an dem Abend für die Sendung „Sport unter der Lupe“ einen Film gedreht und stand staunend an der Seitenlinie, und als Maradona, um den pünktlichen Anstoß nicht zu gefährden, den Ball dann doch endlich fallen ließ, sagte mein Kameramann: „Jetzt können wir gehen. Was Besseres kriegen wir heute nicht mehr.“

“Was Besseres kriegen wir heute nicht mehr

Noch besser war Maradona höchstens bei der WM 1986 in Mexiko, als er sein Land auf den Thron beförderte. Im Viertelfinale tanzte er von der Mittellinie aus an sechs Engländern vorbei und vollendete zum Tor des Jahrhunderts. Er wurde dann auch FIFA-Fußballer des Jahrhunderts, zusammen

mit Pele. Eine Expertenjury kürte den Brasilianer, eine Internetjury den Argentinier. Den unsinnigen Gelehrtenkrieg, wer der Bessere von beiden war, hat der brasilianische Weltmeistertrainer Carlos Alberto Parreira später mit der Frage abgewürgt: „Wer war besser – Monet oder van Gogh?“

Aber bald ging es dann los mit den schlechteren Nachrichten. Eines Tages behandelte Hector Pezzella, der Leiter der Klinik „Güemes“ in Buenos Aires, seinen mit unklaren Symptomen eingelieferten Landsmann und ließ sich mit der verwirrenden Diagnose zitieren: „Ich glaube, Maradona hält sich für einen Gott.“

Waren das die Spätfolgen jenes sagenhaften WM-Spiels anno `86 gegen England? Denn noch ein zweites legendäres Tor hatte Maradona an dem Tag erzielt, unfair, irregulär, mit der nackten Faust. „Das war die Hand Gottes“, behauptete er nach dem Abpfiff. Hielt sich Maradona womöglich sogar für den verlängerten Arm des Allmächtigen? Oder für Gott höchstselbst?

Seine Jünger, seine Anbeter, haben ihn in diesem Glauben bestärkt. Sie gründeten für ihren Heiligen eine eigene Kirche, die „Iglesia Maradoniana“,

wobei sie nicht „Dios“ schrieben, also das spanische Wort für Gott, sondern „D+10+S“ – die „10“ stand für Maradonas biblische Rückennummer. Regelmäßig trafen sich seine bekennenden Fans an seinen Geburtstagen, verehrten ihn andächtig und verkauften als seine Apostel T-Shirts, auf denen stand: „Ich habe Gott gesehen.“ Solche Huldigungen halten auf Dauer nur die ganz Starken aus. Maradona bekam sie irgendwann nicht mehr auf die Reihe - und seine falschen Freunde, die ihn mit Drogen versorgten, besorgten den Rest.

Mit Mitte 30 begann er dann erstmals vom Sterben zu reden. Bei der WM 1994 war er, der gekrönte König, beim Doping erwischt worden. Er gab bekannt, daß er sich nur wegen seiner Töchter nicht umbringe, und einmal sagte er im Fernsehen: „Viele wollten mich immer tot sehen - ich bin tot.“ Wie ernst es war, begriff die Welt dann spätestens aufgrund folgender Bilder: Ein kleiner, dicker Star federt zur Talkshow beschwingt



ins TV-Studio, tanzt Tango mit einer Schönheitskönigin namens Cecilia – und bricht zusammen. Anschließend sieht man ihn wieder im Rollstuhl im Krankenhaus, und die medizinische Fachwelt tuschelt über „irreparable Defekte“, weist auf die Zerstörung von Gehirnzellen aufgrund übermäßigen Kokaingenusses hin und sieht den Star psychisch zerfallen.

Depressionen, Aggressionen, Verfolgungswahn, Suizidgefahr. Zur Wiederbelebung hat man Maradona dann in die Schweiz geschickt, in eine Klinik am Bieler See, zur Bekämpfung seiner Drogensucht, und auf dem Höhepunkt der Therapie verlangte der Professor von ihm: „Ich will, daß Du bei der WM 1998 nochmal groß aufspielst.“ Maradona nickte. Doch kurz darauf streckte er einem Stadionordner in England mittels heruntergelassener Hose seine vier Buchstaben ins Gesicht, und im spanischen Alicante zertrümmerte er im Hotel zwei Türen, einen Tisch und fünf Sessel. Ein Herzinfarkt folgte, da war er 43. Und noch ehe er 50 war, stocherte er mit der Stange derart im Nebel seines Lebens, dass ein psychiatrisch bewanderter Betrachter berichtete: „In einem Hospital hielt sich einer für Einstein und ein anderer für Newton, und als Maradona sagte, er sei Maradona, wurde gelacht.“

Mit allen Mitteln hat Maradona zeitweise versucht, sich im tödlichen Kreislauf zwischen Genie und Wahnsinn zu vernichten. Seine Leber war angegriffen, und erschwerend hinzu kam seine auf 140 Kilo angeschwollene Leibesfülle. Als „Maratonna“ machte er Schlagzeilen, und in höchster Not wurde ihm der Magen halbiert. Anschließend begab er sich ins vorübergehende Exil nach Kuba, ließ sich von Fidel Castro eine Revolutionsmütze schenken, und am Ende hieß die kürzeste aller Überschriften: „Er spinnt.“

Aber er lebte. „Der Bärtige“, sagte Maradona, „rettet mich immer.“ Er meinte nicht den Bärtigen in Kuba, sondern den ihm Himmel, der ihm noch einmal seine Hand lieh: Maradona stand tatsächlich von den Toten auf - und wurde Nationaltrainer.

Vor allem jene Journalisten, auf die Maradona gelegentlich mit dem Luftgewehr geschossen hatte, zeigten sich zunächst skeptisch. Früher, lästerten sie, hatte Diego zaubernd den Ball am Fuß, aber als Trainer hat er ein Brett vor dem Kopf. Er hat es ihnen dann genial heimgezahlt, oder besser: genital. Nach der erfolgreichen Qualifikation für die WM 2010 bot er den Reportern in der Pressekonferenz an: „Und jetzt könnt Ihr mir alle einen bla...“ - und blies ihnen den Marsch.

“*„Weißt Du was“,
ging Maradona
darauf in die Luft,
„schreib, was Du
willst.“*

Bei der WM in Südafrika lief dann zunächst alles ganz gut. Und wenn Maradona auftrumpfte, blieb kein Auge trocken, ich habe es im Stadion „Soccer City“ in Johannesburg miterlebt. 3:1 hatten seine Gauchos die Mexikaner gerade besiegt, da dachte ein argentinischer Kollege in der Pressekonferenz schon einen Schritt weiter – und fragte Maradona nach dem nächsten Gegner im

Viertelfinale, den Deutschen. „No, no, no“, brummte der misstrauisch, „heute reden wir über unseren Sieg und morgen über Deutschland.“

Die Reporter bohrten weiter.

„Habt Ihr es nicht gehört“, hob Maradona die Stimme, „ich sage nichts über Deutschland!“

Nur ein Wort, Diego, bettelte einer ...

„Weißt Du was“, ging Maradona darauf in die Luft, „schreib, was Du willst.“ Und dann hat er sich wieder seine dicke, dampfende Havanna reichen lassen, die ihm einer seiner Handlanger warm gehalten hatte, während der Meister sprach.

Maradona stand unter Dampf. Er war noch einmal El Diego, der Große. Je-

den Tag war er als stolzer Gockel in aller Munde, mit seinen Diamanten im Ohr und dem um die Finger gewickelten Rosenkranz zog er magnetisch jede Kamera an, jeder Schritt, jeder Wimpernschlag wurde live übertragen - und Maradona versprach, dass er im Fall des WM-Siegs nackt durch Buenos Aires laufen würde. Dann machte es patsch. 0:4 gegen Deutschland. Aus.

Diego Maradona, der einstmals Vergötterte, wurde fortan immer öfter bedauert und verspottet. Er tat eigenartige Dinge, freundete sich (wie früher mit Ghadafi in Lybien) weiter mit fragwürdigen Staatsführern an, stieg im Wahlkampf in Venezuela für Chavez und später für Maduro („Ich bin sein Soldat“) auf die Bühne, und bittere Worte machten nun häufig über ihn die Runde, von vollgeknallt bis durchgeknallt. Der WM-Auftritt in St. Petersburg passte dazu. Kurz danach ließ er sich in Weißrussland durch ein Stadion kutschieren und gab bekannt: „Ich bin jetzt Präsident des Klubs Dinamo Brest.“ Was er dort kurz tat, ist nie genau bekannt geworden, aber es soll immerhin der beste Vertrag seines Lebens gewesen sein. Am Ende haben auch noch ein Scheich in Dubai, ein mexikanischer Zweitligist und ein Klub in Buenos Aires gutes Geld bezahlt, um sich mit dem alten Weltstar schmücken zu dürfen, der alles konnte, solange er einen Ball am Fuß hatte.

Das Schlusswort soll Ryan Giggs gehören. Der Waliser, der früher bei Manchester United elegant dribbelte, war verglichen mit dem Argentinier nur ein kleines Licht - aber er wusste, wovon er sprach, als er sagte: „Heute gibt es Lionel Messi oder Cristiano Ronaldo. Aber ich habe von Diego Maradona Dinge gesehen, die ich in der Geschichte des Fußballs von keinem anderen sah.“



28. Februar 2020

Hoffenheims Mäzen Dietmar Hopp gerät wieder ins Visier von Besinnungslosen, die zur freien Entfaltung ihrer Persönlichkeit das Bedrohen und Verunglimpfen anderer für einen segensreichen Bestandteil der bunten Fankultur halten.

„Hornochsen!“

Leuten, die sich ihres Verstands nicht mehr ganz sicher sind, kann heutzutage kostenlos geholfen werden. Eine große deutsche Zeitung hat ihren Lesern unlängst angeboten: „Mit Hilfe des gratis IQ-Tests auf Süddeutsche.de können Sie annähernd verlässlich ermitteln, wie hoch Ihr Intelligenzquotient ist. Der IQ-Test enthält 86 Fragen und dauert etwa 60 Minuten.“

Vielen ist das aber zu mühsam.

Sie wollen nicht eine wertvolle Stunde vergeuden und mit annähernd hundert Fragen belästigt werden, nur um anschließend zu erfahren, ob sie

eine trübe Funzel oder die hellste Birne im Kronleuchter sind - sondern gehen zum Idiotentest lieber ins Stadion.

Dort geht alles viel schneller und unkomplizierter. In Gladbach zum Beispiel hat es vor ein paar Tagen eine Gruppierung eigenartiger Gestalten binnen 60 Sekunden fertiggebracht, auf der Tribüne ein „Hurensohn“-Transparent gegen den Hoffenheimer Mäzen Dietmar Hopp zu entrollen, das Hopps Kopf in einem Fadenkreuz zeigte - Fragen zur Ermittlung des Zustands ihrer Hirnrinde mussten danach keine mehr beantwortet werden.

Als normal gilt ein IQ von 100, aber alarmierende Studien in der Bundesliga haben inzwischen ergeben, dass es Fußballfans gibt, die nur noch von der Tapete bis zur Wand denken können. Hoffenheims Sportdirektor Alexander Rosen sprach diesbezüglich zuletzt von der „geistigen Umnachtung weniger Idioten“, während Gladbachs Geschäftsführer Max Eberl noch einen kleinen Schritt weiter ging.

„Hornochsen!“, flucht Eberl.

Er meint damit offenbar jene geistig und moralisch tiefergelegten Horden, die die Stadionkurve immer öfter zum rechtsfreien Raum machen und vor allem ihr Feindbild Hopp pflegen. Der Mann ist ihnen ein Dorn im Auge, wenn sie nur an ihn denken, treten ihnen schon die Schläfen aus dem Kopf. Dabei wurden Hopp und seine Hoffenheimer in ihren früheren Zweitligazeiten noch mit dem lästerlichen Brüller begrüßt: „Die Bauern kommen!“. Seit die Bauern nun aber in der Bundesliga dickere Kartoffeln ernten als so mancher Traditionsclub, der miserabel wirtschaftet, lacht keiner mehr - und auf jedes Kompliment für Hopp kommen in den Stadionkurven mittlerweile statistisch gesehen zehn Beleidigungen.

Man muss sich eine Diskussion ungefähr so vorstellen. Zwei verummte Fans sitzen an der Vereinstheke beim Bier, und kopfschüttelnd fragt der eine den anderen: Kann es wirklich sein, dass so ein Bauernklub, der aus einem verschlafenen Kuhnst mit dreitausend Einwohnern kommt, unseren ehemaligen Traditions- und Meisterklub schlägt?

„Ja“, sagt der andere.

Das ist der Punkt, an dem dann beide Gott, die Welt und den Fußball nicht mehr verstehen und sich einig sind, dass da der Teufel die Hand im Spiel haben muss, und dieser Teufel hat einen Namen. Die meisten anderen Fans im Stadion schätzen diesen Hopp zwar und ziehen den Hut vor ihm, aber seinen Feinden geht dieser Hut regelmäßig hoch, und aus ihrer Ecke in der Kurve hallt der dumpfe Sprechchor durchs weite Rund: „Du Sohn einer Hure!“

Was sie Hopp vorwerfen?

Er schafft an. Er schafft überhaupt, und Erfolg hat er damit auch noch. Für

viele, die keinen haben, gibt es nichts Schlimmeres. Ohne jede Rücksicht auf deren Gefühle wagt es dieser kreative Heidelberger, in seinem Leben etwas auf die Beine zu stellen, der Softwareschmiede SAP hat er Weltgeltung verschafft, sogar für einen Impfstoff gegen Corona sorgt er gerade - und für all das sagt er nicht einmal Entschuldigung, dieser schamlose Leistungsträger, so wenig wie für den unerträglichen Erfolg mit seinen Hoffenheimern.

Wie entsteht Neid?

Zwei Dinge müssen zusammenkommen, ein kluger Aphoristiker hat es einmal mit dem geistreichen Satz erklärt: „Man empfindet es oft als ungerecht, dass Menschen, die Stroh im Kopf haben, auch noch Geld wie Heu besitzen.“ Im vorliegenden Fall muss man da allerdings höllisch vorsichtig sein: Hopp hat zwar Geld wie Heu – das Stroh im Kopf haben aber möglicherweise andere.



Wie beim Kraut und den Rüben geht in manchen Köpfen allerlei durcheinander. Mit fußballfremden Ölscheichs, windigen Hedgefondsbossen und russischen Oligarchen wird Hopp großzügig verwechselt, jedenfalls so, als halte sich da ein Neureicher die TSG 1899 Hoffenheim als Spielzeug. Warum, fragen sich seine ent-rüsteten Feinde, hat er sich nicht Schloss Hohenschwangau gekauft,

oder die Insel Mainau - warum einen Fußballklub, den er jetzt mästet mit seinen Millionen? Schämt sich dieser Geldsack nicht dafür, dass er dem Fußball die Seele nimmt?

Widerspruch ist relativ sinnlos. Hoppbekämpfer sind kompromisslos und halten sich für irrtumslos. Niemals kämen sie auch auf die Idee, dass ihre Visier- und Fadenkreuzplakate ein Aufruf zur Gewalttat und ein ekkliger Griff in die Kloschüssel des menschlichen Miteinanders sind. Dass Hopp ein echter Hoffenheimer ist? Dass er für diesen Klub eigenfüßig gekickt und die Knochen hingehalten hat? Fakten stören nur. Auch, dass sein Hoffenheimer Fußballkonzept so nachhaltig wie alles ist, was er tut. Mit Hoppla-Hopp ist bei ihm nichts. Vor lauter Beständigkeit ist Hopp immer noch mit der ersten Frau verheiratet. Außerdem bewohnt er kein Wasserschloss, trägt keinen Nerz, fährt keinen Rolls Royce und leistet sich ein soziales Gewissen.

Das ist für viele zuviel des Guten. Es bleiben ihnen dann zwei Möglich-

keiten, um ihren Frust zu bändigen. Das eine ist der alte Rat von Goethe, der jedem Neider einen Balken und einen Strick empfiehlt („Das hält und trägt, und er wird fühlen, dass sein Zorn sich legt“). Aber die Hoppijäger haben sich für den anderen Weg entschieden: Sie lassen in ihrer Wut die Sau raus.

Max Eberl, der Gladbacher Geschäftsführer, hat sich der geifernden Horde tapfer gestellt, als er dieser Tage zur Plakatentfernung in die Kurve lief. „Was ich da gesagt habe“, verriet er hinterher, „war auch nicht jugendfrei. Aber was soll ich mit solchen Menschen machen?“ Reden? Diskutieren? Diesen Ehrabschneidern erklären, dass es Werte wie Anstand, Respekt und Toleranz auf dieser Welt gibt? Dass der Rufmord kein durch die Narrenfreiheit gedecktes Menschenrecht ist? Genauso gut könnte Eberl versuchen, eine Dose Bier durch gutes Zureden dazu zu bringen, sich selbst zu öffnen, oder einen Sack Zement fragen, wieviel Uhr es ist.

Darf man auf Nachdenklichkeit in Hohlköpfen hoffen? Hopp glaubt es nicht mehr und wehrt sich jetzt auf seine Art gegen den Wahn dieser Besinnungslosen, die zur freien Entfaltung ihrer Persönlichkeit das Beleidigen und Verunglimpfen anderer für einen segensreichen Bestandteil der bunten Fankultur halten. Er beschäftigt in seinem Kampf gegen den rechtsfreien Raum des Stadions zusehends die Gerichte und lässt sich nicht länger ungestraft bedrohen, die Verbalinjurie „Hurensohn“ gefallen oder sich als Nazisohn besudeln. Die ersten Strafbefehle sind rechtskräftig, und mit circa 4800 Euro ist man als Dreckschleuder ganz schnell dabei.

Dass Hopp dafür aus der Kurve zusätzliche Prügel bezieht, liegt in der Natur der Sache, aber erstaunlicherweise lässt der gesellschaftliche Konsens zu seinem Notwehrakt auch in besseren Kreisen zu wünschen übrig. Der Kritiker einer großen deutschen Zeitung hat ihn gar mit dem Vorwurf gegürt: „Würde Hopp aufhören, die Beleidigungen zu beachten, und würde er darauf verzichten, mit juristischen Mitteln gegen die Beleidiger vorzugehen, dann wäre es vermutlich bald still in den Kurven.“

Die Gelehrten streiten sich jetzt, ob diese Einschätzung noch der Realität zuzuordnen ist - oder schon die Grenze zur Traumtänzerie überschreitet.

So oder so, wir Deutschen sind ein seltsames Völkchen. Wenn Bauspekulanten die Bruthöhlen des Halsbandschnäppers auf Streuobstwiesen bedrohen oder den Fortbestand des Juchtenkäfers gefährden, greift sofort jeder gewaltbereite Tierschützer zur Dachlatte, und das ist auch vollkommen okay. Aber müssen jetzt auch noch Fußballchaoten unter den Artenschutz fallen - nur weil sie einen Vogel haben?



20. Februar 2017

Stefan Effenberg war als Erfinder des „Effe-Fingers“ schuld, dass Letzterer lange nicht salonfähig war. Jetzt zeigt der Bayerntrainer Ancelotti, wie vornehm man damit die besten Argumente der Proleten entkräften kann: Bei Gentleman Carlo riecht der Stinkfinger wie Parfum.

„Haben Sie ihn wirklich gezückt?“

Der gestreckte Mittelfinger hieß im Volksmund bis vor kurzem „Stinkfinger“ - er galt als nicht gesellschaftsfähig und als einziges Argument geistig benachteiligter Bevölkerungsschichten.

Das ist vorbei.

Der Pfui-Finger befindet sich kurz vor seinem Durchbruch in die besseren Kreise, vor allem im Sport. Steif und fest zeigte ihn im Sommer der irische Olympiaboxer Michael Conlan in Rio den Punktrichtern, und Formel-1-Pilot Lewis Hamilton hat ihn beim Großen Preis von Ungarn gegen den Me-

xikaner Esteban Gutierrez ausgefahren, als es beim Überholen eng wurde. „Auch ein Weltmeister darf das nicht“, giftete der Beleidigte zurück.

Darf man es nicht?

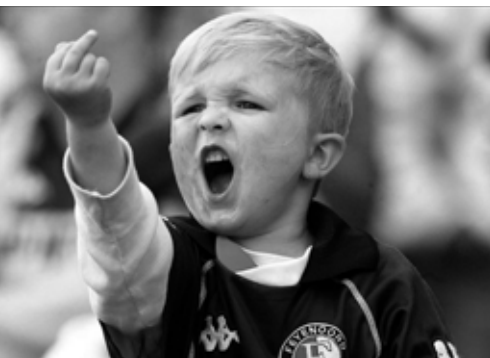
Dieser Frage musste sich diesen Samstag auch plötzlich Carlo Ancelotti stellen. Der Trainer des FC Bayern geriet beim Abgang aus dem Berliner Stadion ins Visier schäumender Hertha-Fans. Lewandowskis Ausgleichstor in der Nachspielzeit hatte sie ins blutende Herz und ins leere Hirn getroffen, und Ancelotti wurde von den Spuckern feucht erwischt, irgendwo zwischen Scheitel und Mantelkragen, senkrecht von oben. Er hat darauf reagiert, wie es sich für einen getroffenen Fußballer gehört: Mund abputzen, Kopf hoch, Mittelfinger raus. Der TV-Reporter fragte hinterher fassungslos: „Haben Sie wirklich den Finger gezückt?“

„Ja“, sagte der feine Italiener.

Es gibt für solche Momente kein genialeres Gesicht als das von Ancelotti. Ohne ein Wimpernzucken sprach es Bände: Hätte ich zurücksucken sollen, senkrecht nach oben? Dafür ist der steife Finger dann doch besser geeignet, und abends im ZDF-Sportstudio schlug sich Dortmunds Boss Watzke voll auf Ancelottis Seite. Watzke kennt sich mit geistig Tiefergelegten aus, beim Gedanken an seine Südtribüne sagte er voller Mitleid mit Carlo: „Wenn dir einer auf den Kopf rotzt, hast du die Schnauze voll.“

Ich will jetzt hier nicht das Hohelied auf den vulgären Stinkfinger singen, aber der von Ancelotti hat absolut Charme. Hätte er die Tribüne hochklettern und die Angelegenheit mit den spuckenden Vollpfosten hochwertig ausdiskutieren sollen? Der Altvizere Sigmar Gabriel griff letztes Jahr stattdessen auch lieber zum Mittelfinger, als ihn eine Horde Schreihälse („Volksverräter!“) in Grund und Boden brüllte. Der intellektuelle Gedankenaustausch erschien Gabriel als wenig praktikabel, denn als Gegenargument hat man dann schnell vollends die Faust in der Fresse. „Die Gescheiten haben den Vorteil, dass sie sich dumm stellen können“, wusste schon Tucholsky, „umgekehrt ist es schwieriger“. Deshalb sind feine Menschen wie Ancelotti gezwungen, sich gelegentlich herunterzugeben auf das Niveau der anderen - und es ist jetzt eine Freude, zu sehen, wie elegant das geht.

Lange genug hatte der Mittelfinger ja einen üblen Ruf. Schuld war Stefan Effenberg mit seinem anlässlich der WM 1994 zum Zweck der Publikumsbeschimpfung kreierten „Effe“-Finger - in der Folgezeit widerfuhr dem fragwürdigen Finger oft furchtbares Unrecht, indem er hingestellt wurde, als sei er ein Privileg der Prols und Rabauken. In Wahrheit war er seit seiner ersten urkundlichen Erwähnung ein Liebling der klügsten Köpfe.



Schon im alten Rom, also lange vor Carlo Ancelotti, empfahl ihn der Dichter Martial als martialische Erwiderung - der schamlose Finger galt als Anspielung auf den Analverkehr zwischen Männern. Später zückte ihn Countrysänger Johnny Cash („Ring of Fire“). Nur für seine Gitarre hatte Johnny den Mittelfinger bis dahin gebraucht, zum Zupfen. Aber dann kam bei seinem berühmten Konzert im Gefängnis von San Quentin ein Fotograf dem Sänger zu nahe, worauf der ihm den steifen Finger zeigte, flankiert von einem

„Fuck you!“ In Fachkreisen spricht man seither vom „F-Finger“, denn in der vorschriftsmäßigen Ausführung wird er begleitet von einem Fluch.

Wann der F-Finger angefangen hat, seine Fragwürdigkeit abzulegen und auch als Fußball-Finger gesellschaftsfähig zu werden? Vielen fällt da spontan unser alter deutscher Meistermacher Ottmar Hitzfeld ein - seit dieser sowohl kluge als auch höfliche Mensch als Schweizer Nationaltrainer vor ein paar Jahren einen Schiedsrichter auf dessen krasse Fehlentscheidungen hinwies, gilt der dazu von ihm benutzte Mittelfinger als unverzichtbarer Bestandteil der Sportkultur. Zudem sind viele Wissenschaftler zusehends überzeugt von dessen reinigender Wirkung, sie sprechen vom „Stuhlgang der Seele“ und halten die freie Entfaltung des Effefingers für stresslindernd.

Dank Ancelotti hat dieser früher so verteufelte Finger jetzt jedenfalls gute Chancen, vollends hoffähig zu werden. Schon vor Jahren war der Italiener übrigens einmal gezwungen, ihn einzusetzen. Damals siegte er mit dem AC Mailand gegen Juventus und wurde von gegnerischen Fans nach dem Abpfiff mit dem Sprechchor „A pig cannot coach!“ beleidigt. Den Schweinebacken hat er es sofort fingerfertig gezeigt und, wie am Samstag, hinterher zum TV-Reporter gesagt: „Machen Sie sich nicht die Mühe, nach dem Videobeweis zu suchen. Ich gebe es zu.“

Carlo Ancelotti hat die Herausforderung in Berlin perfekt bewältigt. Er hätte diese spuckenden Gestalten auch einfach mit verbaler Brachialgewalt als Armleuchter, Sackgesichter oder Vollpfosten beschimpfen können - aber als Gentleman beschränkt er sich auf diese lautlose, diskrete Geste mit dem Finger, sie ist kraftsparend und hat Stil.



4. Februar 2012

Der Superbowlsuperstar und sein Supermodel: Tom Brady und Gisele Bündchen sind das superspektakulärste Ehepaar der Welt. Sind die Quarterbacks womöglich die letzten echten Männer? Jedenfalls zittern, wenn sie sich mit dem Football-Ei ins Getümmel stürzen, nicht nur die Frauen.

„Hoffentlich hat Tom sich nicht das Rückgrat gebrochen“

Die Stars sind nur das Zweitbeste, was im Sport am Himmel leuchtet. „Ich habe viele Sterne trainiert“, hat Angelo Dundee beim Rückblick auf die vielen wunderbaren Weltmeister in seinem Boxstall gesagt, „aber Muhammad Ali war der Mond.“

So ähnlich ist das auch morgen im American Football, wenn im Lucas Oil-Stadion in Indianapolis die New England Patriots und die New York Giants

im Endspiel um die 46. Superbowl aufeinandertreffen: Viele Stars leuchten im Schatten des Mondes.

Der Ali des Footballs heißt Brady.

Tom Brady ist die Antwort auf die Frage, warum der Herrgott den Menschen zwei Augen gegeben hat: Mit dem einen schaut die Sportwelt auf den Quarterback der Patriots – und mit dem anderen auf die Stadionloge der VIPs, denn dort sitzt als Blickfang eine aufregende Brasilianerin, die mit ihrem Ja vor dem Traualtar vollends dafür gesorgt hat, dass Brady nicht nur ein hundsgewöhnlicher Superstar ist, sondern auch ein Halbgott in der Galerie der Glitzernden und Glamourösen.

Gisele Brady heißt die Schöne, allerdings ist sie dem großen Publikum besser bekannt als Gisele Bündchen. Vor drei Jahren haben sie geheiratet, der Superbowlsuperstar und sein Supermodel, und das standesgemäß: Erst überbrachte er ihr seinen romantischen Antrag während eines Rundflugs im Hubschrauber, sozusagen auf Wolke sieben, wie es sich für Überflieger seines Kalibers gehört – und bei der Hochzeit trug die Braut dann einem entzückten Augenzeugenbericht zufolge „ein von Dolce & Gabbana entworfenen, enganliegendes, elfenbeinfarbiges Bustierkleid mit trompetenförmig ausgestelltem Volant“.

Ob auch die drei Hunde der Braut außer den Blumenhalsbändern noch einen bodenlangen Schleier trugen, ist bis heute umstritten, aber die Trauung fand auf jeden Fall in der Kirche in Santa Monica statt.

Gleich um die Ecke ist Hollywood.

Das passt. Dort waren Sport und Show schon immer ein Traumpaar. In Hollywood heiratet ein Star einen Star. So war das schon, als das Baseballidol Joe DiMaggio das Sexsymbol Marilyn Monroe ehelichte, so ist es mit dem Musikerduo Beyonce und Jay-Z, und die Beckhams haben bei der Wahl zum romantischsten Ehepaar der Welt sogar einmal das damalige Wunderduo Brad Pitt/Jennifer Aniston auf Platz zwei verwiesen. Einpacken können David und sein Posh Girl laut „Forbes“ allerdings inzwischen in der Geldrangliste der Promipaare - nur noch Vierter sind die Beckhams da mit den lumpigen 45 Millionen Dollar, die sie letztes Jahr im Paket kassierten.

Die Bradys sind klarer Tabellenführer. Um 76 Millionen sind sie geschwind wieder reicher geworden. Gisele steuerte 45 dazu bei, Tom das Haushaltsgeld.

Aber auch er kommt nicht zu kurz. Allein sein Quarterbacklohn beläuft sich auf 72 Millionen für die nächsten vier Jahre, und den Patriots ist er das wert, selbst wenn er mal schlecht spielt wie neulich beim Halbfinale gegen die Baltimore Ravens. 16:20 stand es im letzten Viertel, ein Touch-

down musste her, dringend – und plötzlich war Brady wieder da. Er hob ab, flog über eine Traube aus Feind und Feind hinweg samt Ei in die Endzone und ließ sich auch durch einen krachenden Hieb des berüchtigten Rauhbears Ray Lewis nicht stoppen. In der Loge erlitt Patriots-Besitzer Robert Kraft eine Angstat-tacke: „Hoffentlich, dachten wir alle, hat Tom sich nicht das Rückgrat gebrochen.“ Doch Brady stand auf, schüttelte sich und ließ sich feiern als harter Hund.

Sind Quarterbacks die letzten echten Männer?

Football ist der beliebteste Sport der Amerikaner, hat ein Soziologe der Uni Berkeley herausgefunden, „weil er dem Krieg so ähnelt“ – und die Quarterbacks sind die Generäle in der Eroberungsschlacht um Raum und Yards. „Es gibt keinen härteren Job im Sport“, ahnt Troy Aikman, der ehemalige Superbowlheld der Dallas Cowboys. Nur wer aus Hartholz geschnitzt ist, kommt durch. Die Quarterbacks trotzen den größten Attacken, verteilen unter teuflischem Druck die Bälle – und gehen notfalls mit dem Ei in der Hand selbst steil.

Auf jeden Fall haben sie einen Schlag bei der Damenwelt. Wenn etwa Ben Roethlisberger, der stählerne Spielmacher der Pittsburgh Steelers, ein Lokal betritt, zupfen sich unter den weiblichen Gästen viele die Blusen in Schuss, ziehen den Lippenstift nach und fallen in Ohnmacht. Joe Namath, die Legende der New York Jets, endete auf vielfachen Wunsch seiner femininen Anhängerschaft in Hollywood einst als „Broadway-Joe“, und noch heute kann es in Damengesellschaft mit ihm unverhofft knistern, fragen Sie die ESPN-Reporterin Suzy Kolber. „Ich möchte Dich küssen“, sagte Joe plötzlich mitten im Interview. Darauf Suzy: „Das ist ein riesiges Kompliment.“

Quarterbacks sind sozusagen sexy, und für Gisele Bündchen kam was anderes sowieso nicht in Frage angesichts ihrer endlosen Beine, die an der Sohle beginnen und erst am Hals aufhören – es musste schon ein Mannsbild sein, mit nicht viel unter zwei Metern und fitten zwei Zentnern.

Brady passte. Er war unwiderstehlich, drei Superbowls hatte er zu der Zeit schon gewonnen, 2001, 2003 und 2004. Jetzt, in seinem fünften Fina-



Die Bradys

le, will er Ring Nummer vier, was bisher nur Terry Bradshaw in Pittsburgh gelang, und Joe Montana mit den 49ers in San Francisco – um den zu sehen, ist der junge Brady einst aus dem kalifornischen San Mateo mit dem Vater immer die Pazifikküste hochgefahren. „Mein Vorbild“, sagt er. Inzwischen ist Brady selbst das Vorbild aller, als spektakulärster Quarterback und faszinierendster Ehemann.

Ein Superbowlsuperstar und sein Supermodel, das war so noch nie da. Höchstens eine Nummer kleiner ist die Kombination schon einmal versucht worden, im Fußball, vom französischen Torwartglatzkopf Fabien Barthez und seinem Mitspieler Christian Karembeu, die als Weltmeister anno `98 das Supermodel Linda Evangelista und das „Wonderbra“-Model Adriana Sklebarikova ehelichten – und Lothar Matthäus wird an der Stelle jetzt darauf pochen, dass auch er nicht ganz vergessen werden darf, weil er im Prinzip jedes Unterwäschenmodel sofort heiratet, sofern die Körbchengröße stimmt.

Doch bleiben wir in Hollywood, bei den Bradys. Deren Villa in Brentwood, dem vornehmen Starviertel von Los Angeles, hat imposante acht Schlafzimmer und eine Garage für sechs Autos. Ganz in der Nähe hat früher O.J. Simpson gewohnt, der vorletzte Footballheld, dessen Ehe für Schlagzeilen sorgte, allerdings für tragische – seine Ex-Frau und deren Liebhaber fand die Polizei damals in einem Blutbad, bestialisch erstochen. Vom Vorwurf des Doppelmords wurde Simpson verblüffender Weise freigesprochen, aber er sitzt inzwischen lebenslänglich wegen anderer Delikte und gehört nicht mehr zur Nachbarschaft.

Dafür Heidi Klum und Seal. Oder Arnold Schwarzenegger. Und nicht vergessen dürfen wir auch Bridget Moynahan, eines der Hollywoodmädels aus „Sex and the City“.

Bridget wohnt praktisch um die Ecke, mit ihrem vierjährigen Söhnchen, und morgen Abend wird sie wahrscheinlich vor dem Fernseher sitzen und, wenn Brady den Ball hat, zu ihrem kleinen John sagen: „Schau, das ist Daddy.“ Sie waren verlobt, sie wurde schwanger, aber ja hat der Footballer dann doch zu Gisele gesagt. Auch die hat inzwischen einen kleinen Brady, er heißt Benjamin, und Bridget meinte dazu im Rahmen der guten Nachbarschaft: „Mein John freut sich, dass er jetzt einen Halbbruder hat.“

So sind sie, die Männer. Hart wie die Quarterbacks. Und unter denen ist Tom Brady nun einmal der Beste.



5. November 2016

Uwe Seeler wird 80. Er war „Uns Uwe“, euch Uwe, dein Uwe und vor allem meiner. Ich habe seine Fallrückzieher und Kopfbalitorpedos in mein Schulheft geklebt. Aber nicht nur die Gegner hat er rasiert, sondern auch sich - und wenn er dabei in den Spiegel schaute, konnte er fröhlich singen.

„Im Frühtau zu Berge wir zieh`n“

Aus aktuellem Anlass wollen wir die folgende Geschichte mit einem Quiz beginnen. Welcher Hamburger hat sein Leben lang a) klaren Kopf bewahrt, b) den Kopf hingehalten, c) den Kopf nie hängen lassen und darüber hinaus d) behauptet: „Das Schönste auf der Welt ist es, normal zu bleiben“?

Wer die richtige Antwort weiß, gewinnt als Preis eine Hafenrundfahrt mit Uwe Seeler.

Allerdings nicht heute. Denn heute hat „der Dicke“ keine Zeit. Uwe wird 80. Gefeierte wird im engsten Familienkreis, vierzig Leute - aber bomben-

sicher macht sich der runde Jubilar zwischendurch zum HSV-Spiel gegen Dortmund in Richtung Stadion aus dem Staub und tut dort, was er nach Angaben seines alten Weggefährten Franz Beckenbauer immer getan hat: „90 Minuten lang Meckern.“

“Keiner lässt die Schlappohren hängen

Von da oben in der Loge, hat Uwe erst neulich wieder geschimpft, kann man sich das Elend kaum noch anschauen - am liebsten würde er nochmal hinunterhecheln, die Hosen hochkrepeln, in die Hände spucken, die Fäuste ballen und über den Platz schreien: „Keiner lässt die Schlappohren hängen!“ Uwe hat sich für den HSV früher alles zerrissen, sogar die Achillessehne - und als er sich damals schwer verletzt und brüllend am Boden krümmte, war er immer noch gefährlicher als die komplette HSV-Offensive von heute.

Anno 1965 ist das Malheur passiert, und ein Achillessehnenriss war zu der Zeit noch gleichbedeutend mit dem Karriereende. Aber ein halbes Jahr später packte der Versehrte seine reparierte Sehne in einen hochgepolsterten Spezialschuh und schoss Deutschland mit seinem 2:1 gegen Schweden zur WM 1966. Seeler hielt es für seine Vaterlandspflicht und sagte nachträglich danke für die Anteilnahme. Über sein damaliges Krankenzimmer schwärmt er noch heute: „Überall standen Blumen. Auch die Briefe, die gekommen sind, waren herzerreißend.“

Bis heute kriegt jeder, der ihm schreibt, sein Autogramm. So war er, so ist er, beständig und bodenständig, seit 1958 lebt er in seinem Haus in Ochsenzoll, und sogar mit der ersten Frau ist er noch verheiratet. Kein Skandal, nichts, da ist er noch altmodisch und hat es immer gehalten wie Max Schmeling oder Fritz Walter - zugegeben, der stramme Max, der alte Fritz und uns Uwe waren anno Tobak als Idole noch nicht so umzingelt von Paparazzi und Handyreportern, aber auch im Nachkriegs- und Nierentischzeitalter musste das Leben bewältigt werden.

Und der Fußball. Es soll bloß keiner glauben, dass das Toreschießen für Seeler leichter war als heute für seinen Enkel Levin Öztunali, der für Mainz 05 stürmt. Im Gegenteil, gleiche Höhe war noch abseits, und der Ball, wenn es schiffte, schwer wie ein Medizinball. Wer es nicht glaubt, muss nur Olli („Dittsche“) Dittrich zuschauen, wenn er mit seinem Uwe-Gedächtnishaarschnitt auf die Komikerbühne steigt und an jene Hungerlohnzeiten erinnert, als noch „18 Mark 60 München gegen Eintritt Frankfurt“ spielte – und damit jedem klar wird, dass das Leben im Strafraum auch damals

kein Wattepusten war, kommt Dittsche in dicken, gestrickten HSV-Stützstrümpfen und Uwes altem Baumwolltrikot, das bei Regen wie ein nasser Sack an ihm hing.

Dankbar hat sich Uwe bei Dittsche dafür einmal revanchiert mit einem Gastauftritt als „Schildkröte“, der fast so umwerfend war wie der TV-Werbespot in den 70ern, als sich Seeler mit dem Rasierwasser von Pitralon einrieb und dazu die Melodie piffte aus „Im Frühtau zu Berge wir zieh`n.“

So hat Uwe sich und die Gegner rasiert - und spontan lege ich jetzt kurz mal den Griffel beiseite, erhebe mich vom Schreibtisch und halte ergriffen inne in der Erinnerung an jenen legendären Vorfall gegen Westfalia Herne anno `60, als er in einem Endrundenspiel um die Deutsche Meisterschaft beim Luftkampf mit Nationaltorwart Hennes Tilkowski auf den Hintern



fiel und sich mit einem derart rätselhaften Fallrückzieher aus der aussichtslosen Lage befreite, dass anderntags in der Zeitung stand: „Das Tor des Jahrhunderts.“ Ein Fallrückzieher im Sitzen, auf zwei Backen? Fußballbub B. war zehn, er hat sich die Bilder von Uwes Strafraumexplosionen ausgeschnitten und in Schulheft geklebt, jedenfalls war uns Uwe von da an nicht mehr nur euch Uwe oder dein Uwe, sondern vor allem mein Uwe.

Fade Tore hat er nie geschossen – sobald der Dicke auf der vollen Breite und Höhe des Strafraums explodierte, drohte mindestens ein Kopfballtorpedo. Oder er köpfte, wie bei der WM 1970, die Engländer. Mit dem Hinterkopf hat er es ihnen besorgt, und es war seine Kopfnuss für das, was sie ihm vier Jahre zuvor angetan hatten - im Endspiel in Wembley, wo der Schweizer Schiedsrichter Dienst, diese gottlose Pfeife, in der Verlängerung draußen an der Kalklinie den fahnenschwenkenden Schnauzbart Bakramow fragte, ob der Ball drin war. Der Verkalkte nickte dem Blinden zu, und Uwe wurde nie Weltmeister.

Schämen muss Seeler sich trotzdem nicht. Am wenigsten wegen seiner 43 Tore in 72 Länderspielen, die sich von seinem Debüt als 17jähriger über vier WM-Turniere bis zur Ernennung zum DFB-Ehrenspielführer erstreckten. Außerdem ist er amtlich registriert als dreimaliger Fußballer des Jahres, Bundesverdienstkreuzträger, Ehrenbürger von Hamburg, Ehrenkommissar

der Polizei, Ehrenkapitän der Schifffahrt und Ehrenscheunwärter - und sein rechter Fuß steht in Bronze gegossen als gigantisches Mahnmal vor dem HSV-Stadion, vier Tonnen schwer, fünf Meter breit, drei Meter hoch. Wenn der Dortmunder Mannschaftsbus dort heute nachmittag einbiegt und die BVB-Abwehrspieler zu schlottern beginnen angesichts des bedrohlichen Hufes, wird ihr Trainer Tuchel sie besänftigen: „Ruhig Blut, Jungs, das ist nicht der Fuß von Lasogga.“ Es ist der Fuß von früher, als der HSV noch einen der gefährlichsten, auf jeden Fall aber den treuesten Torjäger der Welt hatte.

Uwe ist immer geblieben. Sogar 1961. In der damaligen Oberliga Nord stürmte er für 460 Mark im Monat, als ihm Inter Mailand urplötzlich 500 000 Mark im Jahr bot, eine für damalige Verhältnisse atemberaubende Summe. Seeler hätte zweifellos auch noch eine Villa mit vergoldeten Dachplatten und einen Butler aus Uganda dazugekriegt - aber für eine warme Mahlzeit mit Speckeinlage („Sie hätten die Bohnensuppe meiner Mutter kennen müssen“) blieb er im Lande.

Uwes Achtzigster ist jedenfalls ein Anlass zur Freude: Der Fußball verliert langsam zwar vollends seine Seele - aber wenigstens sein Seeler ist immer noch da.



29. März 1999

Die Götterdämmerung bedroht Steffi Graf. Sie war früher gefürchtet als „Fräulein Vorhand“ und „Gräfin Gnadenlos“, aber plötzlich lässt Richard Williams seine Pitbulls von der Leine - und die alte First Lady muss verzweifelt überlegen, wie sie dagegenhält.

„Wenn es sich ergibt, trainiere ich jetzt mit Männern“

Tennis kann Folter sein. Steffi Graf ist bedient. Fix und fertig sitzt sie beim Turnier in Key Biscayne in der Pressekonferenz und sagt, das sei so ein Tag gewesen, an dem man keinen Ball trifft.

2:6, 4:6. Aus.

Es wäre alles nur halb so schlimm, wenn sie wirklich nur mit dem falschen Fuß aufgestanden wäre und einen gebrauchten Tag erwischt hätte. Sowas kommt vor, man rappelt sich dann auf, putzt sich die Backen ab,

schüttelt das Ding aus den Schuhen und siegt anderntags weiter. Aber diese Schlappe gegen Venus Williams im Halbfinale beim Turnier in der Bucht vor Miami sitzt tiefer - spätestens als ein Reporter im Saal den Finger hebt und die Frage stellt, auf die alle warten.

„Steffi“, sagt er behutsam, „wenn Sie die Williams-Schwwestern sehen – haben Sie das Gefühl, die Zukunft des Tennis zu sehen?“

Steffi Graf reißt alle Kraft in sich zusammen, die sie nach diesem Abend noch übrig hat. Dann rückt sie mit der brutalen Wahrheit heraus, die vermutlich niemanden so schmerzt wie sie selbst. „Absolut“, nickt sie. „Die Athletik von Venus und Serena ist unglaublich. Sie sind groß und stark. Sie bewegen sich extrem gut. Sie wagen das Risiko. Sie suchen den entscheidenden Schlag. Sie haben tatsächlich keine Schwäche.“

Wörtlich sagt sie das, am Stück, ohne Pause. Sie steht sichtlich unter dem Eindruck der gerade ertragenen Demütigung. Kein Konzept hatte sie mehr gefunden, mit dem Schläger gefuchelt wie mit der Stange im Nebel, zwischendurch alles probiert, das Tempo verschärft, dann war sie wieder mehr auf Nummer sicher gegangen, aber alles war sinnlos – nie habe ich die langjährige First Lady des Tennis so ratlos den Kopf schütteln und traurig dreinschauen sehen wie an diesem trostlosen Märzabend in Miami.

Das heißt, doch, einmal. Es ist allerdings verdammt lange her. Eine ganze Karriere ist es genau gesagt her, ein volles Tennisleben. Sie war damals noch nicht die große Gräfin, sondern die kleine Steffi, und es fühlt sich an, als sei es gestern gewesen.

Filderstadt, 1985.

Für sein Filderkraut ist der schwäbische Flecken berühmt und für den strengen Geruch, wenn die Bauern ihre Erntezeit haben, aber die Schwaden der dicken Luft hängen an dem Tag vor allem über dem örtlichen Tennisturnier. Auch da ist es ein Halbfinale, und auch da spielt Steffi schon gegen eine Amerikanerin, und sie heißt Pam Shriver und ist so ausgekocht, dass sie ihre Spässchen mit dem deutschen Wunderkind treibt. Steffi haut genervt aufs Netz, ramponiert ihren Schläger, drischt die Bälle weg, verliert - und wird deftig ausgepöfien.

Hinterher sitze ich mit zwei Kollegen im Hallencafe, und am Nebentisch sitzt Papa Graf und spuckt Gift und Galle. Während seine Tochter tief enttäuscht, aber still zuhört, tobt Peter Graf über den Beschiss im eigenen Land und faucht: „Wir findet Ihr das, wie man mit Steffi hier umspringt? Nie mehr spielen wir hier!“

Gottvater Graf. Er war der Big Boss. Die Tochter an seiner Seite war damals nur der kleine, talentierte Teenager, der Star war der Vater. Bald

machte er Schlagzeilen als „Schwarzer Peter“, sorgte privat für Furore mit einem Nacktmodell namens Nicole, dann folgten Steuerhinterziehung und Gefängnis, und zum Bestseller wurde das Buch „Reiche Steffi, armes Kind.“

Das war der Anfang. Danach hatten Tränen und Tristesse aber keinen Platz mehr im Leben von Steffi Graf, steil ging es bergauf auf den Stufen zur beispiellosen Karriere. Als Lichtgestalt des Sports hat sie keinen Triumph, keinen Titel und keine Trophäe links liegen lassen, annähernd zwei Dutzend Grand-Slam-Turniere gewonnen und eine olympische Goldmedaille, und 377 Wochen lang war sie die Nummer eins der Welt, als „Fräulein Vorhand“ und „Gräfin Gnadenlos“. Sogar die Philosophen fielen vor ihr aufs Knie. Walter Jens hat eingestanden, zu später Stunde einmal den Fernseher angeschaltet und ein Spiel von Steffi verfolgt zu haben, „ich hatte gerade einen Essay über Richard Wagner beendet.“ Heimlich, munkelt man in Tübingens Dichterzirkeln, habe Jens vor Verzückung anderntags sogar einen Tennisball über die Anhängerkupplung gestülpt.

Vorbei.

Wir befinden uns jetzt im Frühjahr 1999, und zwei neue Fräuleins und Gnadenlose sind plötzlich da, und ein neuer Vater, der der Welt sogar gleich mit zwei bissigen Töchtern droht, wenn es um die Wurst geht. Über Serena, seine 17jährige, behauptet Richard Williams: „Sie ist wie ein Pitbull. Sie lässt sich höchstens noch stoppen, wenn ein anderer Pitbull nach ihr schnappt.“ An wen er dabei in erster Linie denkt, verrät sein vielsagendes Lächeln: An Verena, die ein Jahr ältere seiner hungrigen Töchter. Die beiden gewinnen immer öfter, überall hinterlassen sie ihre Siegesspur, und keiner lacht mehr über sie wie vor zwei Jahren, als Venus ihre Rasta-Perlen im Haar sortierte und cool verkündete: „Wenn ich die Nummer eins auf der Welt bin, wird meine größte Rivalin meine jüngere Schwester sein.“

„Oh, wirklich?“, staunte damals fast belustigt die Nummer eins, Martina Hingis. Inzwischen schaut die Eidgenössin ernster drein. Dieser Tage führte sie im Halbfinale in Key Biscayne gegen Serena im ersten Satz 4:0, wurde



bis zum 4:6 dann aber durchlöchert wie Schweizerkäs und sah am Ende kein Land mehr. Gefragt, wie ihre gewaltige Steigerung im letzten Jahr zu erklären sei, meint Serena: „Ich bin jetzt auch alt.“ Womit sie offensichtlich auf die anderen jungen Wilden zwischen 17 und 18 anspielte, die Gewehr bei Fuß stehen.

Steffi Graf ist 29 und damit zwar nicht steinalt, aber sportbiologisch betrachtet auf dem absteigenden Ast. Dabei war sie das Maß aller Dinge, Miss Fitneß, Miss Vorhand, Miss Athletik, doch das war in einer vergangenen Zeit und anderen Welt: Die Jungen von heute, Abteilung Aggression und Attacke, erledigen alles noch eine Nummer brutaler.

Was tun?

Steffi Graf trainiert, so oft es geht, inzwischen mit Männern. „Wenn es sich halt ergibt“, erzählt sie, „bei den Grand Slam-Turnieren zum Beispiel, wenn alle da sind. Heinz schaut sich dann um.“ Heinz Günthard, ihr Trainer. Neulich hat er auf der Anlage in Key Biscayne Andre Agassi gefunden, und Steffi hat mit dem Amerikaner dann auf dem Trainingsplatz ein paar Bälle geschlagen. Doch findet sie noch ausreichend Männer, die stark genug sind, um ihr nach ihrer glorreichen Vergangenheit und immer noch großartigen Gegenwart auch noch zu einem Weg in eine respektable Zukunft zu verhelfen?

Die Muskelmädchen greifen an. Das Frauenspiel wird neu definiert, mit Männeraufschlägen, Aggressivität, Schnelligkeit, Ausdauer. „Wir sind dabei“, sagt Serena Williams fast übermütig, „den Maßstab für die Generation der Zukunft zu setzen.“ Die Ära der Powergirls soll das neue Jahrtausend eröffnen. „Die Williams-Sisters“, wettet Rick Macci, ihr Ex-Trainer, „werden bald die Nummern eins und zwei der Welt sein.“ Auch ist mit Amelie Mauresmo zu rechnen, der Französin mit dem maskulinen Bizeps, gegen deren Aufschlag der von Steffi ein Einwurf ist, und die Russin Anna Kournikova will auf Dauer nicht nur die Schönste sein, sondern droht: „Ich werde die Beste sein.“ Im übrigen ist auch Martina Hingis nach wie vor erst 18, und vor allem nach wie vor führend - auch wenn es sich manchmal so anhört, als sei sie schon abgehakt. Kürzlich fragte ein Reporter die jüngere Williamsschwester: Ist Martina momentan der ultimative Test für Dich?

Serena: „Nein.“

Wer dann?

„Wenn Sie darauf nicht kommen“, antwortete sie, „kann ich Ihnen auch nicht helfen.“

Lassen Sie mich raten: Ihre Schwester?

„Exakt“, sagte die kecke Kleine, stand auf und ging.

Black Power. Steffi Graf und den anderen weißen Ladies bleibt oft nur noch die blasse Ratlosigkeit. Was sie, wäre sie Trainerin, ihrer Spielerin als Strategie gegen Serena Williams einimpfen würde, wollte von Monica Seles neulich einer wissen. „Fragen Sie mich etwas anderes“, bat sie händeringend. Das war nach der letzten Begegnung der beiden, in der ihr der Teenager eine Tracht Tennisprügel verpasst hatte. Wer sich heute noch schwärmerisch an die gepeitschten Schüsse von Monica Seles mit der beidhändigen Rückhand erinnert, ist von gestern - ein Pitbull lacht da nur noch.

Steffi Graf war dem Rest der Welt lange um Längen voraus, als Schnellgericht auf schnellen Beinen neigte sie gegen die meisten zum kurzen Prozeß und zur Höchststrafe. Doch ob sie künftig noch in der Lage sein wird, ihr Waffenarsenal auszubauen und ihrer Vorhand und dem Rückhand-Slice noch eine weitere taugliche Schlagvariante hinzuzufügen? „Ich bewundere Steffi für ihren Willen“, sagt Venus Williams, allerdings nicht so, dass dieser Respekt gleich zur Sorge mutiert. Ihre Schwester wurde dieser Tage gefragt: Gibt es jemanden, vor dem ihr euch noch fürchtet? „Nur vor Gott“, sagte Serena.

Von Steffi Graf war da nicht mehr die Rede.





3. April 1998

Hans-Georg Schwarzenbeck war der Putzer vom Kaiser. Und Weltmeister. Und er hat mir das Schafkopfen beigebracht. Heute führt Katsche den Schreibwarenladen seiner Tanten.

„Woaßt eh, wie 's is“

Jeder von uns kennt Leute, die sich zu ihrem fünfzigsten Geburtstag Schloß Hohenschwangau mieten, fünfzig gesellschaftlich erstklassige Freunde einladen, möglichst inklusive Raissa und Michael Gorbatschow, und abends schwebt Udo Jürgens mit dem Hubschrauber auf dem Schloßhof ein und singt im Kerzenschein „Es wird Nacht Senorita“.

Katsche ist anders.

Katsche hat selbst mit den rundesten aller Geburtstage seine Nöte. Schon damals bei Helmut Schön. Als der frühere Bundestrainer seinen Siebzigsten feierte, bekam der Katsche einen Anruf vom Beckenbauer, daß der Lange mit allen Weltmeistern von '74 feiern will, aber Katsche hat nur traurig abgewinkt. „Woaßt, Franz, i kann ned weg, s'is Schulanfang, do muaß i in mei'm Laden sein.“ Weil wenn die Kinder mit ihren Ranzen kommen und neue Hefte wollen, und Spitzer und Radiergummi, muß der Katsche da sein, in seinem Schreibwarenladen, da kann der Schön noch so sehr seinen Siebzigsten haben.

Oder der Katsche seinen Fünfzigsten. So wie jetzt. Er feiert ihn im Laden. Der befindet sich, zwischen Frisör und Bäcker, in der Ohlmüllerstraße in München-Au. Papier- und Bürobedarf. Zeitungen und Zeitschriften. Toto und Lotto. Aber jetzt müssen wir Katsche erstmal richtig vorstellen, für die Jüngeren. Schwarzenbeck heißt er. Hans-Georg. Aber Hans-Georg sagt keiner, auch nicht Hanse oder Schorsch.

„I bin der Katsche“, hat er damals gesagt, „und du?“

Lang her. WM in Argentinien, anno '78. Die Fußballer und die Journalisten waren damals noch zu vertrauensvollen Dialogen fähig, ja sogar zu einem gemeinsamen Leben unter einem Dach. Ascochinga hieß der Golfklub in der Pampa, in dem wir mit Schöns Titelverteidigern untergebracht waren, und Katsche war einer davon, amtierender Weltmeister, Stopper, 44 Länderspiele. Aber jetzt war er nur noch Ersatz und ein bisschen unausgelastet, keine Minute kam er zum Einsatz, und so kam es, daß er fragte: „Schwob, kannscht karteln?“ Unverzüglich hat er mir dann das Schafkopfen beigebracht, und so haben wir jene aus deutscher Sicht etwas trostlose WM gut überstanden, allabendlich in der Cafe-Bar von Ascochinga.

Als Manndecker war Katsche hart und humorlos - als Mensch dagegen war er ein Herzensguter, beim Karteln blieb das gestreckte Bein brav unter dem Tisch, ohne Grätsche. Dabei war er, wenn man so will, ein Star.

Allerdings der stillste der Welt.

So still war er, daß die Verteidiger von Atletico Madrid einmal gar nicht gemerkt haben, wie er sich über die Mittellinie schlich. An jenem Maiabend '74 ging's in Brüssel um den Europacup der Landesmeister, die Spanier

fürten 1:0, und weil ihr Strafraum in der Schlußminute der Verlängerung rappend voll war, schob der ratlose Beckenbauer den Ball im Mittelfeld halt hinüber zum Katsche. Dem fiel überhaupt nichts mehr ein, also hat er die 30 Meter zum Tor mit einem Schuß überbrückt und sich hinterher erinnert: „Der Ball is zwischen alle Füß durch, einfach so, und dann war er im Tor.“ Als die Journaille auf eine etwas heldenhaftere Schilderung seines Wunderschusses drang, bat Katsche händeringend: „Geh, fragts halt den Franz.“

„Vielleicht“, hat der „kicker“ über Schwarzenbeck einmal wahrheitsgemäß notiert, „war er der bescheidenste Nationalspieler, den der deutsche Fußball je hatte.“

„Nur mit Balljonglieren wären wir ned Weltmeister g’worden

Vor allem war er aber sein Geld wert. Jede Mark. Schon die 250 Mark plus Prämien, mit denen er 1966 als Profi anfang. Allerdings erst, nachdem er seine Gesellenprüfung als Buchdrucker bestanden hatte. Katsche war bodenständig, verlässlich,

solide und zäh - in Fachzirkeln gilt er sogar als Erfinder des Trikotzupfens nach Eckbällen.

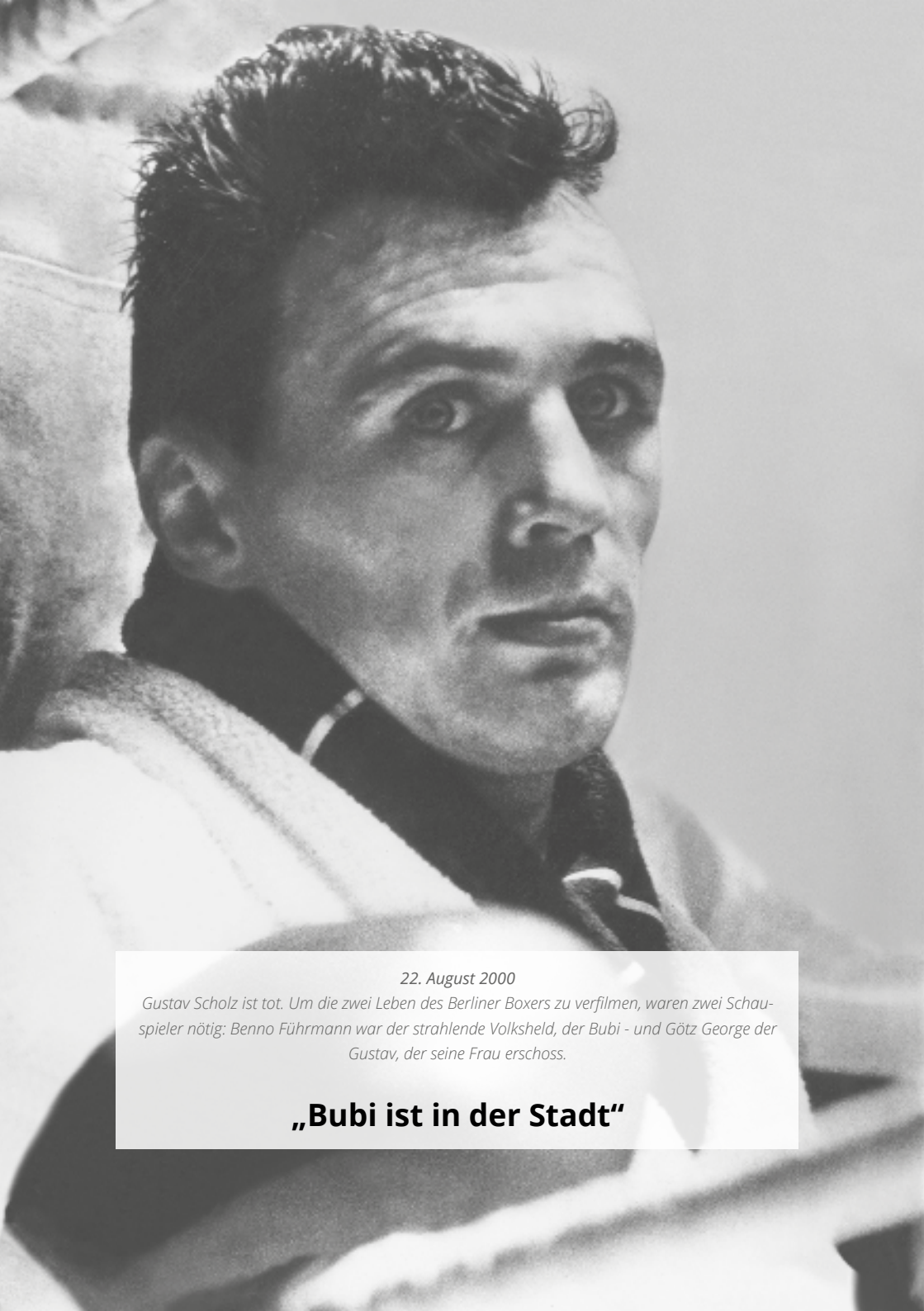
„Nur mit dei’m Balljonglieren“, hat der Katsche einmal zum Franz gesagt, „wären wir ned Weltmeister g’worden.“ Oder Europameister. Oder Weltpokalsieger. Oder dreimal Europacupsieger der Landesmeister. Oder fünfmal Deutscher Meister und dreimal Pokalsieger. Dazu hat’s auch den Katsche gebraucht. Als Starschnitt haben die Teenies sich trotzdem lieber den Franz an die Wand überm Bett gehängt, der war die Lichtgestalt, der war Buchautor („Einer wie ich“), Suppenkasper („Knorr in den Teller“), Schlagersänger („Du allein“), Filmschauspieler („Libero“) - aber vor allem halt Ballzauberer.

„Jeden Tag im Training“, hat Katsche gesagt, „will i vom Franz was abschauen, aber i kriegs ned hin.“ Statt mit dem Außenrist hat er es dann halt mit seiner Zweikampfhärte zum Kinohelden gebracht - den Briefträger hat er gespielt in der nach ihm benannten Komödie „Wehe, wenn Schwarzenbeck kommt“ (1978).

1981 war dann Schluß. Achillessehne. Damals hat er den Schreibwarenladen seiner Tanten übernommen, und gut geht’s ihm, er hat sein Haus in Harlaching, eine intakte Familie, und aus den Kindern ist was Gescheites geworden. Sporadisch geht er noch ins Stadion, aber bei den Bayern als Funktionär mitmischen? „Da reden so vui mit“, pflegt er zu sagen, außerdem ist er immer noch mit der ersten Frau verheiratet, schon deshalb wür-

de er zu den Bayern von heute nicht so recht passen. Manchmal trifft er an der Säbener Straße noch den Sepp und den Gerd und den Uli, wenn er dem das Büromaterial in die Geschäftsstelle bringt, das die Bayern immer bei ihm bestellen. Kurz: Er hat sein Auskommen, aber vor allem seine Ruhe.

Die war ihm schon damals in Ascochinga das wichtigste. Sag, Katsche, hab ich ihn einmal mitten im Karteln mit einem Seitenblick auf Helmut Schön gefragt, der hinten in der Bar seinen Kaffee trank, stinkt's dir eigentlich nicht, daß der Lange dich nicht mehr aufstellt? Katsche hat nicht mal hochgeschaut, sondern nur abgewinkt und gesagt: „Woaßt eh, wie 's is.“



22. August 2000

Gustav Scholz ist tot. Um die zwei Leben des Berliner Boxers zu verfilmen, waren zwei Schauspieler nötig: Benno Führmann war der strahlende Volksheld, der Bubi - und Götz George der Gustav, der seine Frau erschoss.

„Bubi ist in der Stadt“

Wenn ich an meinem Schreibtisch den Kopf hebe, sehe ich vis a vis an der Wand das Foto eines lachenden Boxers, der in einem Siegerkranz steckt. Außerdem zeigt es den Ringrichter, wie er den Arm des Boxers hebt, und darunter ein Autogramm.

„Bubi Scholz.“

Schwungvoll hat der Boxer seinen Namen da hingeschrieben. Die Schrift ist schon leicht verblichen, das Foto ist alt, aus einem anderen Jahrhundert. Mein sportverrückter Vetter hat mir die Unterschrift damals mitgebracht, von einem Boxabend auf dem Killesberg in Stuttgart, an dem Bubi durch k.o. in der achten Runde gewann. Jeden Schlag habe ich mir am nächsten Morgen einzeln erzählen lassen. Ich war ein Bub mit acht und durfte zum Boxen noch nicht mit, aber wer Bubi war, hat jedes Kind gewusst.

Jetzt ist er tot.

Das heißt, nein, nicht Bubi ist gestorben. Gustav Scholz ist gestorben, mit 70, in einem Berliner Seniorenheim. Er war ein unglücklicher Mensch, der mit seinem Leben irgendwann nicht mehr fertig wurde und, auf dem Tiefpunkt seiner Tragödie, seine Frau erschossen hat. Ein Film ist über sein Schicksal einmal gedreht worden, „Die Bubi-Scholz-Story“, er beschreibt den steilen Aufstieg und tragischen Fall eines deutschen Helden. Aber der Titel ist nicht ganz korrekt, denn Bubi war nur für den Aufstieg verantwortlich, Gustav dagegen für den Fall, jedenfalls waren zwei Schauspieler nötig: Götz George ist der alte, traurige Gustav – und Benno Fürmann der junge Bubi und strahlende Sunnyboy.

Bubi ist einer, der alle umhaut, die Gegner, das Publikum und die Presse. „Sein Körper“, schwärmt im Oktober 1958 ein Reporter von „L'Equipe“, der Sportzeitung aus Paris, „hat die griechische Klarheit, die einen Bildhauer verführen und Jayne Mansfield zum Zittern bringen könnte.“ Die üppige Blondine Jayne war dank ihrer phänomenalen Oberweite das Sexsymbol Hollywoods jener Tage und der Boxer Bubi Scholz dank seines blendenden Aussehens und umwerfenden Charismas ein Herzensbrecher und Frauenschwarm.

Jedenfalls unterbricht Peter Frankenfeld am 4. Oktober 1958 seine große Samstagabendshow für eine Eilmeldung, und sein ernstes Gesicht verheißt nichts Gutes. „Es ist kein nationales Unglück“, bereitet er sein Publikum auf das Schlimmste vor, seine Stimme beginnt zu stocken, betreten fingert er an seinem karierten Sakko, bis er plötzlich die Stimme hebt und den Satz erregt zu Ende bringt: „... es ist kein nationales Unglück für Frankreich, daß der neue Europameister im Mittelgewicht Bubi Scholz heißt!“

Tosender Applaus im Saal, kollektives Glücksgeschrei vor den Bildschirm-

men in ganz Deutschland. Groß ist der Augenblick, groß sind die Gefühle. Vor allem im Berliner Olympiastadion. Nach dem Schlusssong stecken sie den Volkshelden dort in einen riesigen Kranz aus Lorbeerblättern, 30 000 Menschen zünden Streichhölzer an, als Freudenfeuer, und stolz sitzt Helga Scholz in der ersten Reihe. Ihr Bubi hat den Franzosen Charles Humez in die Aufgabe gezwungen, den stiernackigen „Löwen von Flandern“, in einer Schlacht, die in Anlehnung an einen berühmten Kinofilm unter dem Slogan stand: „Der Schöne und das Tier.“

„Bubi! Bubi!“, dröhnt das Stadion und liegt Scholz zu Füßen. Er steigt an jenem Abend in die deutsche Heldengalerie auf, zu Max Schmeling, Fritz Walter und den „Silberpfeilen“ von Mercedes. Bubi ist der Hahn im Korb der Prominenz aus Politik, Sport und Kultur, alle umschwirren ihn, von Willy Brandt bis hin zu den Kinostars O.E Hasse, Curd Jürgens und Hildegard Knef. Noch auf dem Weg zum Ring, vor dem Kampf, hatte Bubi zu seinen Schauspielerfreunden hinübergewitzelt: „Heute Abend wird aber nicht vom Theater gequatscht, das Thema ist Boxen.“ Sie lieben seine Chuzpe.

Sie lieben ihn als Sieger.

Nach dem Kampf sagt Bubi: „Ich habe meinen Nanga Parbat erklommen - so hat sich Amundsen gefühlt, als er den Pol erreichte, Edison, als er die Glühbirne erfand, und Otto Lilienthal, als er zum erstenmal flog.“ Und er schickt an Suzanne Humez einen Strauß, und auf der Karte zwischen den Blumen steht: „Es kann keiner besser siegen, als Ihr Mann verloren hat.“

“ **Boxen,**
das war mal.
Heute stehe
ich meinen
Mann in
anderen
Branchen.

Bubi war ein Charmeur. Und ein Boxgott. Dieser linke Haken. Sein Auge. Seine Reflexe. Die baumelnden Arme. Der pendelnde Oberkörper. Die tänzelnde Schnelligkeit. 1962 haben sich dann 60 000 ins Olympiastadion gedrängelt, und fast hätte Scholz im Kampf um die WM im Halbschwergewicht gegen Harold Johnson gewonnen. Als er 1965 Schluß machte, als Europameister, hatte er von seinen 96 Kämpfen nur zwei verloren - nach Punkten.

Im dritten, im entscheidenden, im Kampf nach der Karriere, ist er dann k.o. gegangen.

Ich hatte das Glück, ihn kennenzulernen, als es ihm noch gut ging. An einem wunderbaren Morgen Mitte der 70er Jahre war es, als der Chefredakteur zum Nachwuchsjournalisten B. sagte: „Bubi ist in der Stadt, fahr schnell zu ihm.“ Ich war ein grüner Reporter, und der große Bubi war vor Ort, um einen Sportlerball zu moderieren. Er war ein Mannsbild wie einst

im Mai, sein Kampfgewicht war fast noch das alte und auch sein gutes Aussehen nur unwesentlich ramponiert. „Ich spiele leidenschaftlich Golf“, hat er mir erzählt, und beruflich schien er stabil auf den Beinen zu stehen. „Boxen, das war mal“, sagte er, „heute stehe ich meinen Mann in anderen Branchen.“ Scholz besaß zwei Parfümerien und eine Werbeagentur mit 32 Angestellten in Berlin, samt Filiale in Köln. Er wußte, was er wollte. Hatte er es nicht immer gewußt?

Bubi Scholz, das war mehr als eine deutsche Boxergeschichte, es war eine deutsche Nachkriegsgeschichte, das Erfolgsmärchen eines Aufsteigers im zerbombten Berlin. Bubi, Jahrgang 1930, der Hinterhofsteppke und Arbeitersohn vom Prenzlauer Berg. Der Hitlerjugend folgt der Hunger. Er schlägt sich als Schwarzmarkthändler durch die Trümmer, als Kochlehrling, als Zeitungsfahrer. Durchboxen, hochboxen, darum geht's, also wird er Boxer. Was ihn treibt? „Die Angst vor Schlägen“, sagt er nach den ersten Siegen, „und die Gier nach dem Geld.“

Bubi will sein Stück von der Wohlstandstorte. Er ist clever und das, was man heute cool nennt. Nicht einmal eine Lungen-TB bremsst ihn. Herr Scholz, sagt der Arzt, mit Boxen ist Schluß, doch nach zwei Jahren im Schwarzwaldsanatorium Schömberg steigt Herr Scholz zurück in den Ring. „Ich habe mir während der Krankheit zwei Grundsätze aufgestellt“, sagt er, „immer in Zahlen zu denken und jede verdiente Mark für mich arbeiten zu lassen.“ Bubi, der Meisterboxer. In seiner Villa im Grunewald hängt er sich riesige Banknoten aus Frottee und Pappe an die Wand - als Zeichen von Ruhm und Reichtum.

Vor dem Reichtum verläßt ihn der Ruhm. Zwar schleppt ihn die höhere Gesellschaft nach der Karriere weiter von einer Prominentenparty zur nächsten mit - doch die große Party ist vorbei, der Ruhm verblaßt. Ein Held in den Wechseljahren. Midlife crisis. Schwere Depressionen. Gustav Scholz beginnt, seine Angst vor dem Abstieg im Alkohol zu ertränken. Ein-sam setzt er sich in seinem Partykeller vor die Leinwand und spult die alten Filmrollen seiner Kämpfe ab. In solchen Momenten ist er wieder der große Bubi. Der gefeierte Boxer. Der Filmschauspieler. Der Schlagersänger. Als er 1980 seine Memoiren „Der Weg aus dem Nichts“ schreibt, ist er in Wahrheit schon auf dem Rückweg ins Nichts.

Scholz saß mit seiner Frau Helga irgendwann nur noch ziellos in seiner Villa, stritt, trank und schluckte Tabletten. Zwischendurch ging er Golf spielen. Er hatte Handicap 15, aber sein größeres Handicap war er selbst. Vielleicht wäre die Katastrophe zu vermeiden gewesen, wenn er auch am Abend des 22. Juli 1984 Golf angeschaut hätte. Das ZDF übertrug die British

Open - doch in Berlin saß Scholz nicht vor dem Fernseher, sondern mit der Jagdflinte volltrunken im Sessel. Etwa zur selben Zeit, als sich Harry Valerien aus St. Andrews meldete, muß sich der verhängnisvolle Schuß gelöst haben - durch die Tür der Toilette traf Scholz seine Frau.

Totschlag. Vom Sieger zum Sträfling. Drei Jahre Gefängnis. Selbstmordversuche. Psychische Tiefschläge. 1993, ein paar Tage vor der Hochzeit mit seiner zweiten Frau, wird Scholz in Berlin als „hilflose Person“ aufgegriffen, im Unterhemd. Das Schicksal erspart ihm nichts mehr. Schlaganfälle. Herzinfarkt. Demenz. Am Ende weiss er nicht einmal mehr, dass er Boxer war.

Gustav Scholz ist tot. Erinnern wir uns an Bubi.



Für wahre Größe stehen die Fußspitzen...

12. März 2019

Das bislang so gut gehütete Erfolgsgeheimnis des alle überragenden Portugiesen ist endlich gelüftet: Er macht sich noch größer, als er sowieso schon ist.

Spielt Ronaldo mit hohen Absätzen?

Es gibt Sammler aus Leidenschaft, die ein Vermögen ausgeben für schöne Gemälde. Andere sammeln edle Weine aus früheren Jahrhunderten, seltene Schmetterlinge oder ausgefallene Bierkrüge. Und unter den Fußballfans gibt es Freaks, die Mannschaftsfotos mit Cristiano Ronaldo sammeln - sie laden dann Freunde zu einer Party ein, reichen die Bilder mit Ronaldo herum, und alle klopfen sich brüllend auf die Schenkel.

Denn der berühmteste Torjäger der Welt hat eine ganz spezielle Angewohnheit: Wenn die Fotografen vor dem Spiel die Mannschaft knipsen, stellt er sich in der zweiten Reihe gerne mal auf die Zehenspitzen.

Es gibt diesen heimlichen Vergrößerungswahn des Scharfschützen von

Juventus Turin in den unterschiedlichsten Varianten, vor allem im Trikot seines Exklubs Real Madrid, aber auch in dem der portugiesischen Nationalmannschaft. Als die bei der Europameisterschaft 2016 vor dem Spiel gegen Österreich Aufstellung nahm, zeigten heimtückische TV-Kameras die Lichtgestalt Ronaldo von hinten derart beim hochhackigen Aufbäumen, dass sich der um keine Frechheit verlegene ARD-Kommentator Matthias Opdenhövel zu der Majestätsbeleidigung hinreißen ließ: „Hat er heute seine Pumps vergessen?“

Der Pumps ist eine Art Stöckelschuh, wie ihn jede anspruchsvolle Frau gerne zu gesellschaftlichen Anlässen trägt, mit einem laut der freien Enzyklopädie Wikipedia „modebedingt formvariiierenden Absatz von mindestens 3 und maximal 9,5 Zentimeter Höhe.“

Flach, niedrig und mickrig, das würde zum großen Portugiesen weißgott nicht passen. Deshalb hat schon der Bildhauer Ricardo Velosa das 3,40 Meter hohe und 800 Kilo schwere Denkmal von Ronaldo auf dessen Heimatinsel Madeira unter der Gürtellinie derart pompös und prächtig bestückt, dass die Hose spannt.

Fußballfans, Mitspieler, Journalisten, Witzbolde und böse Zungen fragen sich nun natürlich: Warum neigt einer zum Größermachen, der sowieso schon der Größte ist, ja womöglich auch noch den Größten hat? Ronaldo ist der größte Torjäger. Er war fünfmal Weltfußballer. Er verursacht im Internet die meisten Klicks Er ist vermutlich der reichste Sportler der Welt. Er kann zu jeder Tages- und Nachtzeit so gut wie jede Frau haben. Außerdem ist er vom Scheitel bis zur Sohle 1,85 Meter groß. Warum stellt sich so einer auf die Zehenspitzen?

Hirnforscher sind sich einig in ihrer Furcht: Dahinter kann nur die panische Angst vor einem Leben als Zweitgrößter stecken.

Sicher ist jedenfalls eines: Wenn Ronaldo ausnahmsweise mal nur der Zweitgrößte ist, wie letztes Jahr bei der Wahl des Weltfußballers in London, kommt er lieber gar nicht. Mit dem Vermerk „Terminlicher Engpass“ hat er sein Fernbleiben erklären lassen. Schon zur Ehrung von Europas Fußballer des Jahres hatte er sich zuvor nicht nach Monaco bemüht, auch bei der Wahl war er lediglich lumpiger Zweiter geworden, auch da hinter seinem früheren Madrider Zuarbeiter und Wasserträger Luka Modric. Insider, die das Gras wachsen hören, glauben eisern, dass Ronaldo in beiden Fällen beleidigt war wie ein Gockel, der nicht ums Verrecken einsieht, dass auch ein Huhn einmal ein Ei mit zwei Dottern legt.

Jedenfalls will der berühmteste Fußballer der Welt stets auch der alle und alles überragende Fußballer der Welt sein. Also bäumt er sich auf, stellt sich

auf die Hinterbeine und wächst über sich selbst hinaus, ohne erkennbare Rücksicht auf die vielen zu kurz geratenen Spötter und Lästergoschen, die ihm im Chor mit den Neidern und Nörglern unter uns die alte Bauernweisheit entgegenzischen: Wahre Größe basiert nicht auf hohen Absätzen.



22. Januar 2012

Hans Blickensdörfer hat den Bestsellerroman „Die Baskenmütze“ geschrieben - aber viel wichtiger ist, dass ein Remstaler Gastwirt die Sportberichts-Bände des großen Dichters gerettet hat, bevor sie auf seinem Dachboden im „Hirsch“ vollends vermodern.

„Ich dachte, ich höre Poesie, ich höre Shakespeare“

Walter Daferner ist der Wirt vom Landgasthaus „Hirsch“ im schwäbischen Manolzweiler, und es ist noch keiner bei ihm verhungert oder verdurstet. Auch fürs Wochenende sieht es wieder üppig aus, denn in seinem kulinarischen Kalender lockt er mit einer Fackelwanderung von Winterbach hinauf zu seinem Back-, Brenn- und Schlachtfest, und nach dem Abendmahl geht es mit der Pferdekutsche retour – oder mit dem Schlitten, falls es schneit.

Was den Gaumen erwartet?

„Alles rund ums Schwein“, sagt der kreative Wirt aus dem Remstal - von der Leberwurst bis zur Maultasche, mit finalem Verdauungsschnaps.

Für seine gerösteten Maultaschen lege ich jetzt schon die Hand ins Feuer, ich habe sie dieser Tage vorgekostet, samt Kartoffelsalat - und sie sind mir nur deshalb fast vor Schreck im Hals steckengeblieben, weil Daferner plötzlich ein vollbepacktes Kärrele in die Wirtsstube schob. Gestapelt waren darauf gewaltige Bücher mit schwarzem Einband, dick und schwer, geschätzte zwei Dutzend – die gesammelten „Sportberichts“-Bände aus den 50ern und 60ern.

„Des alles“, klärte der „Hirsch“-Wirt mich auf, „isch vom Bli.“

Wer der Bli war, müssen wir außer den Ahnungslosen und Zuspätgebohrenen hier keinem erzählen. Mit dem Roman „Die Baskenmütze“, seinen halbbiografischen Erinnerungen an seine Zeit als Kriegsheimkehrer, hat er die deutschen Bestsellerlisten gestürmt, für die „Stuttgarter Zeitung“ war er jahrzehntelang das schreibende Zugpferd als Sportreporter und Kolumnist, und seine Texte krönten alle anspruchsvollen Blätter. Aber angefangen hat er als junger Bli anno `50 beim „Grünen Sportbericht“, der zweimal in der Woche erschien, und vor allem der Montag wäre ohne den „Sportbericht“ für viele ein verlorener Tag gewesen. Für die ganz Ungeduldigen ist er zuweilen auch schon sonntags erschienen: Wenn die Fans nach dem Abpfiff aus dem Neckarstadion strömten, bekamen sie ihn druckfrisch in die Hände gedrückt, mit brandaktuellen Fotos von der Platzwahl und dem Bericht von der ersten Halbzeit.

Das war der „Sportbericht“, und Daferner hat mir erzählt, wie er an die Bände gekommen ist. Das war vor reichlich zehn Jahren, und ein Bekannter, der zugleich ein Verwandter Blickensdörfers war und nach dem Tod des Dichters dessen Haus übernommen hatte, sagte zum Wirt: „Auf der Bühne liegen noch die alten Bänden vom `Sportbericht` - und Du bist doch ein Fußballverrückter, oder?“

„Dreimal ist er mit dem vollen Auto gekommen“, erinnert sich Daferner. Seither liegen Bli`s Bände nun auf der Bühne des Remstaler Gasthofs, und

bevor die Dachbalken im „Hirsch“ unter der zentnerschweren Last vollends nachgeben, hat sich der Wirt auf die Suche begeben „nach einem Würdigen, der das alles gebührend zu schätzen weiß.“ Schätze ist das richtige Wort, denn in Blickensdörfers Nachlass schlummern wunderbare Berichte – der „Sportbericht“ ist gebundene Zeitgeschichte.

Bli kam aus der Stunde Null. Den Krieg und die Gefangenschaft, in der „Baskenmütze“ ist es beschrieben, hatte er irgendwie überlebt, und um aus dem Nachkriegsdunkel zu flüchten, fuhr er sonntags auf dem Trittbrett der Züge in die Stadien. Der Fußball war Lebenshilfe, er gab neuen Mut, aber lassen wir es ihn selber sagen: „Wir kamen aus dem Chaos. Ein Fußballspiel, das hieß: Vergiss für zwei Stunden den Hunger. Wir hatten am Sport eine Riesenfreude.“

1950 hat er dann beim „Sportbericht“ angefangen, und in jenem November war in Stuttgart gleich das erste Nachkriegsländerspiel gegen die Schweiz. Über 100 000 Lebenshungrige kämpften im überfüllten Neckarstadion um ihre Plätze, es kam zu Tumulten mit 28 Schwer- sowie 240 Mittel- und Leichtverletzten, und im „Sportbericht“ stand über die Verwüstungen: „Hier war keine Luftmine niedergegangen. Nur ein Fußballspiel hatte stattgefunden.“ Selbst die, die von den Luftminen genug hatten, mussten schmunzeln.

Bli war immer ein Lächeln wert. Keiner konnte Geschichten erzählen wie er. Einmal war er beim Fußball in Mexiko und wollte seinen Bericht übermitteln, kam aber erst abends um zehn durch und erreichte in der Stuttgarter Zentrale nur noch den Pförtner. „Blickensdörfer!“, schrie er genervt in den Hörer.

„Der Herr Blickensdörfer ist nicht da, der ist in Mexiko“, sagte darauf der Pförtner – und legte auf.

Das sind die Geschichten, die Bli nicht nur erlebt, sondern auch lebhaft geschildert hat, und wir haben sie als Jungspunde nicht gelesen, sondern gefressen, mitsamt dem Pausenbrot in der Schule. Ja, und später habe ich ihm als Jungreporter dann plötzlich auch noch zuhören dürfen, als Nebensitzer im Neckarstadion, und tief ins Gedächtnis eingegraben hat sich mir der Moment, als Bli sich an der Kippe seiner Gauloise die nächste ansteckte und sich herüberbeugte: „Jonger, merk Dir eins: Mit Speck fängt man Mäuse - und mit dem ersten Satz den Leser.“

Der erste Satz muß sitzen, damit der Leser weiterliest. „Und der letzte natürlich“, fügte Bli hinzu – damit sich der Leser beim nächsten Mal wieder erinnert.

Der Leser will schmunzeln, ärgern muss er sich oft genug. Beim Kauf

des „Sportberichts“ war der Spaß dank Bli jedenfalls immer inbegriffen. Bei seiner ersten Fußball-WM anno `54 hat ihn auf der Tribüne in Zürich der Kollege Geoffrey Green von der „Times“ bei der Durchgabe seines Berichts nach London dermaßen inspiriert („Ich dachte, ich höre Poesie, ich höre Shakespeare“), dass auch Bli es fortan problemlos fertiggebracht hätte, über einen falschen Einwurf ein 300 Seiten dickes Buch zu schreiben wie Hemingway über den Fang eines dicken Fisches. Oder über den Geist von Spiez, der damals das Wunder von Bern ermöglichte. „Höra Se mal zu, Hans“, sagte der Trainer Herberger im DFB-Hotel „Belvedere“, und was Bli anschließend daraus machte, haben die „Sportbericht“-Leser daheim auswendig gelernt, und es gibt heute noch welche, die es nachts um drei im Halbschlaf aufsagen können.

Die weltmeisterlichsten Dinge hat Bli im „Sportbericht“ in jenen glorreichen 50ern launig beschrieben, aber unvermeidlich schien es jetzt die letzte Bestimmung der alten „Sportberichts“-Bände zu sein, dass sie der Wirt Daferner auf der Bühne in seinem „Hirsch“ zur Wärmedämmung unter die Dachbalken nagelt. Aber als ich dieser Tage dann bei ihm saß, habe ich mir bei der letzten Maultasche kurz den Kopf zerbrochen, einer göttlichen Eingebung folgend das Archiv der „Stuttgarter Zeitung“ angerufen – und für spontane Begeisterung gesorgt, denn händeringend arbeiten sie dort gerade an der Komplettierung ihrer lückenhaften „Sportbericht“-Sammlung.

**“Wenn mir
morgen eine
Rakete auf den
Kopf fällt, kann
ich sagen: Ich
habe gelebt**

„Wir nehmen Bli`s Bände mit Kusshand“, jubelte das Archiv, und den Finderlohn, der Walter Daferner zusteht, gibt der als Spende direkt weiter an die Aktion „Hilfe für den Nachbarn.“ So ist allen geholfen, und Bli`s Erbe findet nach einem halben Jahrhundert dorthin zurück, wo es herkommt – „der Kreis schließt sich“, freut sich der Wirt vom „Hirsch“.

Auch Hans Blickensdörfer, darauf können Sie wetten, gönnt sich da oben jetzt eine Gauloise. „Wenn mir morgen eine Rakete auf den Kopf fällt“, verriet er einmal, „dann kann ich sagen: Ich habe gelebt.“ Bli lebt weiter – die Zeugnisse seiner frühen Reporterjahre sind in guten Händen.



Mario Basler hat Durst

13. September 2013

Miroslav Klose raucht und trinkt nicht. Seit diesem Geständnis des Torjägers kommen die Stammtische beim Meinungskrieg nicht mehr zur Ruhe. Die Alkoholiker haben durchaus stichhaltige Argumente aufzuweisen - allerdings auch ein paar tragische Fälle.

„Weiß einer, wo Garrincha wohnt?“

Miroslav Klose kann froh sein, dass er Fußballer geworden ist und nicht Politiker. Wenn am Sonntag Bundestagswahl wäre, könnte er als Kanzlerkandidat einpacken – denn rapide sind diese Woche seine Umfragewerte an den Stammtischen in den Keller gerauscht, um Kopf und Kragen hat er sich geredet mit dem verhängnisvollen Satz: “Ich habe immer für den Fußball gelebt, ich habe nie geraucht und Alkohol getrunken.“

Schlagartig ist der Torjäger der Nationalmannschaft damit bei vielen unten durch, denn ungefähr jeder dritte mündige Fußballfan gießt sich nach glaubhaften Studien der Suchtforschung gerne mal einen hinter die

Binde, flankiert von einem entspannenden Lungenzug. Viele gusseiserne Aschenbecher sind jedenfalls voller Wut von dampfenden und durstigen Wirtshaushockern auf die Stammtische geknallt worden, seit Klose letzten Freitag nach seinem Tor gegen Österreich schonungslos erklärt hat, warum er mit 35 immer noch fit und kein Wrack ist. Als Apfelsaft-Miro wird er jetzt beschimpft, und verständnislos erinnern seine Gegner an den berühmten Dialog zwischen dem Patienten und dem Arzt.

„Rauchen Sie?“, fragt der Arzt.

„Nein“.

„Alkohol?“

„Nein“.

„Frauen?“

„Nein“.

„Warum“, starrt der Doktor den Patienten darauf entgeistert an, „wollen Sie dann noch leben?“

Klose spaltet die Nation. Ein tiefer Graben tut sich auf zwischen den Gesundheitsfanatikern und den Genießern, und Letztere schicken als ihr Lieblingsbeispiel erstaunlicherweise einen Toten vor, den genialen brasilianischen Denker, Lenker und Trinker Socrates. In den 80ern spielte der in Italien und gab ein Interview, bei dem er soff und qualmte, und auf die Frage, ob ihm das als Fußballer denn gut tue, nahm Socrates den nächsten Schluck und sagte durch die Rauchwolke: „Ich bin Fußballkünstler.“

Als Lebenskünstler ist Socrates gefeiert worden, bis er an dem Leben, das er genoss, viel zu früh starb. Geist und Flaschengeist wurden bei ihm auf eine erstaunliche Art miteinander in Verbindung gebracht, und viele Alkoholiker schöpften daraus erleichtert die Kraft zu der Frage: Wäre dieser geistreiche Fußball, der Spirit des großen Socrates, womöglich gar nicht denkbar gewesen ohne seinen Hang zu den Spirituosen?

Wir nähern uns in diesem Moment gefährlich dem kritischen Punkt, an dem die Diskussion kaum noch das Schnaufen verträgt: Sind Alkoholiker die besseren Kicker? Max Merkel hat diese Schnapsidee schon in der Gründerzeit der Bundesliga zum vieldiskutierten Thema gemacht. In alten Schriften ist nachzulesen, dass der Wiener im Training bei 1860 München versuchsweise die Abstinenzler gegen die Trinker spielen ließ. Das ungleiche Duell endete 1:7. „Sauft `s weiter“, sagte darauf der stramme Max, und die Sechziger wurden Deutscher Meister.

Das spricht jetzt nicht direkt für Miro Klose, sondern eher für den schlimmen Verdacht, dass einem Fußballer erst im Rausch die kreativen Dinge gelingen, stimuliert und enthemmt durch einen möglichst im



Sturztrunk genossenen, abendfüllenden Kasten Bier – auch der ehemalige Meister- und Nationalspieler Mario Basler hat zu einem gut gezapften Pils selten nein gesagt und im Anschluß daran manchen Eckball direkt verwandelt. Aufsehen erregt hat auch ein neueres Interview, in dem Basler fleht: „Wenn ich sterbe, möchte ich Zigaretten mit auf die lange Reise nehmen. Keine Blumen bitte!“ Eine Stange Glimmstängel wünscht er sich als letzten Gruß in den Sarg - und wer unbedingt will, kann ja noch einen Kasten Bier hinterherwerfen.

Ob Baslers Glas in dem denkwürdigen Moment, als er es sagte, halbleer oder halbvoll war? Auf jeden Fall deckt sich seine Philosophie mit den guten Erfahrungen, die ihm 1996 als Beinahe-Europameister (Bundestrainer Berti Vogts schickte ihn damals mitten im Turnier überraschend nach Hause) widerfahren sind - demnach wurden als Erfolgsgeheimnis und zur Anhebung des Teamgeists abends „einige Gläser Bier, Wodka-Lemon oder Gin-Tonic geleert und ein paar Marlboros geraucht.“

Wer hat am Ende des Tages recht: Miro oder Mario? Was spricht für Kloses nüchternen Lebenswandel - und was für das alternative Wandeln Baslers auf dem schmalen Grat zwischen Bierglas und Kippe?

Wir Sprudeltrinker in der Nichtrauchercke neigen als notorische Stimmungstöter gerne zu den Thesen der Wissenschaft: Tabak fördert die Schuppenflechte, und wer raucht, hat weniger Sauerstoff im Blut. Zudem verkleinern und verkrampfen sich die Lungenbläschen, und dieser Nachteil ist selbst mit vier oder fünf Bier nur schwer wettzumachen. Andererseits qualmte beispielsweise Cesar Luis Menotti wie ein Schlot. Und nur schwer zu widersprechen war dem argentinischen Weltmeistertrainer von 1978, der übrigens auch ein großer Intellektueller war, bei dem Satz: „Nicht der Rauch vergiftet die Welt, es sind die Idioten.“

Der Held aller Raucher war und ist aber Johan Cruyff. Der große Holländer hatte immer sechs Finger, der sechste war die Zigarette, und er paffte zwei Schachteln am Tag. „Bei Halbzeit rauchte er eine Camel ohne Filter“,

erinnern sich Mitspieler. Die weniger gute Nachricht: Einem Herzinfarkt folgte inzwischen eine Bypass-OP.

Für Kloses Fitnessthese spricht aber noch ein anderes abschreckendes Beispiel, das er schon als früher Miro erlebt hat, direkt vor seiner Haustür, in Kaiserslautern: Walter Frosch. Der gehörte als FCK-Verteidiger zu den besonders lebensbejahenden Fußballern seiner Zeit und verriet den Jungs von „Bild“ einmal glaubhaft: „Ihr könntet mir Euer Mädchen von Seite 1 nackt auf den Bauch binden, ich würde sie sofort gegen eine Zigarette eintauschen.“ Später wurde Frosch ernsthaft krank, wiederholt operiert und sagte: „Mein größter Gegner war die Kneipe.“

So gibt es unter den Fußballern viele namentlich bekannte Argumente, die stichhaltig gegen zwei Schachteln Zigaretten am Tag sprechen, genossen womöglich noch in Tateinheit mit drei bis vier ex hinuntergeschütteten Steinhägern. Lange vor dem unternehmungslustigen Briten Paul Gascoigne schwankte schon Garrincha, der legendäre Rechtsaußen der brasilianischen Wunderelf der 50er und 60er Jahre, nachts von den Bars raumgreifend nach Hause und fragte unterwegs Passanten mitten in Botafogo: „Weiß einer, wo Garrincha wohnt?“ Und bereits mit 25 ist George Best, der bei Manchester United der größte Dribbler aller Zeiten war, die Luft ausgegangen. Wieso der Nordire die Risiken der Leberzirrhose für überschaubar hielt? Man kann auch ihn nicht mehr dazu befragen.

Es spricht, von den Friedhöfen aus betrachtet, also allerhand für Kloses Prinzip, und der Vorbildliche könnte sich jetzt bequem zurücklehnen und mit einem stillen Wasser selbst zuprosten - wenn die Gegenseite beim erbitterten Für und Wider nicht doch immer wieder mit ein paar unbeugsamen Pistensäuen aufwarten würde a la Bode Miller. Spätestens seit ein schwedischer Barkeeper anlässlich einer Ski-WM akkurat protokollierte, wie sich der wilde US-Hund nächtens für den Super-G in Form brachte („Nach dem Champagner ging er zum Tequila über, danach gab es Jägermeister und sechs Wodka mit Red Bull“), sind sämtliche Suchtgefährdeten unter uns überzeugt, dass Miller nur deshalb x-facher Skiweltmeister wurde, weil er sich schon zum Frühstück einen Jack Daniels hinter die Binde goss.



Cesar Luis Menotti

Doch der überzeugendste und stichhaltigste Beweis, der an den Stammtischen gegen den gesunden Lebensstil von Miroslav Klose vorgebracht wird, heißt Eckhard Dagge. Der Berliner Boxer sagte einst stolz: „Viele Weltmeister wurden Alkoholiker. Ich bin der einzige Alkoholiker, der Weltmeister wurde.“ War Miro Klose jemals Weltmeister? Wenn er es nächstes Jahr wieder nicht hinkriegt, gehen ihm die Argumente aus.



24. Juni 2014

Bei der Fußball-WM droht uns ein Duell, das düster an ein früheres erinnert. In Gijón fand es statt, bei der WM 1982 gegen Österreich. Es war eines jener Spiele, bei denen man als Reporter auf der Tribüne sitzt und gar nicht mehr glaubt, was man sieht. Ein „Tatort“-Kommissar riet nach der Übertragung spontan zu Handschellen.

„Alle verhaften“

Vor ein paar Tagen hat Jogi Löw erzählt, dass seine Freundschaft mit dem US-Nationaltrainer Jürgen Klinsmann zwar intakt ist, im Vorfeld des nahenden WM-Duells in Recife aber ruht - „wir hatten zuletzt keinen Kontakt“, verriet der Bundestrainer, „und werden vor dem Spiel vermutlich nicht mehr telefonieren.“

Jetzt sind alle gespannt.

Denn schlagartig hat sich eine Situation ergeben, in der gute Freunde durchaus zum Hörer greifen könnten, um entweder über das brasilianische

Wetter, die dortigen schönen Frauen oder die Reize eines Unentschiedens zu reden. Der unwiderstehliche Charme einer solchen Punkteteilung bestünde nämlich darin, dass Deutschland und die USA dann bombensicher im Achtelfinale wären, da könnten die Portugiesen und Ghanaer spielen wie sie wollen und wären draußen, selbst wenn sie am Anstoßkreis im Handstand ein Bier trinken, ohne es zu verschütten.

Sie glauben nicht an einen solchen Spuk?

Ich auch nicht. Aber die journalistische Sorgfaltspflicht zwingt mich, an jenen holländischen Kollegen zu erinnern, der sich am 25. Juni 1982 vor dem WM-Vorrundenspiel Deutschland gegen Österreich im Stadion „El Molinon“ im spanischen Gijon neben mich setzte und sagte: „Die werden sich einigen.“ Es hat mich viel Mühe gekostet, ihn vom Gegenteil zu überzeugen – dass nämlich die Deutschen sich an den Wienern grausam rächen würden für die gerade vier Jahre alte „Schmach von Cordoba“. Und auf der Gegenseite hatte Torwart Friedl Koncilia tags zuvor wüst gedroht: „Wir schicken die Deutschen nach Hause.“

Die Ausgangslage war so: Deutschland hatte gegen Algerien sensationell verloren und erst einen Sieg auf dem Konto, die Österreicher hatten ihre beiden Spiele gewonnen, und es gab nur ein einziges Ergebnis, das beide an den Nordafrikanern vorbei in die Zwischenrunde hieven würde - 1:0 für Deutschland. Horst Hrubesch schoss dieses 1:0, in der elften Minute.

„Und nun pass auf“, sagte der Holländer.

Als einer der letzten überlebenden Augenzeugen des Unfassbaren, das sich danach ereignete, muss ich leider kleinlaut zugeben, dass die restlichen 79 Minuten weitgehend so abliefen: Der Ball wurde von beiden Teams in der eigenen Hälfte minutenlang hin- und hergeschoben und, damit die Torhüter Schumacher und Koncilia nicht einschliefen, gelegentlich zu denen zurückgespielt. Die nahmen ihn dann jedesmal mit der Hand auf, was bei Rückpässen damals noch erlaubt war, spazierten mit dem Ball unter dem Arm eine Weile durch ihren Strafraum, schossen ihn dann nach vorne, und danach war wieder der Gegner dran. Kurz: Man war sich stillschweigend einig, am günstigen Ergebnis nicht mehr zu rütteln. Zweikämpfe fanden nur noch alibimäßig statt, aus tabellarischen Vernunftsgründen erschien ein Schuss aufs Tor nicht mehr ratsam, und alle hielten sich dran.

Bis auf Schoko.

Walter („Schoko“) Schachner, der aufrechte Steiermärker, hat irgendwann tatsächlich einmal versucht, den Ausgleich zu schießen und sich später bitter beklagt: „Ich bin da vorne gelaufen wie ein Wahnsinniger und war richtig ang‘fressen, denn die haben mich nicht angespielt.“ Sogar zu einer

Gelben Karte hat er es in seinem Übereifer geschafft. Er kapierte eindeutig als Letzter, was da lief. Schachner später: „In der Pause hat es zwischen ein paar wichtigen Spielern beider Teams, die sich gut verstanden, Absprachen gegeben, dass man es bei diesem Resultat belassen soll. Ich hab` aber nix mitgekriegt.“

Unvermeidlich kam es deshalb dann zu diesem legendären Zwischenfall, als Schoko den Nichtangriffspakt brach und knallhart in Richtung des deutschen Tores abzog. Freund und Feind waren gleichermaßen fassungslos und empört. Der deutsche Vorstopper Karlheinz Förster, erinnern sich verlässliche Ohrenzeugen, spitzte seinen Gegenspieler Krankl auf der Stelle mit einem „Hei, Hansi!“ derart an, dass der zum Mitspieler Schachner fuchsteufelswild hinüberdrohte: „Schoko, wannsd` dös no amol mochst...“

Während der deutsche TV-Kommentator Eberhard Stanjek empört von einer „Schande“ sprach und sein Wiener Kollege Robert Seeger die Zuschauer zum Abschalten aufforderte, wedelten 40 000 entrüstete Spanier im Stadion mit weißen Taschentüchern und brüllten „Küsst Euch!“ Die sich beschissen fühlenden Algerier winkten derweil mit Geldscheinen, was den österreichischen Delegationsleiter Hans Tschak vollends in den Tiefpunkt des Tages trieb, indem er hinterher sagte: „Natürlich ist heute taktisch gespielt worden. Aber wenn deswegen hier 10 000 Wüstensöhne im Stadion einen Skandal entfachen wollen, zeigt das, dass die zu wenig Schulen haben. Da kommt so ein Scheich aus einer Oase, darf nach 300 Jahren mal WM-Luft schnuppern und glaubt, jetzt die Klappe aufreißen zu können.“

Es ist, ich verrate hier nichts Neues, beim 1:0 geblieben. Die Lokalzeitung „El Comercio“ veröffentlichte die Spielanalyse anderntags im Polizeibericht, und ein weiteres spanisches Blatt wurde im Wühlkorb der großdeutschen Geschichte fündig und titelte: „El Anschluss“. Umso lockerer sagte Hansi Krankl im Namen sämtlicher Spieler: „Ich weiß nicht, was man will. Wir sind qualifiziert.“

Der holländische Kollege hat mir beim Schlusspfiff dann übrigens grinsend auf die Schenkel geklopft. Und aus der Heimat erreichte uns in Gijon noch am selben Abend die Nachricht, dass der ARD-Moderator Hans-Joachim Rauschenbach seinen Studiogast, den Wiener „Tatort“-Kommissar Kurt Jaggberg, nach dem Spiel gefragt hatte: „Was kann man da machen?“

„Alle verhaften“, sagte der Kommissar.



Einig: Krankl und Förster



3. Dezember 2015

Das schönste Gesicht des ehemaligen Sozialismus wird Fünfzig. Das vereinte Deutschland gratuliert: Kati Witt ist wieder Königin - und nicht mehr Honeckers Honey.

„Ach wissen Sie, das ist so yesterday“

Im Dezember 1998 hielt die Welt zweimal den Atem an: Das US-Repräsentantenhaus leitete ein Amtsenthebungsverfahren ein gegen Präsident Bill Clinton wegen des Verdachts auf Sex mit einer Praktikantin im Weißen Haus - aber das hat keinen mehr gejuckt, als der „Playboy“ erschien.

Mit Kati Witt - nackt.

Weltweit war das Blatt angeblich sofort vergriffen. Das hatte als Cover-

girl vorher nur Marilyn Monroe („Manche mögen`s heiß“) geschafft - und in der Panik des Ausverkaufs der Witt-Nummer soll es an Zeitungsständen sogar zu Raubüberfällen gekommen sein.

Neun Mark kostete der „Playboy“ mit der Kufen- und Kurvenkönigin auf dem Titel, und wer ihn gekauft hat, ist heute so gut wie reich - erst kürzlich bot ein geschäftstüchtiger Leipziger eines der kostbaren Exemplare bei Ebay an, für 250 Euro, mit dem Vermerk: „Topzustand!!!!!!“

Kati Witt wird heute 50, sieht aber immer noch annähernd aus wie auf jenen Nacktfotos, die zu den Sternstunden des deutschen Sports gehören - doch bevor ich mich jetzt vollends in Äußerlichkeiten verzettele: Noch viel beeindruckender war „La Witt“, die Diva, auf dem Eis, das sie mit ihrem Charme, ihren waghalsigen Rittbergern und oft genug unter den Klängen von Georges Bizets „Carmen“ hat schmelzen lassen - in der Göttergalerie unserer Jahrhunderthelden thront sie deshalb jetzt neben dem strammen Max Schmeling, Uns Uwe und Kaiser Franz. Letzterer hat, als Kaiser des Sommermärchens, inzwischen seine Probleme. Die Königin des Wintermärchens hat sie schon hinter sich.

Vor kurzem hat sie einen Bildband herausgebracht: „So viel Leben.“ Er könnte auch heißen: Zu viel Leben. Zwei deutsche Leben zusammenzuführen, das kann schwieriger sein, als auf den Beinen zu bleiben, wenn sich die Kufen im Eis verhaken. Nach der Wende war die schöne Heldin plötzlich die „Rote Socke“, die „SED-Ziege“ oder „Honeckers Honey“. Wenn es um früher geht, stöhnt Kati Witt deshalb mitten in einem Interview schon mal: „Ach, wissen Sie, das ist so yesterday.“

Damals, im Gestern, ist sie in eine Welt hineingeboren worden, die nirgendwo komplizierter war, nämlich in einer Stadt, durch die eine Mauer mit Stacheldraht verlief, vermintes Gebiet. Doch die kleine Eisprinzessin hat nicht lange gefragt, ob Staaken im Berliner Osten oder Westen liegt, sondern sich ihre Träume verwirklicht: zweimal Olympiasiegerin, viermal Weltmeisterin, sechsmal Europameisterin. Heute, ein halbes Leben später, fragt auch der Westen nicht mehr, ob das im Osten war, sie ist die einvernehmlich gekürte „Eisläuferin des Jahrhunderts“ - aber alles wäre leichter verlaufen, wenn sie anfangs drei Auszeichnungen weniger gewonnen hätte: Den Vaterländischen DDR-Verdienstorden in Gold, die dazugehörige Ehrensperre und den Olympischen Orden des ehemaligen Arbeiter- und Bauernstaats.

Die Amis, lässig wie sie sind, waren da weit weniger pingelig. Das „Time Magazine“ schrieb 1988 ungefähr: „Wenn Kati Witt das wahre Gesicht des Sozialismus ist, kann Amerika gerne sozialistisch werden.“ Sie kam dort

gut an, diese von jenseits des eisernen Vorhangs importierte Eisbombe, die Glamouröse in ihren bunten Kostümen war das glatte Gegenteil der grauen DDR, und fasziniert wählte das „People Magazine“ sie wiederholt unter die „50 schönsten Menschen der Welt“. Schon 1988, noch vor dem Kollaps der DDR, begann ihre Profikarriere. Die SED-Bosse brauchten Devisen, und Kati Witt tourte mit „Holiday on Ice“ durch die USA. Später spielte sie in Hollywood in „Ronin“ unter der Regie von John Frankenheimer neben Robert de Niro - aber vor allem erntete sie den „Emmy“ für „Carmen on Ice“ und Trophäen für ihre Kür „Where have all the flowers gone“.



Sag mir, wo die Blumen sind: Lange hat sich Kati Witt das gefragt in ihrem neuen Deutschland.

Vorher war sie das Lieblingskind gewesen, auch hüben. Wir Wessis hatten sie klammheimlich adoptiert, sie war stets präsent in den bunten Blättchen, mit denen sich die älteren Damen beim Frisör unter der Trockenhaube das Warten auf ihre gusseiserne Dauerwelle verkürzten - aber bei der Aufarbeitung nach der Wende bekam das schönste Gesicht des Sozialismus Falten und sah über Nacht aus wie Pankows PR-Puppe. Die Königin auf dem Eis fand sich als staatstragende Kuh auf dem Glatteis wieder, umzingelt vom Misstrauen: Welche Privilegien hat sie als Repräsentantin kassiert? Ihre Stasi-Akten, liest man, sind 1354 Seiten dick, und unter dem 12. September 1986 findet sich angeblich die Notiz aus Erich Mielkes Ministerium für Staatssicherheit: „Die Witt bekundete erneut Interesse für unseren Beruf und stellte die Frage, wie man eigentlich Mitarbeiter des MfS wird.“ Kungelte die Kufenkönigin mit dem Spitzelapparat? Fest steht nur, dass sie selbst bespitzelt wurde - dafür sorgte ihr Teamkamerad Ingo Steuer als „IM Torsten“.

Wendezeit, schwere Zeit. Enthüllungen, Anfeindungen, die Lichtgestalt stand mit dem Rücken zur Wand. Doping? „Ich habe mich später erschrocken, wie flächendeckend das passierte“, sagt sie heute in Interviews, „ich habe gedacht, dass wir ehrlichen Sport betreiben.“

Wann Kati Witt angekommen ist im neuen Deutschland? „Es hat ein biss-

chen gedauert“, verriet sie kürzlich. In Lillehammer 1994 war sie fast noch froh, dass sie nicht nocheinmal olympisches Gold gewann, „denn man kann doch nicht zu zwei verschiedenen Hymnen heulen.“

“*Ich habe
gedacht, dass
wir ehrlichen
Sport betreiben*

Inzwischen lebt sie länger in Deutschland als in der DDR und sagt „unser Land.“ Sie fühlt sich daheim und sie fühlt sich wohl, sie hat eine Stiftung für benachteiligte Kinder gegründet, kämpft auf der Theaterbühne, als TV-Moderatorin oder als Schauspielerin wie früher um hohe Haltungsnoten im Schwierigkeitsgrad und künstlerischen Ausdruck, und mit der ARD dreht sie gerade eine Dokumentation über ihr Leben. Die Kuh ist vom Eis - sie ist wieder Kati die Königin.



18. November 2018

Wenn man über die Leichtigkeit des Fußballs, die Kunst des Scharfschießens gegen Sepp Maier, den Tiefflieger Hölzenbein und die deutsch-holländische Rivalität alles wissen will, bleibt einem als Journalist nur eines: Ein Besuch bei Arie Haan.

„Ich war der Deutsche“

Wenn sich ein Holländer und ein Deutscher treffen, um über Fußball zu reden, tun sie es am besten beim Frühstück.

Erinnern Sie sich an Frank Rijkaard und Rudi Völler? Im Poesiealbum der Geschichte sind sie verewigt, diese ergreifenden Bilder, wie die Zwei sich im weißen Hotelbademantel auf Schloss Lerbach in Bergisch-Gladbach die Butter aufs Brot schmieren und Rijkaard beim Oranjesaft schwört: „Rudi, ich tu`s nie wieder.“ Für die Jüngeren hier: Mit einem Spucknapf hatte der Holländer unseren Rudi im feindseligen Achtelfinale der WM 1990 verwechselt und ihm mit einer Fontäne Rachengold die Frisur gegelt. Die

Meinungsverschiedenheit ging damals in Mailand sogar soweit, dass beide vom Platz flogen und sich noch im Kabinengang zu Handgreiflichkeiten hinreißen ließen - aber auf Schloss Lerbach war dann wieder alles in Butter.

Jetzt haben wir einen anderen Morgen, diesmal findet das holländisch-deutsche Frühstück im spanischen Denia statt, aber wieder geht es harmonisch zu, und sogar die Sonne lacht auf die Terrasse. Arie Haan hat frischen Lachs und gekochte Eier aufgetischt, und was für ein Meerblick. Er lebt so, wie man es normalerweise nur auf traumhaften Postkarten sieht, Finca am Hang, Swimming Pool, Costa Blanca vom Feinsten. Und Susan.

Susan bringt die Brötchen und den Orangensaft und bekennt fußballerisch schnell Farbe: „Ich mag Ronaldo“. Nicht nur, weil der Portugiese gut aussieht, sondern weil er gut spielt. Und diese Schüsse vor allem, sagt Susan verzückt. Gut, dass ihr Arie gerade aus der Küche den Kaffee holt. Aber so ist das, wenn man eine junge Freundin hat, woher soll sie wissen, dass nicht Ronaldo das Schießen erfunden hat - sondern diese alte Kanone, mit der sie ihr Leben teilt und die uns Deutschen früher manchen Tag versaut hat, vor allem Sepp Maier.

„Wem?“, fragt Susan.

„Er war unser Torwart“, verrate ich ihr, und dass ihn ihr holländischer Herzbube beispielsweise bei der WM 1978 im argentinischen Cordoba fast in zwei Stücke geschossen hätte: „Es war kein Schuss, es war eine Rakete. Fünfunddreißig Meter.“

„Dreißig“, korrigiert mich Arie Haan, der gerade mit der Kanne aus der Küche kommt. Bei aller falschen Bescheidenheit gibt er wenigstens zu, dass Manni Kaltz, der deutsche Libero, den Kopf im letzten Moment aus der Schussbahn brachte, er hätte sonst vom Hals an aufwärts amputiert werden müssen. Maier, wie gelähmt, winkte das Geschoss dann vollends wehrlos ins Tor durch.

„Links, halbhoch“, sagt Arie der Vollständigkeit halber. Grinsend köpft er ein Ei, schiebt sich den Lachs aufs Brot und genießt das Dasein. Was für ein lebenswerter Morgen in Denia. Er hat das Meer vor sich und die Vergangenheit hinter sich - aber sie lebt.

Mensch, wie lange ist es her. Ein halbes Leben. Und doch ist alles präsent, als wäre es gestern gewesen. Auch dieser Hammer zum 2:2. Und unser Interview damals nach dem Spiel, im Stadion in Cordoba. Ein holländischer TV-Kollege stieß dazu und wollte einen O-Ton für daheim, und Arie sagte: „Aber nur, wenn ich meine Tochter grüßen darf.“ Dascha hatte an dem Tag zufällig Geburtstag, sie wurde sechs. „Alles Gute, mein Schatz“, sagte der Papa dann durchs Mikrofon zum Töchterchen, das weitweg auf dem Schoß

der Oma saß. Es war der 18. Juni 1978. So vergeht die Zeit.

Jetzt ist der Papa 70 und frisch operiert an der linken Hüfte. Die rechte, über seinem Schussbein, musste er schon vor Jahren sanieren, als arthritische Spätfolge seiner waffenscheinpflichtigen Gewaltakte. Gegen den Maiersepp traf er ja nicht nur bei jenem Mordversuch in der Pampa, sondern schon anno `73 gleich zweimal, beim sagenumwobenen 4:0 von Ajax gegen den FC Bayern im Europacup. „Im WM-Endspiel 1974 hat Maier dafür alles gehalten“, trauert Haan bis heute, „noch bevor wir schossen, flog er schon durch den Kasten.“

Sie hatten kein Glück an dem Tag. Aber dafür blickt Haan auf ein Glück zurück, das ihm keiner mehr nehmen kann - er spielte in den zwei spektakulärsten Mannschaften jener Zeit: Holland und Ajax.

Ajax war die Krönung des Fußballs. Jedes holländische Kind kann die Namen der Helden aufsagen, die in den frühen 70ern dreimal den Europacup

**„Keiner spielt
den Ball von
hinten heraus
schneller als du**

der Landesmeister gewannen. Cruyff, Keizer, Neeskens, Haan. Letzterer kam aus Finsterwolde an der ostfriesischen Grenze, war aber mit den Jungen in Emden aufgewachsen, und bei Cruyff und den anderen Amsterdamern hatte er schnell seinen Namen weg. „Ich war der Deutsche“, sagt Arie und lacht, weil im nächsten Moment Vicky Leandros aus dem

CD-Player trällert: „Du bist mein schönster Gedanke.“ Er mag deutsche Schlager.

Aber im Fußball war er lieber Holländer.

Sie spielten damals „Voetbal total“. Sie hatten so viele Stürmer, dass Haan, der eigentlich auch eher offensiv veranlagt war, notgedrungen Libero spielen musste. „Cruyff sagte: Keiner spielt mir den Pass von hinten heraus schneller in den Fuß als du.“ König Johan hatte den peripheren Blick und das Gefühl für Ball und Raum, sie spielten den aufregendsten Fußball der Welt, und im Siegesrausch manchmal so, als ob es einen Gegner gar nicht gab. In der ersten Minute des WM-Endspiels 1974 in München spielten sich die Holländer den Ball nach dem Anstoß siebzehn Mal zu, von links nach rechts und vorwärts und rückwärts, und urplötzlich ging Cruyff steil, und Uli Hoeneß haute ihn um. Elfmeter. 1:0 nach 56 Sekunden. „Sie wollten uns verarschen“, spürte Bernd Hölzenbein, der Frankfurter Stürmer. Vor Wut stürmte er bei der erstbesten Gelegenheit in ihren Strafraum, suchte sich ein Bein zum Einfädeln, und platsch, da lag er. Elfmeter.

„Man kann ihn pfeifen“, sage ich

„Hör auf“, lacht Haan sich tot, „jeder kannte Hölzenbein, diesen Tiefflieger.“ Das ekligste holländische Schimpfwort ist seither nicht Hurensohn, sondern Hölzenbein. Am Ende blieb jedenfalls nur eine Frage: Wie kann man so hinreißend Fußball spielen und doch verlieren? Ganze Heerscharen von Philosophen und Psychologen sind sich inzwischen einig: Die Holländer sind nicht dafür geboren, sich mit dem schnöden Sieg zufrieden zu geben, sie wollen mehr.

„Wir Holländer“, sagt Haan, „waren immer Seefahrer. Früher waren wir unterwegs auf den Meeren. Wir sind Abenteurer.“

Er war es auch noch später als Trainer. Mit seinem Abenteuerfußball führte er den VfB Stuttgart 1989 bis ins Uefa-Cupfinale gegen den SSC Neapel und Diego Maradona. Er war der Haan im Korb, der Rudi Carell des Fußballs, der alte Zampano Max Merkel ernannte ihn in „Bild“ zum „Erfinder der guten Laune.“ Wilde Wettschießen hat Haan nach dem VfB-Training oft veranstaltet. Vom Anstoßkreis aus mussten die Spieler die Latte treffen, ohne dass der Ball vorher aufsprang. Der einzige, der es schaffte, war er. Es kam auch gelegentlich vor, dass er nachts vehement heimkurvte, Unfall, Mercedes ausgebrannt, ein Jahr Führerschein weg.

So oder ähnlich spielte er mit seinen Holländern früher auch Fußball. Locker, lustig, leichtsinnig. Ihr „Voetbal total“ war wie Sex ohne Kondom, ungeschützt. Manchmal ging es schief. Wie damals in München.

Ausgerechnet gegen uns.

Hinterher, beim Abschlussbankett nach dem WM-Finale, fehlte Mittelfeldmann Wim van Hanegem, der Kleinkünstler mit dem grandiosen linken Fuß. Als ihn zur deutsch-holländischen Rivalität einmal einer befragt hat, sagte er: „Der Hass hat Hintergründe, die jeder kennt.“ Van Hanegem hatte im Krieg den Vater und drei Geschwister verloren. Der Krieg steckte noch in vielen Köpfen. Im Hungerwinter 1944/45 hatten Unmenschlichkeiten der deutschen Besatzer eine Hungersnot ausgelöst, mit Tausenden von Toten. „Auf dem Land gab es immer zu essen“, sagt Haan, „aber in den Städten entstand dieser Hass.“

Auch jedes wichtig Fußballspiel wurde dann zum Drahtseilakt der Gefühle. Zwar spielte bei Ajax der Heidenheimer Horst Blankenburg, und



Arie Haan starrt auf Tiefflieger Hölzenbein

Franz Beckenbauer und Johan Cruyff waren gute Freude, aber eine Hassliebe ist auf Dauer kein stabiles Fundament. Als sich Cruyff zu seinem Abschiedsspiel 1978 den FC Bayern einlud, geriet das Fest zum Fiasko. 60 000 Amsterdamer sangen zu den Trompeten ihrer Blaskapellen, zischten aber gleichzeitig durch die Zähne: „Eindelijk wraak!“ Endlich Rache! „Wir wurden beschimpft und bespuckt“, erinnert sich Paul Breitner. Die Bayern, stocksauer, überrollten Ajax 8:0, und der letzte große Tag des Volkshelden Cruyff geriet zur Demütigung. Zur Strafe ließ Rijkaard seine Wut dann später an der Frisur von Völler aus, und nach dem holländischen EM-Sieg 1988 in Hamburg hat sich Ronald Koeman mit dem Trikot von Olaf Thon symbolisch den Hintern geputzt.

Viel lieber hätten die Holländer aber 1974 in München gewonnen. Sie spielten den mitreißendsten Fußball der Welt in ihren glorreichen Siebzigern, und nur der Fußballgott weiß, warum er Arie Haan und seine Ajaxzauberer auch vier Jahre später nicht Weltmeister werden ließ. Kurz vor Schluß des Finales in Buenos Aires tanzte der Ball auf der argentinischen Torlinie. Aber er ging nicht rein.

Arie Haan hat mit dem Allmächtigen seinen Frieden gemacht. Am Abend sitzen wir in Denia im Hafenlokal „El Raset“, zerlegen einen Fisch und reden über Gott, die Welt und die Vorzüge des schönen Fußballs, und Haan greift zum Handy und findet im Internet ein Mannschaftsfoto von damals. „Ich bin froh und dankbar“, sagt die alte Kanone, „ich wurde zur richtigen Zeit geboren.“



1. September 2000

Zahnpasta ja oder nein? Dieter Baumann hat einen deutsch-deutschen Glaubenskrieg ausgelöst. Da sitzt man als Wessireporter mit Heike Drechsler in Kienbaum arglos beim Mittagessen - und plötzlich kommen bei den Ossis die alten, unverdauten Mahlzeiten hoch.

„Zu euch Dopern setze ich mich nicht an den Tisch“

Vor ein paar Tagen war ich bei Heike Drechsler in der Sportschule Kienbaum. Das ist die frühere DDR-Medaillenschmiede südöstlich von Berlin, und beim Training hat mir beste Weitspringerin der Welt eindrucksvoll vorgeführt, wie sie bei den Olympischen Spielen in Sydney noch einmal Gold gewinnen will. Außerdem hat sie mir beim Mittagessen in der Kantine erzählt, dass tags zuvor der Dopingkontrolleur bei ihr war - und schon waren wir unvermeidlich beim heißen Thema.

Wie (un-)schuldig ist Dieter Baumann?

Mit am Mittagstisch saßen Walter und Inge Spix, ein Ehepaar aus Aachen, mit dem Heike Drechsler seit dem Ende der DDR befreundet ist und das die Sportlerin letztes Jahr adoptiert hat. Als das Wort Baumann fiel, hat Walter Spix abrupt abgewunken und das Gesicht verzogen, der Name schien ihm den Appetit zu verderben, und er war sich offensichtlich einig mit dem Rest der Runde. Zu der gehörte auch Erich Drechsler, der Ex-Trainer und Ex-Schwiegervater der vielfachen Weitsprungkönigin, sowie der frühere französische Zehnkampfeuropameister Alain Blondel, ihr neuer Lebensgefährte und Trainer. Jedenfalls hat keiner von ihnen widersprochen, als Spix kopfschüttelnd meinte: „Wie kann man nur auf die Idee kommen, dem Baumann diese Geschichte zu glauben?“

„Ich glaube ihm“, sagte ich.

Auf halbem Weg zwischen Suppe und Hauptgang trat daraufhin eine kurze, leicht peinliche Stille ein. Vermutlich schwiegen alle aus höflichem Mitleid gegenüber diesem naiven Reportergast, der noch an den Weihnachtsmann glaubt oder - noch schlimmer - an seinen schwäbischen Landsmann Baumann.

Der Glaubenskrieg tobt. Die Gerichte zerbrechen sich den Kopf darüber, ob sie Dieter Baumann ungebremst laufen lassen sollen, aber die Frage, ob und wie lange das so bleibt, erhitzt die deutschen Gemüter und spaltet die Geister, von der Kantine in Kienbaum bis hinauf auf die Tribünen. „Baumann! Baumann!“, bejubeln die einen den Olympiasieger von 1992, wenn er wie einst im Mai auf und davon spurtet, doch die Begeisterung seiner Fans wird noch weit übertroffen von der leidenschaftlichen Abneigung, mit der seine Gegner ihn verurteilen, verdammen und durch den Meinungsfleischwolf des Internets drehen - als Sauhund und Gauner nageln sie ihn dort ans schwarze Brett, als fiesen Münchhausen, und der Haß, der ihm entgegenschlägt, geht oft über das hinaus, was die Polizei erlaubt. Kaum erhört wurde auch jener Hauptkommissar der Kripo, der neulich erklärt hat: „Wir gehen davon aus, dass Baumann Opfer eines außerordentlich raffinierten Anschlags ist.“

**“Das Wissen
ist begrenzt. Da
ist Phantasie
um so wichtiger**

„Das Wissen ist begrenzt“, wusste schon der große Einstein, der lange vor Baumann in derselben Ecke nahe Ulm geboren wurde, „deshalb ist die Phantasie um so wichtiger.“

Das Wissen im Dopingfall Baumann ist sogar besonders begrenzt, und deshalb wäre die Phantasie da besonders erforderlich - aber bei

vielen versagt, wenn sie die Theorie mit dem Nandrolon in des Langläufers Zahnpasta hören, auf der Stelle jede Vorstellungskraft.

Und zwar dermaßen, dass womöglich Lutz Eigendorf demnächst sechs Fuß unter der Erde mit dem gestreckten Bein gegen seinen Sargdeckel tritt und aus der Gruft fleht: Hört Baumann zumindest zu! Eigendorf ist das tragischste und traurigste Beispiel eines Sportlers, der erwiesenermaßen zum Opfer eines außerordentlich raffinierten Anschlags geworden ist. Er galt als großes DDR-Fußballtalent, flüchtete in den Westen und in die Bundesliga und verunglückte nachts plötzlich mit dem Auto. Die Blutprobe des Toten ergab, dass er stark alkoholisiert war - erst Jahre später, nach der Wende, förderten die Akten der Gauck-Behörde eine ganz andere Wahrheit zutage: Eigendorfs Unfall war ein Stasikomplot. Nehmen wir nun einfach einmal an, er hätte die fatale Fahrt überlebt und hinterher behauptet, der Schnaps sei ihm eingeflößt worden von einem großen, bösen Unbekannten, der ihn dann ans Steuer setzte - das Sportvolk wäre in einen kollektiven Lachanfall ausgebrochen und hätte sich auf die Schenkel geklopft unter dem Motto: Hätte der Suffkopf sich nicht noch eine wildere Story einfallen lassen können?

Wir lernen: Glauben ist Glückssache.

Warum soll Baumanns Zahnpastageschichte ein haarsträubender, halbgarer Witz sein? Oder die Verschwörungsversion des kubanischen Hochsprunghelden Javier Sotomayor? Der behauptet seit seiner positiven Dopingprobe, das Kokain sei ihm von feindseligen Exilkubanern aus Miami ins Essen manipuliert worden, um ihn als Fidel Castros Vorzeigestar zu diskreditieren - eine Denkweise, die mit etwas Mut so wenig abwegig erscheint wie die Baumannsche Theorie, dass er als Anti-Doping-Vorkämpfer von interessierten Kreisen mundtot gemacht worden ist.

Nur fehlt ihm zur Beweisführung dummerweise der Täter. Es hilft ihm auch wenig, dass der Heidelberger Molekularbiologe Werner Franke, ein bekanntermaßen sehr strenger Dopingjäger, zusehends mit ihm sympathisiert und das Verseuchen einer Zahnpastatube durchaus für Stasi-like hält. Deshalb kann Baumann nur hoffen, dass jene Wahrsager bei der Kripo recht behalten, die vermuten: Eines ferneren Tages überführt der Täter sich



selbst, indem er am Stammtisch prahlt oder sich auf dem Sterbebett noch schnell seelisch erleichtert. Doch bis dahin wird die momentane Glaubensfrage andauern - und sich mangels gesichertem Wissen reduzieren auf Sympathie oder Antipathie.

„Ich kenne Baumann, ich glaube ihm“, sage ich als unbeugsamer Wessi in der Kantine in Kienbaum.

„Ich kenne ihn auch“, hält Erich Drechsler, der nicht minder unbeugsame Ossi, tapfer dagegen und erzählt, dass Baumann an ihnen, den alten DDR-Deutschen, früher gerne einmal mit den Worten vorbeigelaufen sei: „Zu euch Dopern setze ich mich nicht an den Tisch.“

Ein Deutschland, zwei Welten. Die Mauer steht noch, und sie ist hoch zwischen den Baumanngegnern und Baumanngläubigen, wobei zu Letzteren auch der Hesse Robert Hartmann gehört, der Leichtathletik-Papst und Anti-Doping-Vorkämpfer unter den Journalisten. „Einmal“, erinnert sich der alte Drechsler, „ist er zu einem Sportfest nach Jena gekommen und hat gleich bei der Begrüßung gesagt: Ich bin hier auf feindlichem Gebiet.“

Tief sind die Schützengräben im Glaubenskrieg - doch bevor sich der Ad-optimvater Spix aus Aachen mit dem harten Brocken Baumann beim Mittagessen vollends den Magen verdirbt und am Ende womöglich auch noch wir zwei Wessis uns in die Wolle geraten, nehme ich den friedfertigen Brückenschlag von Heike Drechsler („Ich finde den Dieter sehr nett“) dankbar zum Anlaß, überstürzt das Thema zu wechseln. „Man isst hier ganz prima“, lobe ich die Kantinenküche von Kienbaum - und schlagartig sind wir uns alle wieder einig.

Der Nachtsch kann kommen.



21. März 1999

Horst Gregorio Canellas gehört zu den seltenen Menschen, die zweimal berühmt werden.

An Bord der „Landshut“ wurde er als Geisel befreit, und an seinem skandalösesten Geburtstag startete er ein Tonbandgerät und sagte: „Und nun, meine Herren, hören Sie mal.“ Ausbaden musste es Hans Kindermann. Und seine Frau Hildegard.

„Du kommst nur noch nach Hause, um die Unterhosen zu wechseln“

Wenn man als Journalist seine Leser nicht zu Tode erschrecken will, sollte man eine Erinnerung an das dunkelste Kapitel des deutschen Fußballs mit der guten Nachricht beginnen: Die Bundesliga hat diese üblen Vorkommnisse, die in den Geschichtsbüchern als „Der Skandal“ verewigt sind, überlebt.

Auch der große Retter, den das ganze Land in jenen nervenaufreibenden Jahren zu Beginn der 1970er der Einfachheit halber den „Chefankläger“

nannte, sitzt ungebrochen und gesund im Sessel, als ich ihn heimsuche. Es ist ein schöner Tag im Frühling '99, die Sonne scheint, trotz der erwähnten Schweinereien wird nach wie vor Fußball gespielt in Deutschland, und ich frage ihn: Wie verfolgt man als 77jähriger, skandalgeschädigter Rentner eigentlich samstags die Bundesliga?

„Videotext, Seite 252“, sagt Hans Kindermann.

Dort gibt's immer die aktuellen Zwischenstände, und manchmal ruft seine Frau Hildegard beim Zappen: „Guck, der VfB hat ein Tor geschossen.“ Doch dann schalten sie schnell wieder um auf ihre spannende Gartensendung oder gehen spazieren, es gibt schöne Wanderwege da draußen im Stuttgarter Stadtteil Vaihingen. „Wissen Sie, ich habe mich innerlich vom Fußball gelöst“, sagt der Mann, der diesem Fußball auf seine Art mehr gegeben hat als viele andere. Jedenfalls hat DFB-Präsident Egidius Braun immer eisern behauptet, dass der Chefankläger die Bundesliga gerettet hat - damals, nach der schamlosen Saison 70/71.

„Wir haben den Sumpf trockengelegt“, lobt sich auch Kindermann - diesen dunklen, tiefen Tümpel, in dem die Schieber und Betrüger im Trüben nach Siegen und Schmiergeld fischten.

Fangen wir vorne an. Der 6. Juni 1971 ist ein Tag, der morgens noch aussieht, als könne er wunderschön werden. Milde ist er, fast wolkenlos, ein Sonntag auch noch, jedenfalls wie gemalt für eine Geburtstagsparty im Garten. Der Gastgeber wird Fünfzig, und Freunde und Journalisten sind da, bis hoch zum Bundestrainer. Helmut Schön nippt an einem Orangensaft, bis er plötzlich kreidebleich wird. „Bitte, bitte, keine Fragen“, fleht er noch einen Reporter an, und im nächsten Moment macht er sich aus dem Staub, fluchtartig.

Nie ist in der Geschichte des deutschen Fußballs ein turbulenterer Geburtstag gefeiert worden als an besagtem Sonntag beim hessischen Südfrüchteimporteur Horst Gregorio Canellas. Wer dabei war, vergisst ihn sein Leben lang nicht, diesen Moment ziemlich genau um zwölf Uhr mittags, als der Präsident der tags zuvor aus der Bundesliga abgestiegenen Offenbacher Kickers seine Gäste in den Garten führt. Auf dem Tisch steht ein Tonbandgerät von Telefunken, und Canellas drückt auf den Knopf und sagt mit heiserer Stimme: „Und nun, meine Herren, hören Sie mal.“

“Und nun,
meine Herren,
hören Sie mal

Es ist keine säuselnde Tanzmusik, die da aus dem Lautsprecher kommt, vielmehr platzt eine Bombe. Canellas sorgt mit seinen Enthüllungen dafür,

dass Zyniker anschließend den Vorschlag machen, die Trikots von Fußballern statt mit der Rückennummer künftig mit ihrer Kontonummer zu beflochten.

Der Offenbacher Vereinschef konfrontiert seine fassungslosen Gratulanten mit den Mitschnitten von Telefonaten, in denen es um Bestechung geht und um konspirative Treffs korrupter Profis mit Geldbriefträgern. Kölns Nationaltorwart Manfred („Cassius“) Manglitz beispielsweise wünscht sich von Canellas vor dem Spiel gegen den Offenbacher Abstiegs Konkurrenten Rot-Weiß Essen 25 000 Mark und droht, im Fall der Verweigerung wolle er sich „nicht besonders anstrengen.“ Als Übergabefahrzeug schlägt Manglitz laut späteren Gerichtsprotokollen einen „Mercedes 250 CE mit der Nummer von Grevenbroich“ vor, und an einer Autobahnraststätte bei Bonn soll seine Frau Irma die Offenbacher Spende dann dankend entgegengenommen haben.

Weitere bekannte Stimmen sind auf dem Tonband zu hören, zum Beispiel aus Berlin. Den Herthaspielern bietet der abstiegsbedrohte Canellas einen Koffer voll Geld für einen Sieg gegen Bielefeld, einen anderen Konkurrenten seiner Offenbacher, worauf ihm Berlins Nationalverteidiger Bernd Patzke brühwarm verrät: „Gestern war schon einer von Bielefeld da.“ Von denen, ergänzt Herthaspieler Tasso Wild, „bekommen wir 120 000 Mark, wenn wir sie gewinnen lassen.“ Notgedrungen verhandelt Canellas weiter, bis Wild großzügig meint: „Also, hören Sie, ich habe einen ganz duften Vorschlag. Weil es Offenbach ist und ohne Kuhhandel hin und her: 140 000, und die Sache ist für Sie in Ordnung.“

Aber nichts ist in Ordnung. Am wenigsten für Offenbach. Die Bielefelder müssen ihr Angebot dann irgendwie geschwind nochmal erhöht haben, jedenfalls zahlten sie am Ende 240 000 Mark - und siegten 1:0.

Hans Kindermann kann im Gedenken an dieses Spiel ein leises Lachen nicht unterdrücken: „Eins war mir lange schleierhaft – warum schoß Zoltan Varga, der Berliner, in der zweiten Halbzeit einen Freistoß gegen die Latte? Tut das ein Bestochener, schießt er so riskant, wenn der Gegner gewinnen soll?“

Der Chefermittler fand des Rätsels Lösung: Der Ungar Varga, Star und wichtigster Mann der Hertha, hatte demnach von seinen Berliner Mitspielern einen höheren Anteil verlangt. Während der Halbzeit rief er von einem Telefon im Presseraum des Olympiastadions aus seine Frau an: „Ist das Geld da?“ Weil es nicht da war, spielte Varga in der zweiten Halbzeit aus Trotz voll auf Gewinnen, inklusive Lattenschuß, konnte den Bielefelder Sieg im Alleingang aber doch nicht verhindern.



Chefankläger Kindermann

Die Offenbacher stiegen dann also ab. Canellas hatte zwar selbst ordentlich Dreck am Stecken, doch in einer Mischung aus Frust, Wut und Rachgier trat er eine Lawine los, die in den folgenden zwei Jahren über die Bundesliga hinwegfegte - und Kindermann mußte, nachdem der Früchtegroßhändler ausgepackt hatte, das faule Obst aussortieren.

„In jener Rückrunde“, erzählt der Chefankläger, „war fast jedes für den Abstieg bedeutende Spiel manipuliert, oder es wurde zumindest versucht. Die gefährdeten Klubs gingen nach einem doppelten Prinzip vor: Der eigene Gegner wurde bestochen – und den Gegnern der Mitkonkurrenten Geld geboten, damit sie auf Sieg spielten.“ Kindermann stürzte sich mit Feuereifer in die Ermittlungen, mit dem Kopf voraus, hart und unerbittlich. „Wissen Sie“, sagt er und lacht, „ich bin ein typischer Wassermann.“

Was heißt das?

„Ein sturer Bock.“

Als solcher hat er nach den Spitzbuben zwei Jahre gestochert. Als geübter Richter war er dafür genau der Richtige, „was mir zustatten kam, war meine forensische Erfahrung, mein Gespür dafür, wo was faul ist“. Er war im richtigen Leben Vorsitzender einer Strafkammer am Stuttgarter Landgericht und hatte auch mit Mördern und Totschlägern zu tun - da konnten ihn die Dunkelmänner des Fußballs, auch wenn sie beim Lügen wie zuvor beim Schieben beharrlich blieben, mit nichts mehr überraschen.

Kindermann: „Stur und hartnäckig habe ich denen klargemacht: Hugoles kann mit mir keiner machen. Ich bin am Ball geblieben, rücksichtslos und gnadenlos, wenn ich das so sagen darf – bis die Mauer nach und nach bröckelte und einer nach dem anderen umfiel.“

Nur die Schalker blieben lange zäh. Acht ihrer Stars, von Fischer und Fichtel über Rüßmann bis zu Libuda, verstrickten sich dermaßen in ihr Lügennetz, daß sie schließlich wegen Meineids verurteilt wurden – für haarsträubend lächerliche 2300 Mark pro Kopf hatten sie am 17. April 1971 ihr Spiel gegen Bielefeld verkauft.

Die Betrüger bekamen ihre Strafe, und der Chefankläger seine Morddrohungen. Jede Todesart sei er damals gestorben, erzählt Kindermann. Vor

allem nachts, wenn die Fans in den Kneipen nach dem siebten Bier Gewehr bei Fuß standen, bimmelte sein Telefon, und die Botschaften hießen „Du kriegst einen Bauchschuß, du Drecksack“, mindestens aber „Heute nacht brennt dein Haus, du Sau.“ Kindermann war heilfroh, beim Generalbundesanwalt und Terroristenjäger Kurt Rebmann direkt um die Ecke zu wohnen, sogar streunende Hunde wurden dort auf Panzerfäuste und Molotowcocktails durchsucht. Die für Rebmann abgestellten Polizeistreifen liefen Kindermanns Haus automatisch auch gleich mit ab. So bescherten die Terroristen der „Rote Armee-Fraktion“ (RAF) dem DFB-Chefankläger ungewollt eine willkommene Ruhe im Stress.

Dieses Glück hatte Canellas nicht. Im Gegenteil.

Das Schicksal fragt nicht, das Schicksal teilt zu, und es gibt seltene Menschen, die in ihrem Leben gleich zweimal berühmt werden: Der geplagte Canellas, im schwarzen Sommer `71 Täter und Opfer im größten Skandal des Fußballs, wurde im deutschen Herbst `77 auch noch zur Geisel von Terroristen.

Es sind grausame Fernsehbilder, die damals um die Welt gehen, und eines zeigt mitten im Chaos einen Mann mittleren Alters, der verschwitzt und erschöpft neben seiner Tochter auf dem Boden der Flughafenhalle in der Hauptstadt Somalias kauert, wie apathisch. Es ist Nacht in Mogadischu, genau gesagt ist es die Nacht zum 18. Oktober 1977, und soeben hat ein deutsches Spezialkommando der GSG 9 die Lufthansamaschine „Landshut“ gestürmt, drei Terroristen getötet, den vierten überwältigt und 86 Geiseln befreit, darunter den müden Mann.

„Ihr
werdet
sterben

Horst Gregorio Canellas ist zum zweiten Mal in seinem Leben an die Front geraten. Nur geht es diesmal nicht nur um Lug und Trug, sondern um Blut und Tod, denn er ist jetzt nicht mehr umzingelt von käuflichen Fußballstars, die die Hand aufhalten - sondern von Terroristen, die in Kosmetikkoffern und einem Radio zwei Pistolen, vier Handgranaten und 500 Gramm Plastiksprengstoff an Bord geschmuggelt haben und brüllen: „Ihr werdet sterben!“ Die Filmemacher Ebbo Demant und Ingo Helm haben die Geschehnisse später geschildert in der erschütternden TV-Doku „Im fliegenden Sarg.“

Canellas wollte eigentlich nur von Mallorca nach Frankfurt heimfliegen. Doch plötzlich wich die „Landshut“ vom Kurs ab, und der Flug LH 181 hat dann fünf Tage gedauert, mit fünf Landungen, Rom, Larnaca, Dubai, Aden, Mogadischu. Fünf Tage Todesangst, fünf Tage Grauen an Bord der Boeing 737. Vor den Augen der Geiseln tötet der Wortführer der palästinensischen

Luftpiraten den Flugkapitän Jürgen Schumann bei der Zwischenlandung in Aden mit einem Kopfschuss. Mit hemmungsloser und eiskalter Brutalität wollen die Verbrecher ihren Forderungen Nachdruck verleihen, die parallel laufende Entführung des deutschen Arbeitgeberpräsidenten Hanns-Martin Schleyer durch die RAF flankieren und die in der Justizvollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim inhaftierten Terroristen Andreas Baader, Gudrun Ensslin, Jan-Carl Raspe und Irmgard Möller freipressen.

„Wir waren wie Lämmer auf der Schlachtbank, denen gleich die Kehle durchgeschnitten wird“, beschreibt die Stewardess Gabriele Dillmann später diese fürchterlichen fünf Tage der Angst, der Drohungen und Demütigungen durch diesen brüllenden und barbarischen Fanatiker, der sich Captain Martyr Mahmud nennt. Fünf Tage zittern die Geiseln auf diesem hauchdünnen Grat zwischen Leben und Sterben. Fünf Tage Tod und Terror mit Scheinexekutionen, bei 55 Grad an Bord, dazu der Gestank der Toiletten und des Schnapses, mit dem die Entführer die Geiseln übergießen in der Absicht, sie notfalls samt Flugzeug in die Luft zu sprengen.

Als die „Operation Feuerzauber“ schließlich zu Ende ist, ahnt diese Kamera auf dem Flughafen in Mogadischu gar nicht, wen sie da einfängt bei ihrem Schwenk über den Kanzleramtsminister Wischniewski und die befreiten Geiseln, die sich glücklich umarmen und Interviews geben. Canellas gibt keines, er hat vom Blitzlichtgewitter seit Jahren genug. Auch auf den

Fotos und Filmen, die die Geiseln am Morgen nach der Befreiung bei der Landung in der Heimat zeigen, sieht Canellas fast teilnahmslos aus. Mit regungslosem Gesicht tappt er neben seiner Tochter die Gangway herunter, in eine dicke Decke gehüllt. Die passt zu diesem frostigen deutschen Herbst `77, der nie kälter war als in diesen Momenten. Nur ein paar Stunden liegt die „Todesnacht von Stammheim“ zurück - die Nachricht von der Befreiung in Mogadischu hatte sich in der dortigen „Abteilung 7“, dem Terroristentrakt, blitzschnell verbreitet, und Baader, Ensslin und Raspe verübten in ihren Zellen Selbstmord. Tags darauf wird



in einem Kofferraum in Frankreich Schleyers Leiche gefunden.

Canellas hätte danach viel zu erzählen gehabt. Über den Irrflug der „Landshut“, die Ängste, die quälende Ungewissheit und das Zittern von Ultimatum zu Ultimatum, die Ermordung des Kapitäns, die Wut der Geiseln über die Bonner Regierung („Warum tun die nichts?“), das Erstürmen des Flugzeugs durch die GSG 9 („Runter! Runter! Runter mit den Köpfen!“), die Detonation von Handgranaten, über diese unendlich langen sieben Minuten zwischen 00:05 Uhr und 00:12 Uhr, zwischen Leben und Tod. Aber er hat die Schilderungen aus der Hölle anderen überlassen. Im kleinen Kreis soll er später gesagt haben: „Mogadischu hatte noch menschliche Züge. Der Skandal war schlimmer.“ Offenbar quälte ihn das tiefe Bedauern, es nicht bei Kaffee und Kuchen und flotter Partymusik vom Tonband belassen zu haben, damals im Garten, bei seinem Geburtstag.

Hans Kindermann tut sich in der Rückschau leichter. Er stand auf der günstigeren Seite des Wahnsinns. Als Chefankläger hat er den Sumpf, den Canellas an jenem fragwürdigen Sonntag offenlegte, wieder trocken gelegt und, da ist er sich ziemlich sicher, „das meiste aufgedeckt“. Fast eine Million Schmiergeld floss im Abstiegskampf `71, zu 18 Spielen hat er ermittelt, 52 kickende Spitzbuben aus dem Verkehr gezogen, zwei Vereine verloren die Lizenz, außerdem zwei Trainer und sechs Funktionäre, darunter Canellas. „Da sind Dinge passiert“, staunt Kindermann heute noch, „die jedem Kriminalfall allgemeiner Art zur Ehre gereichen würden – mit nächtlichen Geldübergaben an dunklen Kanälen und Autobahnraststätten.“

Der Retter und Reiniger der Bundesliga hat vorübergehend darüber nachgedacht, seine Memoiren zu schreiben. „Es wäre ein Reißer geworden“, spürt Kindermann, „aufregend wie Casanovas Memoiren.“ Aber er lässt es lieber. Als Rentner genießt er jetzt seine Samstage. Ohne Stress. Ohne Fußball. Er liest Bücher über die Archäologie und das Reisen, kümmert sich um seine Orchideen, hört Brahms und Beethoven und gönnt sich mit der Frau ein gemütliches Tässchen Kaffee. Sie ist lange zu kurz gekommen.

„Du kommst nur noch nach Hause“, hat Hildegard Kindermann ihren Hans während des Skandals einmal verwarnt, „um die Unterhosen zu wechseln.“

26. November 2005

„Simply the Best“ sang Tina Turner. Die Hymne hätte auch zum größten Dribbler des Fußballs gepasst. Außerdem war er der erste Popstar, der größte Frauenheld und der größte Trinker des Fußballs. An dem Leben, das er geführt hat, ist er jetzt gestorben. An zehn Minuten dieses Lebens hat er auch den Schreiber hier teilhaben lassen.

„Maradona good, Pele better, George Best“



In Burlington im US-Bundesstaat Kentucky haben sie einmal den Spruch des Jahres prämiert, und den ersten Preis gewann ein örtlicher Farmer für den Satz: „In diesem Sommer war es bei uns so heiß, daß die Eidechsen ins Herdfeuer krochen, um den Schatten der Bratpfanne zu genießen.“

Schlimmer ist nur ein Sommer in Florida.

Dort ist es dann nämlich nicht nur glühend heiß, sondern auch noch unerträglich feucht, wie an einem denkwürdigen Tag im Sommer `79. Ausgelaugt sitze ich neben dem Trainingsplatz der Fort Lauderdale Strikers, in gleißender Sonne, bei brütender Hitze, hundert Grad Fahrenheit und neunzig Grad Luftfeuchtigkeit. Die Strikers gehören in der US-Soccer-Liga zu den Besten, sie haben drei Weltstars in ihren Reihen, und ich bewundere Gerd Müller, den Deutschen, und Teofilo Cubillas, den Peruaner, wie sie sich schinden und schwitzen - und frage mich, wo der Dritte bleibt.

Als schon nicht mehr damit zu rechnen ist, biegt George Best um die Ecke. Er ist sichtlich gut drauf, jedenfalls schlendert er daher wie der Hahn im Korb, flankiert von zwei auffällig attraktiven und luftig bekleideten Dorfschönheiten, von denen die an seiner linken Hand wie demnächst 17 aussieht und die an der rechten eher noch wie frühe 16.

Georgie setzt sich mit seinen Girlyes auf die obere Stufe des kleinen Zuschauerhügels und beginnt, seine Mitspieler beim Schinden anzufeuern. Dann sieht er mich und meinen roten Schädel. „Hi, Buddy“, ruft er herüber, „setz dir besser einen Hut auf.“ Ich frage ihn, warum er hier in Zivil sitzt, während seine Kameraden da unten schier umkommen, und er tippt sich an den Schenkel und sicherheitshalber auch noch an die Wade. Verletzt sei er, verrät Best, und schonungsbedürftig, weil die Strikers ja nichts davon haben, wenn er zu früh wieder trainiert oder sich womöglich auch noch einen Hitzschlag holt.

So sitzt er ungefähr zehn Minuten da, turtelt mit seinen Täubchen, blinzelt schweißtreibend in die Sonne, bringt mir ein bisschen Trainingslehre bei und ermuntert Müller, Cubillas und die anderen unter lebhafter Anteilnahme („Come on, Guys!“) zum Durchhalten. Dann wünscht er mir noch einen sonnigen Tag und zieht mit seinen Hübschen wieder ab, um Sinnvolles zu erledigen, und wenn es nur ein paar Drinks an der nächsten Bar sind. „Ach, unser Georgie“, sagt Gerd Müller kopfschüttelnd auf Schwäbisch, als er die Trainingssturtur überlebt hat, „so isch des jeden Tag.“

Es ist eine dieser Geschichten über den wilden Nordiren, über die man schallend lachen könnte, wenn es einem nicht zum Weinen wäre - denn sie wird überschattet von der traurigen Nachricht, die uns aus London erreicht: Georgie ist tot.

Warum er nur 59 wurde?

Die Suche nach der richtigen Antwort auf diese letzte Frage im Leben des George Best beginnt man am besten mit einer Anekdote aus der plüschigen Suite eines noblen Hotels - zu einer Zeit, als seine guten Tage schon seltener wurden. „Sagen Sie, Mister Best, was ist schiefgelaufen?“, soll der Kellner gefragt haben, als er dem Star eine Flasche Champagner aufs Zimmer brachte. Auf dem Bett lagen, wild verstreut, Geldscheine im Gegenwert von circa 20 000 Pfund – und mittendrin eine atemberaubende Gestalt, die kurz zuvor eine Miss-Wahl gewonnen hatte.

Was Best dem Neugierigen geantwortet hat, ist nicht mehr exakt zu ermitteln, aber bei ähnlichen Gelegenheiten behelf er sich gerne mit dem Satz, der als sein berühmtester gilt: „Die Hälfte meines Geldes ging für Alkohol, Frauen und Autos drauf, und den Rest habe ich einfach verprasst.“

Best war ein Lebemann, und es war ein wildes, schnelles und kurzes Leben. Jedenfalls war es immer seltener ein schönes Leben, und am Ende war es sogar nur noch ein jahrelanges Ringen mit dem Tod, das weitgehend in der Intensivstation des Londoner Cromwell Hospitals stattfand. Leberzirrhose, Infektionen, Atemprobleme, entzündete Nieren, innere Blutungen. Best lebte im Teufelskreis seiner Dämonen - vermutlich hat er sich selbst zerstört, weil er auch nach seiner Lebertransplantation anno 2002 weiter zur Flasche griff. Er war ein großer Trinker.

War er ein noch größerer Fußballer?

Die Frage ist nicht, wie gut George Best war, sondern wie gut er hätte sein können. Aber selbst so war er grandios: Eine Expertenjury hat ihn zum größten britischen Fußballer aller Zeiten gewählt. Er konnte alles. Er war schnell, hatte zwei begnadete Füße, spielte den langen Pass so perfekt wie den kurzen, kopfballstark war er, und vom rechten Flügel aus hat er alles in Grund und Boden gedribbelt.

**„Ich schiebe
Cruyff heute
Abend den
Ball durch die
Beine**

„Simply the Best“, hat Tina Turner später gesungen und womöglich auch ihn damit gemeint. In 290 Spielen schoss Best für Manchester United 115 Tore, sechsmal war er bester ManU-Torjäger und außerdem für zwei Meisterschaften verantwortlich und für den Sieg im Europacup der Landesmeister. Das war 1968, und Englands damaliger Ballkönig Jimmy Greaves sagte: „Ich weiß nicht, ob George Best der beste Spieler der Welt ist – auf jeden Fall habe ich noch keinen besseren gesehen.“

Wohlmerkt: Es war die Zeit, als Pele spielte, oder kurz danach Johan

Cruyff. Einmal, vor einem Länderspiel in Rotterdam, fragte der Journalist Bill Elliot den Nordiren, ob Cruyff besser als er sei, worauf Georgie ihn spontan auslachte: „Du machst jetzt Spaß, oder? Ich sag Dir was: Ich schiebe Cruyff heute Abend den Ball durch die Beine.“ Er tat es nach fünf Minuten. Und rannte dann mit dem Ball weiter, mit der rechten Faust in der Luft. Wegen Szenen wie dieser tragen



die Fans in Belfast heute noch T-Shirts, die bedruckt sind mit den drei Steigerungsstufen des Fußballs: „Maradona good, Pele better, George Best.“ Zu seiner Beerdigung auf dem Roselawn Friedhof werden jetzt 100 000 Menschen erwartet, Premierminister Tony Blair will eine Rede halten, und Protestanten und Katholiken werden in ihrer Trauer ausnahmsweise vereint sein. Sie begraben ihren Volkshelden.

Best war ein kompletter Fußballer. Entdeckt hat er sein Talent auf einem holprigen Hinterhof in Belfast, und schon mit 15 war er so gut, dass Manchester United zugriff. Aber Georgie war bald mehr als Fußball, er wurde Kult als „der fünfte Beatle“, denn er sah aus wie die Pilzköpfe aus Liverpool. Lange vor David Beckham war er der erste kickende Popstar, als Teeniestar bekam er tausend Liebesbriefe pro Woche. Die Frauenwelt kreischte. Als Best dann 1968 im Europacupfinale auch noch das Tor seines Lebens schoss und Europas Fußballer des Jahres wurde, hat er den Zwang, ein Halbgott zu sein, nicht mehr ausgehalten. Die Folgen hat er später dramatisch beschrieben: „1969 habe ich die Frauen und den Alkohol aufgegeben - es waren die schlimmsten zwanzig Minuten meines Lebens.“

Bald war er am Ende, schon mit 26. Weltklasse war George Best fortan nur noch als wilde Sau nach dem Motto: Es gibt auf der ganzen Welt Pubs, in denen man sich betrinken kann. Außer in Fort Lauderdale hat er noch in San Jose gekickt und für die Los Angeles Aztecs, oder für Stockport, Bournemouth, Fulham, Edinburgh, Cork oder Dunstable. Beendet hat er seine Karriere dann bei den Brisbane Lions in Australien, und in einer Gefängnismannschaft. Er saß dort wegen einer Alkoholfahrt mit Polizistenattacke. Seine gute Laune hat er sich aber nie nehmen lassen. Einmal sagte er über Paul Gascoigne, das andere schreckliche Kind des britischen Fußballs: „Die

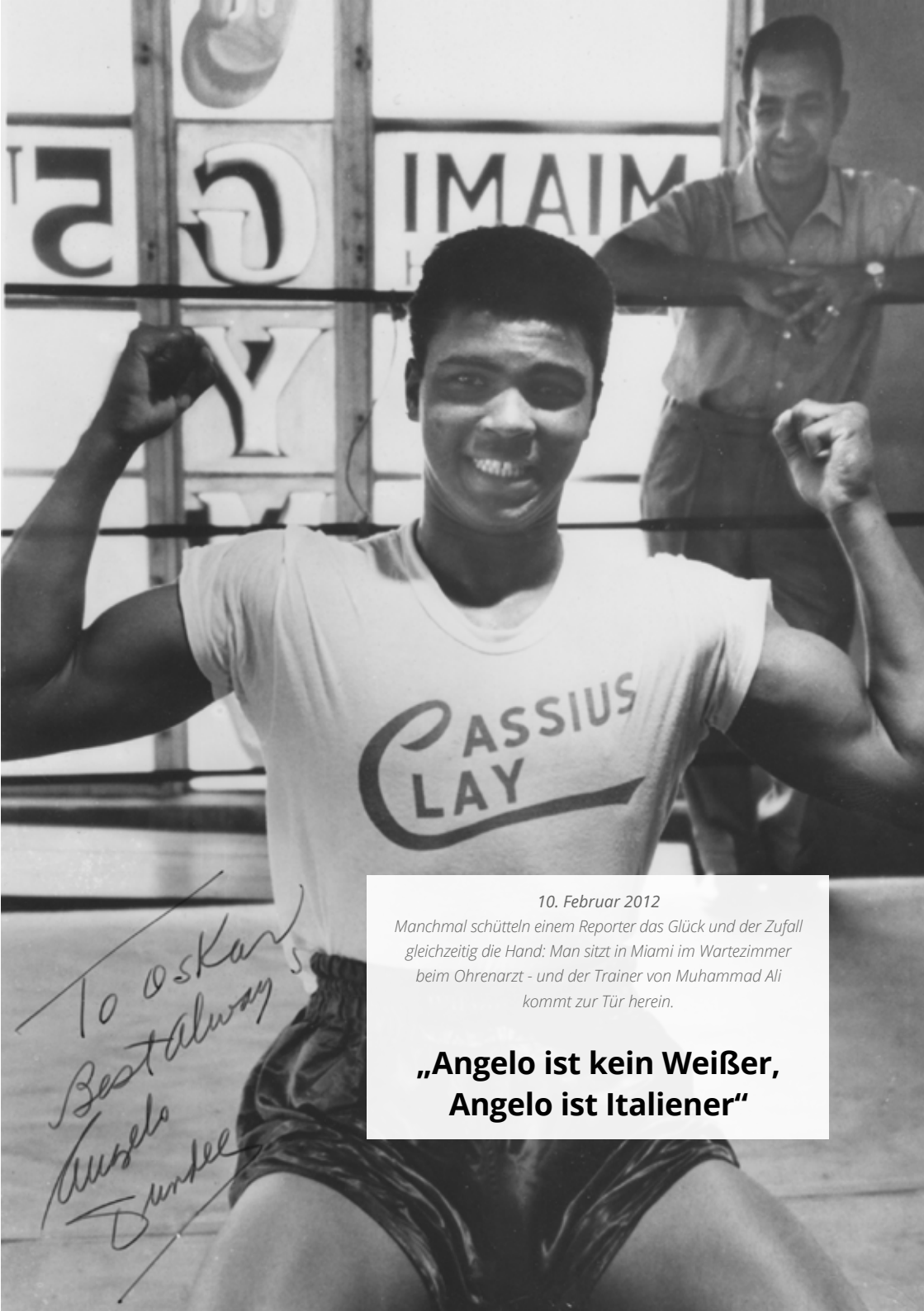
Rückennummer von Gazza ist höher als sein IQ.“

„Klasse!“, habe Gazza begeistert gewiehert, erzählte Best später - und ihn dann gefragt: „Aber sag mal, Georgie, was ist ein IQ?“

Bis zuletzt bestach Best in vielen dankbaren Medien als Fußballlexperte, außerdem trank er weiter und wich vor allem nicht ab von seiner eisernen Lebensphilosophie: „Du kannst nur mitreden, wenn du die letzten drei Miss Worlds im Bett gehabt hast.“ Gestorben ist er jetzt an dem Leben, das er geführt hat, und ich bin ihm dankbar, dass er mir zehn Minuten davon geschenkt hat.

Es ist bei den Fort Lauderdale Strikers nach jenem heißen Trainingstag im Sommer `79 nicht mehr lange mit ihm gutgegangen. Vor einem Spiel in Los Angeles war er plötzlich unauffindbar, tauchte kurz vor dem Anstoß zwar etwas zerzaust wieder auf, weigerte sich aber, mit der Ersatzbank vorlieb zu nehmen. Danach verschwand er acht Tage lang spurlos. „Man hat uns berichtet“, verriet dann Gerd Müller, „dass er die ganze Zeit betrunken in seinem Bungalow lag.“

Ein Haus nahe am Meer hat George Best damals bewohnt. Aber bis zum Strand, gestand er in einem Interview, habe er es noch nie geschafft, „denn auf dem Weg ist eine Bar, an der ich nicht vorbeikomme.“ Nur an den besten Verteidigern der Welt ist er vorbeigekommen.



To Oskar
Best always
Angelo
Dunklee

10. Februar 2012

Manchmal schütteln einem Reporter das Glück und der Zufall gleichzeitig die Hand: Man sitzt in Miami im Wartezimmer beim Ohrenarzt - und der Trainer von Muhammad Ali kommt zur Tür herein.

**„Angelo ist kein Weißer,
Angelo ist Italiener“**

Auf den ersten Blick ist alles wie früher. Hat der Boxgott das Rad der Zeit um fünfzig Jahre zurückgedreht? „Angelo Dundee`s 5th Street Gym“ lese ich an der Hauswand - und drinnen wird geboxt und geschwitzt.

Für ein angemessenes Eintrittsgeld darf hier jeder ein bisschen boxen, schwitzen, den Sandsack verdreschen und etwas für die Fitness tun. Auch David Haye war schon einmal zum Sparring da, ehe ihm dann Wladimir Klitschko im WM-Kampf sein britisches Großmaul stopfte – aber mit dem, was das prominente Dundee-Schild an der Tür und die mit „Cassius Clay“ beschrifteten T-Shirts der Trainer vermuten lassen, hat die neue, letztes Jahr unweit des niedergerissenen Originals eröffnete Boxbude an der Ecke Fünfte Straße/Washington Avenue in Miami Beach nicht mehr viel zu tun.

Nichts ist, wie es damals war – in den glorreichen 1960ern, als hier noch das wahre Großmaul der Größte war.

Wie es war?

Angelo Dundee hat es mir geschildert. Er war ein unterhaltsamer Erzähler, und es gibt sie, diese verrückten Reportertage, an denen einem der Zufall und das Glück gleichzeitig die Hand schütteln wie an jenem sonnigen Morgen vor fünfzehn Jahren im Wartezimmer des Hals-Nasen-Ohrenarztes Dr. Julian Groff in Miami. Der behandelte drinnen meinen Fotografenkollegen Sven Creutzmann, der auf Kuba lebt und sich von dort eine Entzündung mitgebracht hatte, unter der die Arbeit an unserem Miami-Stadtporträt schmerzhaft litt - und draußen im Wartezimmer ging plötzlich die Tür auf, und der berühmteste Boxtrainer der Welt spazierte mit seiner Gattin Helen herein. Als rasender Reporter springt man dann auf und sagt, was man in einem solchen Moment auf die Schnelle halt sagt: „Es ist mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Mister Dundee.“ Worauf Mister Dundee, um die Sache abzukürzen, ganz amerikanisch entgegnete: „Ich bin Angelo.“

Gleich danach saßen wir alle zusammen im Sprechzimmer bei Doc Groff. Der schaute prüfend in die Ohren von Helen Dundee und brachte mir mit Hilfe ihres Mannes nebenbei die historischen Hintergründe der vielen Boxfotos näher, die eingerahmt an der Wand hingen. Ganz offenkundig hatte sich Doc Groff schon bei der Sanierung etlicher Nasen und Trommelfelle ramponierter Dundee-Boxer verdient gemacht - und um meine Wissenslücken vollends zu schließen, schenkte mir der Trainer eine Einladung für den Abend.

Es war ein perfekter Abend, seither ist mir boxerisch nichts mehr fremd. Alles hat Dundee erzählt aus den „glory days“, den ruhmreichen Zeiten seines Gyms in der Fünften Straße, das der Tempel des Boxens war, dank des faszinierendsten Boxers der Welt. Der kam 1960 zu ihm, hieß zunächst

Cassius Clay, taufte sich dann um in Muhammad Ali, und täglich war etwas los. Die Beatles schauten im Gym vorbei, unten im Restaurant hat Malcolm X, Alis enger Freund von den Black Muslims, nicht lange vor seiner Ermordung noch gegessen, und sogar Mickey Rourke, der Hollywoodstar, hat im 5th Street Gym trainiert.

„Dann haben sie irgendwann einen Parkplatz daraus gemacht“, erzählte Angelo Dundee und zeigte auf sein letztes Souvenir. „Dieser Backstein ist alles, was übrigblieb.“

Jetzt ist auch Angelo Dundee tot, die Götterdämmerung nimmt ihren Lauf. „When we were Kings“ heißt der grandiose Kinofilm über die unwiederbringlichen Zeiten mit Ali, Frazier und Foreman. Die Könige beginnen zu sterben. Neulich Frazier. Jetzt Dundee.

Heute wird er beerdigt, auf dem Friedhof in Clearwater, im Norden Floridas, wo er die letzten Jahre nahe der Familie verbracht hat. Ein Herzinfarkt, mit Neunzig. Kürzlich war Dundee noch bei Ali zu dessen Siebzigstem in Kentucky, jetzt kommt Ali zu seiner Beerdigung. Aber auch viele andere kommen, die Leute mochten ihn. Wenn ein Politiker stirbt, kommen viele nur zur Beerdigung, um sicher zu gehen, dass man ihn wirklich begräbt. Bei Dundee kommen jetzt viele, weil er war, wie er war, bei ihm hat sich das im Originalton so angehört: „It don ` t cost nuthin ` to be nice.“ Es tut nicht weh, nett zu sein.

Als er uns an jenem Abend durch sein neues, kleines Box-Camp führte, das er nach dem Abriss des alten aufgemacht hatte, war es eine Freude zu sehen, wie sich der alte Mann um einen jungen Boxer kümmerte. Der war vielleicht 15, und der Alte hielt den Sandsack fest, auf den der Junge

einschlug und lobte ihn und feuerte ihn an.

“**Schau, das
ist der Mann,
der Muhammad
Ali trainiert hat**

„Schau“, sagte drüben an der Eingangstür ein Vater zu seinem Dreikäsehoch, „das ist der Mann, der Muhammad Ali trainiert hat.“

„Komm her“, winkte Dundee den Knirps zu sich und gab ihm ein Autogramm und einen dicken Klaps. Im Übrigen hatte er Witz. Auf die Wandbilder seiner fünfzehn Weltmeister

hat er gedeutet, von Ali über Willie Pastrano bis Sugar Ray Leonard, die alle einen satten Punch hatten, und gelacht: „Nur meine Frau schlägt härter.“

Muhammad Ali war Dundees andere große Liebe, und der Größte der Sportwelt hat sie stets erwidert, zum Missfallen seiner Black Muslims. Einmal wurde er gefragt, warum er sich von einem Weißen trainieren lasse. „Angelo ist kein Weißer“, antwortete er, „Angelo ist Italiener.“



Ali wusste schon als Clay, wen er da als Freund hatte. Die größte Karriere des Sports wäre holpriger losgegangen ohne Dundee. Clay war noch nicht Weltmeister, als ihn in London gegen Henry Cooper ein fürchterlicher linker Haken traf. Wie ein gefälltter Baum kippte Clay in die Seile. In der Rundenpause saß er in Panik auf dem Hocker, mit der nackten Angst in den Augen – da schlitzte ihm Dundee in höchster Not klammheimlich einen Handschuh auf und brüllte den Ringrichter an:

„Wir brauchen einen neuen!“

Ein Palaver ging los, Minuten verstrichen, und bis ein neuer Handschuh gefunden war, hatte sich Clay erholt. Er schlug Cooper k.o., und die Jahrhundertkämpfe konnten beginnen, der WM-Sieg gegen Sonny Liston, der „Thrilla in Manila“ gegen Joe Frazier, der „Rumble in The Jungle“ gegen George Foreman. Big George hat sich damals in Kinshasa von Ali flachlegen lassen - aber weil diese Zeit zu königlich war, um jemals enden zu dürfen, stand Dundee mehr als zwanzig Jahre später plötzlich in der Ecke des Besiegten. Auf die 50 ging Foreman inzwischen zu, Dundee war 75, und die zwei Saurier mussten im WM-Fight gegen den jungen Michael Moorer neun Runden lang die Macht der Vergänglichkeit akzeptieren.

„George, mein Sohn“, sagte Dundee dann väterlich vor der zehnten Runde, „du musst ihn jetzt umhauen, sonst verlieren wir.“ Der altersschwache Sohn nickte, erhob sich schwerfällig vom Schemel, tapste in Richtung Ringmitte und schickte Moorer mit einer rechten Geraden ins Land der Träume. Foreman war Dundees letzter Weltmeister, und bei der Beerdigung wird auch er sich jetzt bedanken, denn noch im biblischen Boxeralter hat ihm dieser Trainer etwas Neues beigebracht: Zur Deckung die Arme hochzunehmen. Bis dahin hatte Big George die Schläge aus Bequemlichkeit mit dem Kinn abgeblockt.

So hat Angelo Dundee jedem etwas gegeben, von seinen Jahrhundertboxern über die Talente und Buben am Sandsack bis hin zum deutschen Reporter, der statt zum berühmtesten Boxtrainer der Welt eigentlich nur mit seinem Fotografen zum Ohrenarzt wollte.



17. September 2013

Angela Merkel weiß: Eine Bundestagswahl gewinnt man auf der Tribüne. Die ersten Fans sind bereits per du mit ihr. Schon ihren Vorgänger nannte man den „Fußballkanzler“. Nur ungern zeigte sich Gerhard Schröder ohne Ball unterm Arm. Weil er sich sogar beim Tischfußball knipsen ließ, gilt er als Erfinder der Tipp-Kick-Politik.

„Hallo, Mutti!“

Dass eine Bundestagswahl vom Fußball entschieden wird, wissen wir spätestens seit der WM 2002. Nach dem deutschen Sieg gegen Kamerun hat sich damals der alte SPD-Frontsoldat Peter Struck vor der Kamera in eine schwarzrotgoldene Fahne eingewickelt und gejubelt: „Jetzt schlagen wir die Schwarzen auch bei der Wahl.“ So kam es, und alle Politiker schwören seither auf die Magie des Fußballs. Sogar die Schwarzen.

Vor allem Angela Merkel.

Die hohen Umfragewerte der Titelverteidigerin im Kanzleramt sind nach

Ansicht führender Wahlpsychologen und Verhaltensforscher maßgeblich zu erklären mit ihrem Drei-Punkte-Programm:

Punkt 1: Die Kanzlerin regiert stets vorbildlich im Sinne des TV-Sportmoderators Reinhold Beckmann („Sollten noch Fragen offen sein, die Antwort lautet immer: Fußball.“

Punkt 2: Sie hat die Philosophie des früheren Grünen-Machos Joschka Fischer („Der Fußball ist des Mannes zweitgrößtes Glück“) überzeugend auch auf sich übertragen.

Punkt 3: Die Erkenntnis des Trainergurus Otto Rehhagel („Entscheidend ist auf dem Platz“) wurde von Angela Merkel vollends perfektioniert - entscheidend ist auf der Tribüne.

Kein wichtiges Länderspiel wird ohne die Kanzlerin noch angepöfien. Ballverliebt und bibbernd tanzt sie dann da oben auf den staatstragenden Schalensitzen ausgelassen mit Sepp Blatter und sonstigen Königen und Kaisern bis hin zu Franz Beckenbauer (Sommermärchen, WM 2006), empfängt den vom Schiedsrichter mit der roten Karte verbannten Bundestrainer Jogi Löw in dessen Exil auf der Tribüne zum spontanen Gipfelgespräch (Wien, EM 2008) oder rast, überwältigt vom Glück, völlig ziellos über die Ehrentribüne in Kapstadt, kreuz und quer und vorwärts und rückwärts, um irgendeinen zu finden, den sie noch nicht umarmt hat (WM 2010, 4:0 gegen Argentinien) – fast hätte Mick Jagger, der nur ein paar Meter weiter saß, nochmal schmachtend sein „Angie“ gesäuselt.

Die Kanzlerin ist auf Ballhöhe. Mesut Özil kam nach einem Spiel in der Kabine aus der Dusche, wie Gott ihn schuf, und wer wartet da schon und reicht ihm praktisch das Handtuch? Klick. Foto im Kasten. Und anderntags steht in der Bildunterschrift: „Die Fußballkanzlerin.“

An der Stelle werden sie bei der anderen Feldpostnummer zornig. Auf 180 geht da jeder anständige Sozi, beschimpft die Angstgegnerin als Plagiatorin und wirft ihr vor, dass sie schamlos abkuppert vom Original, ihrem Vorgänger, dem einzig wahren Fußballkanzler: Gerhard Schröder.

Die Politik ist oft voller Rätsel, und dazu passt folgendes Quiz: Wie hat Schröder seine letzte Bundestagswahl gewonnen – hat er im Blitzlichtgewitter der Kameras a) mit Pele auf der Terrasse des Kanzleramts Bälle jongliert, b) mit Wladimir Putin beim Torwandschießen die deutsch-russischen Beziehungen gestählt oder c) beim Training von Mainz 05 eiskalt einen Elfmeter verwandelt?

Die richtige Antwort ist a), b) und c). Schröder trat stets gegen alles, was man ihm vors Schussbein warf. Auf den beeindruckendsten Fotos, die ihn beim Regieren zeigten, zauberte er mit dem Ball vor dem Schreibtisch oder



„Acker, hau drauf!": Schusskanone Schröder

schrieb eine „Bild“-Bundesligakolumne, und weil er sich sogar beim Tischfußball knipsen ließ, gilt er auch als Erfinder der Tipp-Kick-Politik. Ohne Ball traute er sich kaum noch an die Öffentlichkeit, und angeblich hatte er stets eine aufklappbare Torwand im Kofferraum, um auf dem nächstbesten Marktplatz notfalls geschwind seine besten Argumente abzuschießen, drei unten, drei oben. „Acker, hau drauf!“, rief das Volk, und „Acker“, der bei TuS Talle einmal ein kreuzgefährlicher Stürmer war, drosch die Pille geschwind ins Loch.

So ähnlich macht es jetzt auch Angela Merkel, auf der wichtigsten aller Bühnen, der Tribüne. Wenn das Spiel klasse läuft, knöpft sie sich mit pochendem Herz fast die Bluse auf wie Marilyn Monroe in „Manche mögen `s heiß“. Alles Kalkül, meckern da die Merkelfeinde - und werfen ihr vor, dass sie sich als Glamourgirl im Glanz des Jogi-Fußballs sonnt, um von ihrer Politik abzulenken.

Andererseits: Warum soll sie den Ball flach halten? Der letzte Kanzler, der sich das noch ungestraft leisten konnte, war der alte Adenauer: Der ließ unsere Helden auf ihrem Weg zum Wunder von Bern anno `54 sogar schamlos allein, weil er dachte, Sepp Herbergers ausgemergelte Kriegsheimkehrer seien chancenlos – aber vor allem hatte Adenauer auch ohne den Fußball noch eine gesicherte Mehrheit.

Heute muss man als Kanzlerin um jeden Ball kämpfen. Wenn der Spielort auf dem See- und Luftweg auch nur halbwegs erreichbar ist, packt sie den Kosmetik- und Reisekoffer, und mit wachsender Verzweiflung versucht die SPD dagegenzuhalten. Klaus Wowereit hat, wenn ich mich richtig erinnere, als Regierender Bürgermeister von Berlin sogar den Schwulen und Lesben für den Christopher Day einmal abgesagt, um Angela Merkel beim EM-Finale 2008 in Wien auf der Tribüne Paroli zu bieten - aber im Schussfeld der Kameras saß neben dem spanischen König Juan Carlos dann halt doch wieder die Kanzlerin, und mit so gut wie schwarzrotgold tätowierten Backen ging sie als Großaufnahme erneut um die Welt.

Was Angela Merkel taktisch vom Fußball weiß?

Alles. Bei ihren zahlreichen Mittagssessen im Kreis der Nationalmannschaft hat sie sich von Jogi Löw eintrichtern lassen, wie man den Gegner abseits stellt oder ins Leere laufen lässt – vor allem, wenn er daherkommt als bulliger Sturmtank wie einst „Acker“ oder ihr aktueller Herausforderer Peer Steinbrück. Rotzfrech fand der neulich die Wahlkampfpостkarte lustig, auf der seine CDU-Widersacherin beim verschwörerischen Händedruck mit Uli Hoeneß abgelichtet ist und ihr auch noch die Sprechblase in den Mund gelegt wird: „Glückwunsch Uli! Wir Steuern das schon.“ Steuern mit groß S.

Wie die Kanzlerin reagiert hat auf diese Blutgrätsche mit gestrecktem Bein? Wie immer: gar nicht. Da wird sie zur Teflonpfanne, alles perlt von ihr ab. Als hätte sie kein Schienbein, so steckt sie die Attacken weg. Sie konzentriert sich lieber auf das nächste wichtige Länderspiel, setzt sich dort in ihrem roten oder grünen Blazer wieder strahlend auf die Tribüne, summt die Hymne mit - und ihr Tag ist vollends gerettet, wenn sie dann wie bei der EM letztes Jahr die Transparente im Stadion sieht, auf denen die Fans sie grüßen: „Hallo Mutti.“

Mutti macht das schon.



23. Oktober 2020

Der König des Fußballs wird heute 80. War der virtuose Brasilianer besser als Maradona und Messi? Für uns Buben war er jedenfalls früher alles. Und später hat er mir das kürzeste Interview meines Lebens gegeben.

Sogar der Ball bat Pele um ein Autogramm

Wenn einem der Allmächtige begegnet, vergisst man diesen Tag für den Rest seines Lebens nicht. Am 1. Juni 1978 ist er mir widerfahren, im River-Plate-Stadion in Buenos Aires, bei Halbzeit. Unsere deutschen Titelverteidiger waren gerade dabei, die WM mit einem grauenhaften 0:0 gegen Polen zu eröffnen, und nach dem Pausentee im Pressezentrum stieg ich in den Aufzug zurück zur Tribüne. Da griff von außen noch schnell eine Hand in die Tür, und der dazugehörige Mensch sagte: „Darf ich auch mit?“ Es war der Herrgott himself.

O Rei, der König des Fußballs.

Als jungem Reporter fällt einem in einem solchen Moment nichts mehr ein, man ist ob der Strahlkraft der Lichtgestalt von den Füßen aufwärts gelähmt, aber immerhin ist mir in der Aufregung das kürzeste Interview meines Lebens gelungen.

„Gefällt Ihnen das Spiel?“, fragte ich.

„Nun ja“, antwortete Pele ungefähr. Während ich mich krampfhaft auf die Suche nach einer weiteren Frage begab, ging gottseidank der Aufzug wieder auf, und der Allmächtige entschwand auf die VIP-Tribüne.

Ehrfurcht ist gar kein Ausdruck für das, was mir damals durch Kopf und Glieder schoss. Aber ist vor ein paar Tagen nicht sogar unser letzter Kaiser vor dem König aufs Knie gegangen? „Für mich“, hat Franz Beckenbauer in der „Bild am Sonntag“ in einem offenen Geburtstagsbrief an den Brasilianer geschrieben, „warst und bist du der größte Fußballer aller Zeiten.“

Pele wird 80.

Das ist ein gefährliches Alter, denn eine 80jährige Legende ist für viele Junge in diesen hastigen Zeiten eine Leiche, sie kennen nur Messi und Ronaldo, oder allenfalls noch Maradona. Pele ist eine feste Größe nur noch für die Alten und Verstorbenen unter uns, schon Muhammad Ali musste am Ende von Norman Mailer („Die Nackten und die Toten“) mannhaft in Erinnerung gehalten werden mit dem Satz: „Der Weltmeister im Schwergewicht ist der große Zeh Gottes“. Der zweite große Zeh war Pele, und welches Gefühl in dessen Zeh steckte, lässt sich wenigstens schemenhaft noch beweisen, ein Klick genügt, versuchen Sie es beispielsweise einmal unter <http://www.youtube.com/watch?v=klKmCgF0sE>.

Solche Video-Fundgruben verhindern, dass die Akrobatenstücke, die Pele der Welt vorgeführt hat, nicht plattgewalzt werden vom Rad der Vergänglichkeit. Acht Sekunden dauern die Flackerbilder des 17jährigen Wunderknaben im WM-Finale 1958: Der Ball fliegt in den Strafraum, der Zauberknabe lässt ihn abtropfen von der Brust, schlängelt sich wie ein Aal am tapsigen Schweden Parling vorbei, jongliert ihn dem langen Gustavsson



über den Scheitel, Schuss und Tor. Von da an war Fußball mehr als ein Spiel im Gras.

Fußball, das war Pele.

Nach dem Abpfiff hat die „Pérola Negra“, die schwarze Perle, in Stockholm an der Brust seines Torwarts Gylmar Rotz und Wasser geheult - doch reden wir nicht von Peles Gefühlen, sondern von unseren. Auch wir waren Kinder, und wir haben diesen Zauberer genossen wie das Glück, zur richtigen Zeit auf die Welt gekommen zu sein. Die Wunden des Kriegs waren uns erspart geblieben, stattdessen erlebten wir wahre Wunder wie das Wirtschaftswunder oder das Wunder von Bern ,54 – und durch das Wunder der Technik und die ersten Flimmerkästen kamen wir auch noch in den Genuss des achten Weltwunders: Pele.

In einer alten, verstaubten Chronik ist diese sagenhafte Magie folgendermaßen überliefert: „Fußball wie Jazzmusik, aber ohne Noten, nur nach dem Ohr, mit dem Herz, dem Gefühl - die Zuschauer sperrten Mund und Augen auf.“ Garrincha (der Dribbler) und Didi (der Denker) waren die ersten Fernsehstars des Fußballs, doch die Krönung der brasilianischen Hexerei war Pele. Der Strafraum war seine Varietebühne, der Ball klebte ihm am

Schienbein und an den Sohlen, niemals sprang er ihm vom Fuß, diesem Zauberknaben mit der Schuhgröße 38. Das waren die Latschen eines großen Kindes, und so spielte er auch - aus dem Bauch heraus.

„Sogar der Ball bat Pele um ein Autogramm“, hat einmal ein brasilianischer Radioreporter in jener glorreichen Zeit behauptet, und selbst wir deutschen Buben, die bis dahin immerhin Fritz Walter und Boss Rahn hatten, und kurz danach Uwe Seeler, wollten auf dem Bolzplatz Pele sein: Seinen Namen - Edson Arantes do Nascimento – ließen wir uns fehlerlos vorwärts und rückwärts auf der Zunge zergehen, und unsere Mütter mussten uns eine „10“ aufs Turnleibchen nähen, spätestens nach der Nummer mit Parling und Gustavsson.

Ein Kind vergisst nichts. Und gekrönt worden ist das Bubenglück durch meinen fußballverrückten Onkel Jakob, der mich zu besonderen Anlässen ins Stuttgarter Neckarstadion mitnahm. Zur Einstimmung auf die nahende Bundesliga lud der VfB beispielsweise im Juni 1963 den FC Santos ein, und außer dem Endstand (1:3) habe ich zwei Dinge unauslöschlich im Hinterkopf: VfB-Linksaußen Manne Reiner dribbelte Weltmeister Djalma Santos zwischendurch einen solchen Knoten ins Knie, dass der ihm demonstrativ applaudierte - und Pele holte gegen Klaus-Dieter Sieloff schlawinermäßig einen Elfmeter heraus, der heute keinem Videobeweis standhalten würde.

Vorbei. Verjährt. Was bei Pele zählt, ist das große Ganze, also der ästhetische Genuss seines hinreißenden Ballzaubers in Tateinheit mit seinen unfassbaren 1284 Toren. 1970 wurde er zum drittenmal Weltmeister, als Krönung einer der Perfektion nahen Offensive mit Jairzinho, Gerson, Tostao und Rivelino. Er zeigte nochmal die virtuosesten Tricks und traf mit links, rechts und per Kopf. Er war Spielmacher und Sturmspitze und so vollkommen, dass Beckenbauer ihm in Erinnerung an die gemeinsamen Jahre bei Cosmos New York neulich schrieb: „Du bist im vollen Tempo auf drei oder vier Gegenspieler los und hast sie wie ein Panther ausgetrickst. So etwas habe ich weder vorher noch nachher bei einem Fußballer gesehen.“

Im Leben danach, behaupten Peles Kritiker, war der König dann nur noch halb so gut. Romario, einer der späteren brasilianischen WM-Helden, hat sogar tückisch gespottet: „Solange Pele schweigt, ist er ein Poet.“ Seither lässt Pele nur noch die Füße sprechen, vor Torwänden, oder an Kindergeburtstagen. Mit den Füßen war er ein Gedicht.

War er der Beste?

Er selbst hat das nie von sich behauptet. Den Vergleich mit Maradona und Messi hat Pele stets geschmeidig umdribbelt und lieber gesagt: „Michelangelo hat gemalt, Beethoven Klavier gespielt - und ich Fußball.“



24. März 2015

Charles („Chuck“) Wepner war ein Niemand. Ein Underdog. Ein Aussichtsloser. Bis er den großen Ali in der neunten Runde umhaute. Sylvester Stallone saß in einem Kino, sah das Unfassbare - und den Rest der Geschichte kennt jeder.

„Ich bin der wahre Rocky“

Heute vor vierzig Jahren hat sich in Los Angeles ein nicht sonderlich erfolgreicher Schauspieler namens Sylvester Stallone krampfhaft gefragt: Wie schlage ich den Abend tot? Weil ihm nichts Besseres einfiel, ging er in ein Kino, das den WM-Kampf im Schwergewicht zwischen Muhammad Ali und Chuck Wepner übertrug - und hinterher fuhr er wie elektrisiert wieder heim, setzte sich hin und schrieb ein Drehbuch.

So entstand „Rocky“.

Rocky Balboa, der Held der Filmreihe, hat Sylvester Stallone zum gemachten Mann und Hollywoodstar gemacht. Aber eigentlich ist Chuck

schuld. „Ich bin der wahre Rocky“, erzählt der seither jedem, der ein Ohr für ihn hat.

Charles („Chuck“) Wepner war zwar Boxer, aber man hat es ihm nicht unbedingt angesehen. Bis zu jenem Abend des 24. März 1975 im Richfield Coliseum in Ohio war er jedenfalls nicht der Rede wert, und dass er mit dem großen Ali überhaupt in denselben Ring steigen durfte, hatte einen einfachen Grund: Der Weltmeister musste sich dringend von seinem brutalen „Rumble in the Jungle“ gegen George Foreman erholen und suchte einen Herausforderer, der in der Schublade mit der Aufschrift „Fallobst“ geführt war.

Chuck Wepner war ein weißer Riese, aber ansonsten peinlicher Durchschnitt. Nichts konnte er richtig, nicht richtig boxen, nicht richtig schlagen, sich nicht richtig ducken, schrecklich langsam war er, und tapsig auch noch. Kurz: ein chancenloser Underdog. Umso imponierender war seine Herangehensweise: Chuck wusste, dass er keine Chance hatte - war aber wild entschlossen, sie zu nutzen.

Aus Hartholz war der Bursche geschnitzt. Runde um Runde hat er Schlag um Schlag mit dem Kinn abgeblockt – und als er irgendwann wieder furchtbar torkelte, berichtete später Alis Trainer Angelo Dundee, hob der Ringrichter zwei Finger und wollte von Wepner sicherheitshalber wissen: „Wieviele Finger sind das?“

„Wieviele Antworten habe ich?“, fragte Chuck aus glasigen Augen zurück.

Aber er war nicht totzukriegen. Und in der neunten Runde zeigte sich plötzlich, wozu groggy geschlagene Boxer fähig sind. Ungeachtet aller Sternchen, die ihm vor den Augen tanzten, erinnerte sich Wepner an seine Prophezeiung vor dem Kampf – da hatte er nämlich seiner Frau unter Zeugen ein aufreizendes Nachthemd geschenkt, verbunden mit dem betörenden Versprechen: „Du wirst heute Nacht mit dem Weltmeister schlafen.“

Und plötzlich, tatsächlich, lag Ali vor ihm am Boden. Flach wie eine Flunder. Auf den Fuß war ihm Chuck getreten, dazu ein rechter Haken hinters Herz, und der Größte alle Zeiten fiel um. „...6-7-8...“, zählte der Ringrichter.

Ali stand bei „8“ wackelig wieder auf. Im nächsten Moment beendete der Gong die Runde, und beschwingt hockte Wepner in der Pause auf seinem Schemel und brüllte (der Wortlaut des Gesprächs ist von Ohrenzeugen glaubhaft protokolliert) seine Sekundanten im Gefühl des nahenden Sieges an: „Startet schon mal das Auto, wir müssen zur Bank, wir sind reich!“ Exakt zur selben Zeit saß der bis dahin wenig erfolgreiche Schauspieler Stallone in einem Kino in Los Angeles und schwor sich, gleich nach dem Kampf nach Hause zu eilen und aufzuschreiben, was er gesehen hatte.

Das Stück „Rocky“ wurde dann zum ganz großen Kino. Mit Happyend allerdings. Die Traumfabrik Hollywood will das so.

Wie der Kampf in Wirklichkeit ausging?

Ali war sichtlich verärgert. Er hat den Aufmüpfigen zur Strafe bis in die 15. Runde böse vermöbelt und 19 Sekunden vor Schluss dann vollends k.o. geschlagen. Und Chucks Versprechen an seine Frau, sie werde die Nacht mit dem Weltmeister verbringen, erwies sich im Nachhinein als Bumerang. Nach dem Kampf, räumte Wepner später kleinlaut ein, sei sie bei seiner Rückkehr ins Hotel im Neglige auf der Bettkante gesessen, mit der spitzen Frage auf den Lippen: „Kommt Ali auf unser Zimmer - oder erwartet er mich in seinem?“

Zum Trost hat ihm Sylvester Stallone später etwas Geld als Gegenleistung für die grandiose Inspiration überwiesen, und der TV-Sender ESPN setzte dem wackeren Chuck ein Denkmal mit der Dokumentation „Der wahre Rocky.“



5. Juli 2002

Olli Kahn ist abgetaucht, er therapiert sich im Urlaub auf Sardinien. Wie kommt ein Fehlerloser mit einem Fehler klar - und dann auch noch mit so einem wie am Sonntag im WM-Finale in Yokohama?

„Es wird mich ein paar Tage quälen“

Als Oliver Kahn nach dem WM-Endspiel auf dem Boden hockte und halt-suchend mit dem verlängerten Rücken am Torpfosten lehnte, fertig mit sich, Gott und der Welt, war es von Vorteil, dass ihm keiner einen Revolver reichte – er hätte sich dankend den Fangschuß gegeben.

Was in ihm vorging?

Um davon eine ungefähre Ahnung zu haben, muß man lediglich wissen, was Vater Rolf einmal aus der Kindheit seines Olli berichtet hat: „Wenn der Bub beim Mensch-ärgere-dich-nicht verloren hat, sind mir die Figuren um die Ohren geflogen.“

So ähnlich muß es gewesen sein, nur viel schrecklicher, als der beste Torwart der Welt letzten Sonntag in Yokohama das Endspiel der Weltmeisterschaft verloren hat. Statt der Olli-ärgere-dich-nicht-Figuren hat er diesmal seine Handschuhe weggepfeffert, und im Übrigen wäre er auf der Stelle verrückt geworden, wenn er es, weil es die unheilbare Berufskrankheit aller Torleute ist, nicht schon vorher gewesen wäre. Ein Torwart muß verrückt sein, er geht auf dem schmalen Grat zwischen Held und Depp sonst zugrunde.

Schon früh in den 1990er Jahren, er war Anfang 20, hat mir Kahn sein Berufsbild erklärt. Als verheißungsvolles Talent stand er damals im Kasten des Karlsruher SC und hatte noch nicht viel erlebt, wusste aber bereits bestens, welche berufliche Herausforderung er sich da aufgehalst hatte: „Als Torwart bist du Einzelkämpfer“, sagte er, „ein Feldspieler kann seine Fehler auswetzen, der Torwart nicht. Das Leben im Tor macht einsam.“ Vor allem so ein Fehler.

Es war bei der ganzen WM sein einziger.

Was hatte er für ein tolles, unübertreffliches, überwältigendes Turnier gespielt, Freund und Feind hatte ihn gefeiert und gefürchtet als „King Kahn“ oder „Titan“. Ohne den Teufelskerl im Tor wäre Rudi Völlers DFB-Team nicht im Finale gelandet, sondern schnell nach der Vorrunde auf Schleichwegen heimgefliegen, Economy, Holzklasse, und auf dem Frankfurter Flughafen vermutlich mit einem Wurfhagel aus Südfrüchten und faulen Tomaten empfangen worden. Aber aus drei Gründen landete die Truppe stattdessen am Ende im Finale, nämlich „mit Kampf, Krampf und Kahn“, wie der TV-Reporter Marcel Reif wahrheitsgemäß vermeldete. Der beste Torwart der Welt wurde vor dem Anpfiff auch noch zum besten Spieler der WM gewählt. Und dann das: Er verliert dieses finale Spiel, das alles entscheidende, das wichtigste seiner Karriere.

„Es wird mich ein paar Tage quälen“, sagt er in der finsternen Nacht nach dem Malheur.

Ein paar Tage? Sein Leben lang wird es ihn verfolgen, denn die Welt ist gemein. „Die einzigen, die sich an dich erinnern, wenn du Zweiter wirst, sind deine Frau und dein Hund“, hat der Brite Damon Hill gesagt, als er in der Formel 1 an Michael Schumacher wieder einmal nicht vorbeikam. Wobei Kahn jetzt nicht mit Frau und Hund, sondern mit Frau und Kind versucht, die Gespenster los zu werden. Nach Sardinien ist er angeblich geflüchtet, in den Urlaub, oder in die Therapie.

Vermutlich steht er in diesem Moment im Hotelzimmer vor dem Spiegel und beschimpft sich selbst, oder er beißt sich in die Backe, wie er es in der

Bundesliga gelegentlich mit Gegenspielern macht, mit bis zum Anschlag vorgeschobenem Kinn und einer Fratze der Selbstverachtung. Denn nur als Fehlerloser und Nummer eins ist sich einer wie Kahn gut genug, so war es schon in seinen Anfangsjahren beim KSC, als ihm die Rivalen Famulla und Wimmer den Platz im Tor streitig machten – der arme Famulla, erinnert sich Rudi Wimmer, habe sich im Hotel sicherheitshalber nie mit Kahn auf ein Zimmer gelegt, „vor Angst, dass ihm der nachts das Kopfkissen aufs Gesicht drückt.“

Diese Angst muß Ollis Frau jetzt nicht haben, dafür aber anderweitig auf alles gefasst sein. Schlägt er im Schlaf um sich? Klatscht er Rivaldos Schuß auch in seinen Albträumen nochmal ab? Führt er zermürbende Selbstgespräche? Trommelt er mit den Fäusten gegen die Nachttischschublade? Wie verarbeitet Kahn diesen Tiefpunkt seiner Karriere, von dem er ahnt, dass es keinen tieferen geben wird? Wie geht er mit dem Mitleid um und dem Wissen, den Mythos der Unbezwingbarkeit verspielt zu haben? Als er da unten im Gras hockte, bezwungen, besiegt und innerlich beerdigt, sagte der Sat-1-Reporter Werner Hansch: „Mir kommt er in diesem Moment näher. Er ist wieder unter uns – als Mensch.“

Für Kahn ist das kein Trost. Der Außerirdische gegen den Rest der Welt, man kann sich als Torwart an solche Schlagzeilen gewöhnen. „Der Steingesichtige ist ein Gigant“, hatte ihn ein Blatt aus Dallas bestaunt, nachdem der US-Jungstar Landon Donovan frei vor Kahn wie das Kaninchen vor der Schlange erstarrt war - die Szene deckte sich mit der ins echte Leben übertragenen Blaupause jenes TV-Werbespots, in dem ein Elfmeterschütze, als er Kahn vor sich sieht, mitten im Anlauf umdreht und flüchtet. So wird man als Torwart irgendwann zum Ritter mit der stählernen Rüstung, an dem alles abprallt, Jahr für Jahr ist Kahn diesem Bildnis immer gerechter geworden, bis er letzte Woche vollends über allem schwebte, „Bild“ machte es kurz: „Die Faust Gottes.“

In der Etage über Olli wohnte höchstens noch der Allmächtige – aber dem wurde der Zauber dann offensichtlich zu bunt, und er hat die himmlische Hierarchie mittels der Schrecksekunde von Yokohama wieder zurechtgerückt.

Wie findet der gefallene Gigant jetzt auf Sardinien wieder zum inneren Frieden? Keiner weiß es, aber es fühlt sich zumindest beruhigend an, wenn man hört, dass er zur Entspannung angeblich gerne Vivaldi und Tschai-kowsky hört und sich in Notfällen ergänzend noch auf das Buch „Mentale Stärke“ von James E. Loehr stützt. Es spricht also vieles dafür, dass Kahn demnächst wieder in die Handschuhe spuckt und die größten Kanoniere

“Er ist
wieder
unter uns –
als Mensch

der Welt sich langsam schon wieder überlegen sollten, wie sie am besten vor ihm in Deckung gehen.

Auch der Bundeskanzler hat sich mittlerweile eingeschaltet und die Rückkehr des Bundestorwarts zur alten Stärke sozusagen zur Chefsache erklärt. „Olli Kahn ist nach diesem Fehler nicht kleiner, das ist doch Unsinn“, hat Gerhard Schröder die angeschlagene Nation beruhigt, und flankierend haben wir einen TV-Propheten auf Sat 1 sagen hören: „Ein Kahn kommt zurück, stärker denn je.“

Noch stärker? Gott steh ihm bei.





17. September 2019

Bei Reinhold Messner fragt man sich: Ist das, was dieser Extremist sein Leben lang auf höchstem Niveau getrieben hat, eigentlich Sport? Auf der Suche nach einer Antwort habe ich mit ihm trainiert und weiß seither: Es ist auf jeden Fall riskanter als Kaffeetrinken.

„Ein Anarchist kann keinen Spießbürger mitnehmen“

Anlässlich des fünfundsiebzigsten Geburtstags von Reinhold Messner stellt sich für uns Journalisten die Frage: In welchem Teil der Zeitung soll man dem spektakulären Südtiroler gratulieren, unter „Vermischtes“, „Aus aller Welt“ – oder hier im Sport?

Ist Bergsteigen Sport?

Die schlauesten Gelehrten zermartern sich über dieser Gewissensfrage die Köpfe wie sonst nur beim Schach. Ist Schach Sport? Sicher ist nur eines:

Bergsteigen ist nicht Schach. Ich kann es beschwören, ich war mit Messner einen Tag lang trainieren.

Saukalt ist es an jenem verschneiten Wintermorgen in Reschenscheideck in Südtirol. Es ist früh im Jahr 1995, und der berühmteste Alpinist und Extremist seiner Zeit steht in Gebetshaltung auf dem zugefrorenen Reschensee. „Bitte, bitte“, fleht Messner mit gefalteten Händen hoch zum Allmächtigen, „mach‘ uns Wind!“ Er schreit den frommen Wunsch schier verzweifelt zum Himmel, schräg über den Ortler hinweg, den Gebirgsgletscher in den italienischen Alpen. Auf Messners Lockenkopf flattert kein Haar, seine Frisur bleibt stabil, wie hinzementiert mit dem Drei-Wetter-Taft aus der Fernsehwerbung.

Null Wind.

Dabei benötigt der Meister dringend einen scharfen Hauch fürs Eissekeln mit dem Gleitschirm. Er ist zwar inzwischen Fünfzig, hat aber immer noch Großes im Sinn: Von Sibirien will er zum Nordpol und weiter nach Cap Columbia in Kanada. Das bedeutet: Gewaltmarsch über das arktische Packeis, drei Monate, fast 2000 Kilometer, und das, sagt er, „by fair means“ - also ohne Versorgung aus der Luft, ohne Hunde, ohne Motorschlitten, ohne Schiff. Er will der erste Mensch sein, der das fertigbringt - hundert Jahre nach Fridtjof Nansen, dem Norweger, der aber zur Unterstützung die „Fram“ dabei hatte.

Und Robert Peary, der Amerikaner?

„Peary“, sagt Messner mit einem sicheren Wissen, das Widerspruch nicht duldet, „kann den Nordpol 1909 nicht erreicht haben.“ Basta.

Der Südtiroler holt den Sack mit dem großen Schirm aus dem Schlitten. Das Segel fängt Wind. Er spannt sich in die Gurte des Schlittengeschirrs, steigt in die Skier, und los geht es über den vereisten See. Sechs Kilometer in der Stunde kommt er so vorwärts, und sein Bemühen, den kleinen Skibob hinter sich her zu schleppen, stellt sich bald als elendige Schinderei heraus. Mit allem Drum und Dran, Zelt und Schlafsack, Segel und Proviant, wiegt der Schlitten drei Zentner. In der Antarktis warten zudem 40 Grad minus. Wer so einen Grenzgang nicht nur riskieren, sondern auch überleben will, braucht einen Laktatwert, der es in sich hat.

Hubert, sein jüngerer Bruder, trainiert sich auf dem Eis des Reschensees gleichfalls der Topform entgegen. Mit ihm hat Messner früher schon Grönland durchquert. Er war damals auf der Suche nach einem verlässlichen Weggefährten, und weil er gut ins Anforderungsprofil des großen Bruders passte („Ein Anarchist kann keinen Spießbürger mitnehmen“), schlug Hubert vor: „Nimm mich.“ Hubert war Arzt, und er war Sportler. Einer der

besten 3000-Meter-Läufer Italiens war er gewesen („8:50 Minuten und irgendwas“), und jetzt ist er immer noch fit wie ein Turnschuh.

Für den Kolumnisten als Dritten im Bunde nimmt das Training dagegen längst den Weg in den Schmerz. Mein Basislager ist ja eher der Büroschreibtisch, und völlig unvorbereitet und kalt hat mich Messner am Morgen mit meiner Einbeziehung in diese Hochleistungsquälerei auf dem falschen Fuß erwischt. Nicht einmal lange Unterhosen habe ich am Leib, und als Eiszapfen stehe ich im Schnee und erinnere in meiner verfohrenen Verlorenheit an den Schlager „Was macht der Maier am Himalaya?“.



Was mache ich als Flachland-tiroler in Südtirol? Schlotternd bestaune ich, wie Messner sich in Schuss bringt, und frage den Extremisten: Sie sind Alpinist, Polarforscher, Naturschützer, Schriftsteller, Abenteurer – sind Sie auch Sportler?

„Man kann mich“, erwidert Messner, „mit einem Ausnahmeathleten vergleichen, der die Tour de France fährt.“

So trainiert er auch. Der frühe Vogel pickt den Wurm, also bringt er jeden Morgen schon in aller Herrgottsfrüh den Kreislauf in Fahrt und läuft über

Stock und Stein und die Meraner Hügel, soweit ihn die Füße tragen. Er schuftet stramme vier, fünf Stunden am Tag, scharf beobachtet von seiner Selbstdisziplin. „Ich trainiere, bis ich ausgepumpt bin“, sagt Messner, „mit der Kraft der Besessenheit.“

Und der kleine, verdammte Schweinehund tief drinnen – was ist, wenn der einmal partout nicht will und sich sträubt?

„Den gibt’s nicht“, winkt Messner ab. „Wer sich zwingen muss, auch im Beruf, wird nie Erfolg haben.“ Und ungezwungen stählt er sich weiter, wie anno Tobak als junger Spund, als er den Nanga Parbat, den Mount Everest, den Lohitse und als erster Mensch alle vierzehn Achttausender dieser Welt bezwang, weil er als von der Neugier besessener Grenzgänger unbedingt erfahren wollte, ob es auch hinter dem Limit noch ein Leben gibt. Für dieses Herrschaftswissen hat er sämtliche Expeditionsqualen hingenommen und

gelegentlich mit erfrorenen Zehen bezahlt, von denen sieben amputiert werden mussten - damals, nach dem dunkelsten Tag seines Lebens, 1970 am Nanga Parbat, als er hilflos den Tod seines Bruders Günther ertragen musste.

Ende der Tortur. Die Stunden der eisigen Schinderei sind überstanden, und Messner verleibt sich in der Wirtshaft am Reschensee einen gehäuf-ten Teller mit Südtiroler Spinatspatzen ein, flankiert von einem Achtel Rotwein, um wieder zu Kräften zu kommen. „Was wir tun“, sagt er und gibt seinem Bruder einen sanften Ritterschlag ins Kreuz, „ist riskanter als Kaffeetrinken.“ Ein Fan will noch schnell ein Autogramm.

„Kalipe“, schreibt Messner.

Was heißt das?

„Es ist Tibetanisch“, sagt er, „und bedeutet: Geh‘ ruhigen Fußes, dann gehst du sicher.“

Doch das Leben, für das sich Reinhold Messner entschieden hat, ist kein Wunschkonzert, und deshalb hat unsere Geschichte hier kein Happyend. Kurz danach ist er mit seinem Bruder nicht mehr ruhigen Fußes gegangen, und vor allem nicht sicher, und mit seiner Arktis-Expedition schon am zweiten Tag gescheitert. Bei 42 Grad unter Null war das Eis gebrochen, Messner musste seinen Bruder mit letzter Kraft aus dem eisigen Arktiswasser ziehen, und ein russischer Hubschrauber hat sie dann gerettet.

An der Stelle schließt sich der Kreis, und wir sind wieder ungefähr zurück bei der komplizierten Frage vom Anfang: Ist Überlebenskampf Sport?

Mit Schach hat es jedenfalls nichts zu tun.



7. Dezember 2018

Max Merkel war im Fußball der erste Entert(r)ainer. Er hat in der Bundesliga die Unterhaltung erfunden. Heute wäre der Wiener Schlawiner Hundert geworden.

„Den FC Bayern könnt` auch ein Spazierstock trainieren“

Der vermutlich gravierendste Unterschied zwischen einem anständigen Beruf und dem von uns Journalisten ist der, dass wir in einer anderen Währung bezahlt werden. Wir kassieren Schmerzensgeld. Denn in aller Regel werden wir beschimpft als Griffelspitzer und ernten für unsere Sudeleien einen Shitstorm im Netz, in seltenen Fällen sogar einen Schwinger ans Kinn.

Umso verblüffter ist man deshalb, wenn das Gegenteil passiert. Als ich mich einmal über Max Merkel ausließ, erreichte mich tags darauf als Echo eine Email von dessen ganz offensichtlich äußerst sympathischen Tochter.

„Danke!“, schrieb Maxi.

Das spricht erstens für ihren vorzüglichen Lesergeschmack, zweitens für ihre Vaterliebe und drittens dafür, dass besagter Vater seine Tochter sehr gut erzogen hat - worüber viele sich jetzt vermutlich wundern werden, denn der Trainer Merkel galt zuweilen als pädagogisch fragwürdige Gestalt. Die Opfer, die seinen Weg säumten, skizzierten ihn oft genug als groben Sklaventreiber, und als historisch gesichert gilt sein Satz: „Fußballprofis sind wie störrische Esel. Wenn man ihnen nicht regelmäßig die Ohren langzieht, wiehern sie und bleiben stehen.“

Wie Max Merkel war? Die einen sagen so, die anderen so, aber wenn die Fußballwelt einem Toten zum hundertsten Geburtstag gratuliert, so wie heute, kann er zu Lebzeiten auf jeden Fall kein Gewöhnlicher gewesen sein.

Ein Wiener war er, und ein Schlawiner. Der Schmäh ist ihm jeden Tag aus seinem Schandmaul herausgelaufen, und mit seinem bitterbösen Mut zur brutalen Wahrheit hat er Dinge gesagt wie: „Den FC Bayern könnt` auch ein Spazierstock trainieren.“ Zur Strafe ist Merkel nie Bayerntrainer geworden.

Das heißt, halt, Unsinn, er war es ja, vom 17. bis 18. März 1979. Am 19. März allerdings schon nicht mehr. Geschichtsforscher haben detailliert nachgewiesen, wie die Bayernstars damals gegen ihn meuterten. „Der Merkel kann scho zu uns kämma“, sagte Torwart und Kapitän Sepp Maier, „aber höchstens zum Sauna macha, ned als Trainer.“ Die Putschisten. darunter auch Paul Breitner und Kalle Rummenigge, stimmten ab, 16:0 gegen Merkel. „Anarchisten!“, tobte darauf Präsident Wilhelm Neudecker und warf den Bettel hin, und Merkel hörte als Bayerntrainer wieder auf, noch ehe er angefangen hatte. Bei seiner Abfindung für den Zweijahresvertrag war das „Arschloch“, als das ihn der Maiersepp titulierte hatte, vermutlich mit inbegriffen.

Merkel war ein strammer Max und ein harter Hund. Schon bei Rapid Wien und als österreichischer und großdeutscher Nationalspieler war er nach der Philosophie verfahren: „Ein liegender Gegner ist ungefährlicher als ein stehender.“ Als Trainer brachte er später dem Kölner Publikum mit seiner penetrant gegen das Gesäß klopfenden Hand den gepflegten Leckt-mich-am-Arsch-Gruß bei, und als Kolumnist hat er am Ende die Welt mit Weisheiten beglückt wie die über Mario Basler: „Er ist die teuerste Parkuhr der Welt: Steht rum, und die Bayern stopfen das Geld rein.“ Bezüglich des österreichischen Nationaltorwarts Friedl Koncilia forderte er: „Der sollte von der Innsbrucker Universität ausgestellt werden. Einen Menschen mit so wenig Hirn gibt's ja ned.“

Merkel war fraglos der größte Trainer unter den Zynikern, und für alle, die unter seiner Lästergosche nicht direkt litten, ein zauberhafter Unterhalter. Ende der 1950er Jahre betrat er den deutschen Fußball, und in der Bundesliga wurde er wenig später zum ersten Entert(r)ainer. Der Krieg war vorbei, die Menschen wollten wieder lachen. Und feierte nicht Cassius Clay, ehe er Muhammad Ali wurde, zur selben Zeit in Amerika wahre Triumphe als Sprücheklopfer, Großmaul und Clown?

Der Sport war der neue Zirkus, und virtuos klimperte Merkel auf der Klaviatur des Medienspektakels. Nicht mehr nur Rentner kamen zum Training, sondern plötzlich auch viele TV-Teams mit Kameras und Mikrofonen, und auf Zuruf und besonderen Wunsch der Fotografen schnallte sich der Wiener eine dicke Trommel vor den Bauch und drosch drauf. Als „Zampano“ schrieb er zündende Bücher („Mit Zuckerbrot und Peitsche“), und einmal, bei 1860 München, ließ er im Training die Alkoholiker gegen die Abstinenzler spielen. Die Trinker siegten 7:1. „Sauft’s weiter“, sagte der Max, und die Sechziger wurden Deutscher Meister, Pokalsieger und Europacupfinalist. Danach wurde Merkel Meister mit dem 1. FC Nürnberg und in Spanien Cupsieger und Meister mit Atletico Madrid. Bei Schalke 04 ließ der Zauber zwar etwas nach, aber lebhaft in Erinnerung sind dort immerhin noch seine Lektion in höherer Geografie („Das Schönste an Gelsenkirchen ist die Autobahn nach München“) sowie seine Prognose zu Rechtsaußen Rüdiger („Abi“) Abramczik: „Bevor der Nationalspieler wird, werde ich Sänger an der Metropolitan Opera.“ Abi wurde Nationalspieler, Merkel aber kein Caruso, sondern nur Experte bei „Bild“.

Seine Kolumne dort war bei den Lesern höchst begehrt, in der Branche aber gefürchtet als Guillotine. Bei Merkels Ergüssen handelte es sich nicht direkt um intellektuelle Essays, vielmehr kam es auf die Pointe an, also ließ er es krachen. Der Libero Hans-Georg Neues hat ihn sogar verklagt. Wegen dem, hatte Merkel in „Bild“ behauptet, könnten die Mütter in Kaiserslautern ihre Töchter nicht mehr allein auf die Straße lassen. 10 000 Mark Schmerzensgeld. Als ihn Neues dann beim nächsten Mal traf, flehte er: „Herr Merkel, könnten Sie mich mal wieder beleidigen, ich brauch wieder Geld.“

“*Herr Merkel,
könnten Sie mich mal
wieder beleidigen, ich
brauch wieder Geld*

Der boshafte Max. Nie sind ihm die Schließmuskeln im Schandmaul erschlafft. Sogar der „Spiegel“ ließ ihn einmal prominent ran, über Ernst Happel durfte er lästern, seinen alten Spezl aus den Wiener Rapid-Zeiten. Der übernahm zu der Zeit als

Trainer gerade den HSV, und als Merkel schwarz auf weiß die Blähung entfuhr, Hoppel sehe mittlerweile aus „wie Beethoven in der Endphase“, hat der Ernsthrl jahrelang nichts mehr mit dem Max geredet.

Dabei war das noch harmlos. Normalerweise zog Merkel ganz andere Saiten auf. „Das Intelligenteste am Bruno ist sein Weisheits-Zahn“, ließ er den Torjäger Bruno Labbadia wissen, und wenn es um das Analysieren von Trainerkollegen ging, war er an einem besonders guten Tag problemlos zu dem Highlight fähig: „Udo Lattek haben sie das Blut abgenommen. Ergebnis: Reiner Alkohol, verschmutzt durch rote Blutkörperchen.“ Am wenigsten verleugnen konnte Merkel aber seine Schwäche für Diego Maradona. „Der kann aus 50 Metern Entfernung mit dem Ball eine Telefonnummer wählen“, dichtete er hinreißend, oder: „Lieber schaue ich mir zehn Minuten Maradona beim Autowaschen an als 90 Minuten Pflügler auf dem Fußballplatz.“ Für die jüngeren Leser: Hansi Pflügler war Bayern-Verteidiger und Nationalspieler.

Aber mit dem FC Bayern fangen wir jetzt lieber nicht mehr an, sonst lassen die dortigen Bosse Uli Hoeneß und Kalle Rummenigge den Merkel ausbuddeln, um ihm wegen Verstoßes gegen Paragraph 1 des Grundgesetzes posthum den Prozess zu machen. Seine Ruhe soll Max Merkel weiterhin haben da draußen in seinem Grab in Putzbrunn bei München. Das war seine zweite Heimat, notgedrungen. Denn die Wiener haben ihn angeblich nicht mehr zurückgenommen, nur weil er einmal offen und ehrlich gesagt hat: „Ein Österreicher glaubt mit 18, er sei Pelé. Mit 20 glaubt er, er sei Beckenbauer. Und mit 24 merkt er dann, dass er Österreicher ist.“



2. Februar 2020

Jennifer Lopez und Shakira sind morgen die große Show beim US-Superbowlfinale. Der Eiertanz findet auf heißem Pflaster statt, ganz Miami ist crazy. Aber noch verrückter sind viele Geschichten dieser Endspiele - vom Sport bis zum Mord.

Der Zirkus ist da, mit Killern und Königen

Hektisch haben die TV-Sender in Miami neulich in die Biscayne-Bucht geschaltet. Dramatische Bilder waren zu sehen, live übertragen wurde ein Inferno der Flammen. Die Feuerwehr kam mit Blaulicht, Sirenen und dem großen Spritzenwagen, aber es war zu spät: Die sieben Millionen Dollar teure Luxusjacht „Andiamo“ des Sängers Marc Anthony („The King of Salsa“) brannte lichterloh aus, samt Whirlpool

Groß war die Erleichterung, als sich dann herausstellte, dass sich Antho-

nys Ex-Ehefrau Jennifer Lopez nicht an Bord befand. Womit klar war: Das Superbowl-Finale muss nicht abgesagt werden. Morgen findet das große Hurra statt, auf das alle Welt wartet, und das Rahmenprogramm bestreiten die Kansas City Chiefs gegen die San Francisco 49ers - denn der wahre Knüller im Hard-Rock-Stadion in Miami ist die Halbzeitshow. .

J-Lo gegen Shakira.

Jennifer Lopez („Waiting for tonight“) und Shakira („Waka Waka“) schwitzen seit Tagen für ihr Gipfeltreffen der Latinas. Eric Finkelstein, ein Sprecher der US-Football-Liga NFL, meldet begeistert: „Sie trainieren und proben.“

Jetzt hoffen alle, dass die Sache besser ausgeht als bei der letzten Superbowl in Miami. Das war vor zehn Jahren, ein Teil der Bühne, die für die Halbzeitshow aufgebaut wurde, brach plötzlich zusammen, und die Verletzten wurden mit dem Rettungshubschrauber ins Trauma Center des Jackson Memorial Hospitals geflogen. Die gute Nachricht: Roger Daltrey und Pete Townshend von „The Who“ trafen erst kurz nach dem Unglück ein, beide haben überlebt.

Wenn die Superbowl ruft, musizieren sie alle. Paul McCartney, Bruce Springsteen, Cher, Aerosmith, Phil Collins, Beyonce. Als einmal bei Bruno Mars das Telefon bimmelte und er gefragt wurde, ob er mit den Red Hot Chili Peppers die Halbzeitshow krönen will, schoss er seine Antwort mit zweieinhalb Worten zurück: „Let`s Rock!“ Auch Justin Timberlake und Janet Jackson sagten ja, was dann in den „Nipplegate-Skandal“ bei der Superbowl 2004 in Houston mündete, weil Justin mitten im gemeinsamen Song nach Janet fragwürdig griff. Noch heute muss er sich in den Shitstürmen der sozialen Medien fragen lassen: „Hast Du ihr absichtlich die Bluse zerrissen, um ihre rechte Brust blank zu legen?“

Die Superbowl ist eine heiße Show. Aber nirgends ist „The Big Dance“ ums goldene Footballei so mitreißend wie auf dem heißen Pflaster Miami.

Der Zirkus ist in der Stadt. Die Metropole der Schönen und Reichen hat Fieber. Cirka 200 000 Besucher sind unterwegs, und überall stolpert man über Ex-Footballhelden, Hollywoodstars, Playboyhäuschen und Leute, die aussehen, als ob sie ein Rennboot fahren, mindestens aber einen Ferrari wie Crockett und Tubbs weiland in „Miami Vice“. Die Superbowl verschmelzt die Sport- mit der Popkultur, an der hippen „Cleveland“-Bar am Ocean Drive hocken Snoop Dogg, Fat Joe und Lil` Jon, die sonstigen Rapper und Promis schlagen sich um die Yachten und Limousinen, und der Rest um die Hotels. Wer keine 500 Dollar für die Nacht übrig hat, muss neben den Homeless People, den Wohnsitzlosen, unter einer Palme am Strand nächtigen,

und die billigste Eintrittskarte fürs Spiel, meldet das Verkaufsportal „Vivid Seats“, kostet 4625 Dollar - allerdings beginnt der Blick aufs Spielfeld erst ab ungefähr 7000 Dollar halbwegs gut zu werden.



„Crazy“, sagen die Fans. Aber auch sie sind verrückt und zahlen. Alles ist verrückt, vor allem in South Beach, an der Vergnügungsmeile am Strand. Die Nächte sind heiß, die Kneipen cool, und das ist schön für die Fans.

Aber riskant für Footballer.

Womit wir zu ein paar Geschichten dieser Superbowls kommen, die nicht minder verrückt sind, und manche waren sogar tragisch. Es sind Geschichten über geplatzte Träume und den Fluch der Versuchung. Die hat Bob Whitfield, als er als Angreifer der Atlanta Falcons das letzte Endspiel in Miami gewinnen wollte, so beschrieben „Schöne Stadt, schöne Frauen. Schon morgens sitzt die Sonne am Fenster und ruft: Hei, wach auf, heb deinen Arsch, geh raus! Diese Stadt lockt dich, sie verlangt nach dir.“

Auch nach seinem Kapitän Eugene Robinson hat sie damals verlangt. Er war der Abwehrchef, der Spiritus Rector, Spitzname „Der Prophet“. Samstagmorgens, am Tag vor dem Spiel, wurde er geehrt für seine Vorbildlichkeit, danach leitete er die Bibelstunde des Teams, und was tut er in der Nacht? Verlässt das Hotel und fragt ein paar Ecken weiter hinter dem Biscayne Boulevard eine üppig geschminkte Schöne, kurzer Rock, hohe Absätze, rote Lippen, was sie ihm für 40 Dollar in puncto Amüsement empfehlen könne. Unglücklicherweise handelte es sich um eine verdeckte Ermittlerin des Miami Police Departments, der Star verbrachte die Nacht im Knast, und ein paar Stunden später sind ihm im Finale dann die Denver Broncos rudelweise davongelaufen, und Atlanta hat haushoch verloren.

Oder reden wir über das Pech von Stanley Wilson. Fröhlich erschien der in Miami zur Superbowl XXIII, als Running Back der Cincinnati Bengals.

Doch am Tag vor dem Spiel gegen die San Francisco 49ers büchste er aus, und die einen behaupten, er sei erst dienstags wieder aufgetaucht - jedenfalls war er derart derangiert, dass er das Finale verpasste. Cincinnati verlor, und Wilson kam nie wieder auf die Beine.

Irgendwas war immer, fragen Sie den Schreiber hier. Das morgige Superbowlfinale ist mein neuntes, und bei keinem musste ich mir auf der Tribüne ernsthaft Sorgen machen, dass mir vor Langeweile ein Bein einschlafen könnte. Arglos fliegt man nach Amerika, will über die Superbowl schreiben, aber stattdessen schildert man am Ende Footballstars, die vor oder nach dem Spiel in Handschellen abgeführt und im roten Sträflingshemd dem Haftrichter ausgeliefert werden - einer wurde vom FBI sogar wie ein Killer vorgeführt, unter dem Verdacht des Doppelmords.

Ray Lewis war das, der Abwehrchef der Baltimore Ravens, ein Kerl wie ein Bär, und es geschah ausnahmsweise nicht in Miami, sondern bei der Superbowl 2000 in Atlanta. Lewis war nur als Zuschauer dort, aber hinterher sprach keiner über den Sieg der St. Louis Rams gegen Tennessee, sondern über diese fürchterliche Bluttat danach. Lewis fuhr nach dem Spiel mit Kumpeln noch auf einen Drink in die Stadt, vor einer Bar kam es zum Streit mit zwei Fans, und plötzlich lagen beide tot da. Lewis und Co. verließen, mit Blut an den Kleidern, in einer Limousine den Ort des Geschehens. Der Mordprozeß verlief dann bizarr, mit vielen Widersprüchen und erstaunlichem Gedächtnisverlust der Zeugen. Lewis wurde am Ende vom Verdächtigen zum Kronzeugen und sagte gegen seine Kumpels aus.

Ray Lewis ist am Ende davongekommen. Und, jetzt bitte festhalten: Im Jahr darauf, beim Superbowlendspiel 2001 in Tampa, wurde er zum Helden. „Most Valuable Player“, bester Spieler des Finales. Wie ein Herrgott stemmte er den Pokal hoch, stülpte sich den Superbowlring über und schrie: „Auch über Jesus Christus ist schlecht geredet worden, auch er wurde verfolgt, bespuckt und geschlagen.“

Das ist ein Drehbuch, für das nur Hollywood sorgt - oder der Superbowlsonntag.

Was passiert diesmal? Übernehmen die beiden Quarterbacks die Hauptrolle, wird Patrick Mahomes von den Chiefs aus irgendeinem Grund, den noch keiner ahnt, vor dem Spiel verhaftet, oder Jimmy Garoppolo von den 49ern danach? Oder kommt es, wie einst in New Orleans, zu einem halbstündigen Stromausfall? Jedenfalls betet ganz Miami, dass unter J-Lo und Shakira nicht die Bühne zusammenbricht - und dass die zwei Latinas dem Wahnsinn so unverletzt entkommen wie damals „The Who“.



22. Mai 2016

Spielmacher heißt übersetzt Playboy, aber Günter Netzer war mehr. Er war der King vom Bökelberg, eine Diva und der erste Popstar der Bundesliga, und im sagenhaften EM-Team 1972 spielte er mit Franz Beckenbauer zauberhaft Ramba-Zamba. Doch der Zornausbruch eines Wutbürgers hat ihm dann den Ruf ruiniert.

„Das war doch Standfußball!“

Wenn Rudi Völler wütend und fuchsteufelswild wird, droht ein Blutvergießen. Mit geschwellenen Adern flucht er dann wie ein Bierkutscher - aber musste es wirklich bis zur Gotteslästerung gehen?

In den Himmel kommt Völler jedenfalls nicht mehr, denn er hat sich an jenem fürchterlichen Samstag anno `03 an einem Heiligen vergriffen. Zwar war Günter Netzer zu dem Zeitpunkt nicht mehr der „King vom Bökelberg“, sondern nur noch ein kritischer ARD-Experte - aber was ihm der DFB-Teamchef Völler an besagtem Abend nach dem unsäglichen 0:0 der deut-

schen Rumpelkicker auf Island an den Kopf warf, erfüllte den Tatbestand der Majestätsbeleidigung und wird spätestens seit Netzers phänomenalem Auftritt anlässlich der EM 1972 nach Paragraph 103 des deutschen Fußballgesetzbuchs eigentlich mit glatt Rot, schlimmstenfalls sogar mit drei Jahren Dunkelhaft bei Wasser und Brot bestraft.

Fauchend stieß der rüde Rudi in seiner flammenden Wutrede gegen den ARD-Nörgler die unfassbare Schmähung aus: „Der Netzer soll sich nicht aufblasen, das war doch Standfußball damals!“

Oder hat er Sitzfußball gesagt?

Jedenfalls war es Traumfußball, den der sagenhafte Netzer bei der EM-Endrunde 1972 zelebrierte, leichter, lockerer, lebensbejahender Fußball, am Rande der Perfektion. Die Kirchenglocken haben geläutet, und auf der Tribüne tunkten die Geschichtsschreiber wie elektrisiert ihre Federn in goldene Tinte, um das Einmalige für die Nachwelt der Zuspätgeborenen festzuhalten: Vom „Fußball des nächsten Jahrhunderts“ schwärmte die Pariser „L' Equipe“, und „Bild“ jubelte in voller Breite und Balkenhöhe: „Ramba-Zamba!“ Beckenbauer war der Ramba und Netzer der Zamba.

Günter Netzer war damals die vollendete Kunst in Person und überhaupt großes Kino. Er stand für eine neue Ballkultur, er war der erste Popstar des Fußballs, und Spielmacher war gar kein Ausdruck - er war unser Playboy. In seiner Gladbacher Disco „Lovers Lane“ mixte er feuchte Drinks, er fuhr Ferrari, wurde umzingelt von betörenden Frauen, und sein Spiel war der Ausdruck seines Lebensgefühls – die hemmungslosen Steilpässe standen für die neue deutsche Weltoffenheit, da blieb nichts übrig von der spießigen Enge der Nachkriegszeit. Aus dem unwiderstehlichen Solo, das er im April 1971 in Wembley beim Viertelfinal-3:1 gegen die Engländer mit flatternder Mähne und Schuhgröße 47 aus der Tiefe des Raumes hinlegte, hätte man einen Videoclip basteln können, unterlegt mit fetziger Rockmusik, und Netzer hätte damit wochenlang die Hitlisten angeführt.

Für den Rest seines Lebens schwärmte Bundestrainer Helmut Schön später: „Wenn es mir schlecht geht, hole ich mir das Video mit unserem Wembleyspiel raus.“ Falls er das Video auch mitgenommen hat in den Himmel, legen die Engel dort heute noch ergriffen die Harfen beiseite.

Unwiderstehlicher, unvergleichlicher Standfußball war das, mit der Betonung auf unvergleichlich. Wer diesen Traumfußball von '72 beispielsweise mit dem der Weltmeister von 2014 beim 7:1 gegen Brasilien vergleichen will, kann genauso die Frage stellen, ob der Regen 1972 nasser oder trockener war als der heutige. „Es war eine andere Zeit“, sagt Jogi Löw. Gleiche Höhe war noch abseits, und das Tempo war höher und die Siegprä-

mien tiefer - nach dem finalen 3:0 in Brüssel gegen die Sowjets, verriet Torwart Sepp Maier, „gab es 10 000 Mark vom DFB, und adidas hat dann noch 10 000 dazugelegt“. Aber es war ein Fußball zum Mitsingen, also gab es als Zubrot vereinzelt noch einen Plattenvertrag, wie für Linksaußen Erwin Kremers. Weil auch dessen Bruder Helmut, der zwei Jahre später zum deutschen Weltmeisterteam gehörte, als herziger Lockenkopf die Mädchenherzen eroberte, widerfuhr den beiden das Unvermeidliche, der Vater des Schlagerstars Vicky Leandros fragte sie nämlich: „Könnt Ihr auch singen?“ Im Prinzip nein, sagten sie. Aber ohne Rücksicht auf rhythmische Unebenheiten trällerten die eineiigen Zwillinge, obwohl sie im richtigen Leben auf die Rolling Stones standen, dann trotzdem die Schnulze „Das Mädchen meiner Träume“ – und stürmten in die Charts.

Netzer konnte nicht singen. Aber sonst konnte er alles, vom filigranen Pass bis zum perfiden Freistoß, er war der perfekte Stratege und große Feldherr, und mit der Zauberzahl „10“ im Kreuz verband er die Genialität

“**Genies
dürfen
eigenwillig,
exzentrisch
und extra-
vagan sein**

mit dem Wahnsinn. Ein Jahr später, im DFB-Pokalfinale gegen Köln, wechselte er sich in der Pause zur Verlängerung selbst ein, ohne seinen Gladbacher Trainer Hennes Weisweiler zu fragen, und schoss sofort das entscheidende Tor. Er fragte Weisweiler auch nicht um Genehmigung, wenn er nach dem Nachmittagstraining von Düsseldorf gelegentlich nach München flog. Dort trat Netzer in der Comedykultserie „Klimbim“ als Heino-Imitator auf, machte mit seinem Regisseursfreund Michael Pfleghar und dessen Truppe um die Schauspielerin Iris Berben gerne die Nacht zum Tag - und flog dann mit der

ersten Frühmaschine wieder zum Gladbacher Training. In New York soll er nachts die Feuerleiter im Hotel hinuntergestiegen sein, um sich im Taxi zum Broadway fahren zu lassen - und mit dem Ferrari einmal eine Gladbacher Bushaltestelle ramponiert haben in seinem Freiheitsdrang.

Genies sind so frei. Eigenwillig, exzentrisch und extravagant dürfen sie sein, solange sie den Ball mühelos aus dem Fußgelenk schütteln wie damals Netzer. Aus jener 72er-Truppe hat er sogar Wolfgang Overath verdrängt, den man den „linken Fuß von Kölle“ nannte und über den eine brasilianische Zeitung schrieb: „Er hat die Grazie einer Primaballerina und die Intelligenz eines Einstein.“ Bundestrainer Schön hatte in der Schaltzentrale damals ein Luxusproblem: Wer passte vor dem Libero Beckenbauer als Regisseur besser, Overath oder Netzer? Die beiden lieferten sich einen

erbitten Kampf, der über die Herrschaft auf dem Platz sogar irgendwann hinausging - denn wenn Männer streiten, geht es immer auch um ein Auto.

Es war ein Jaguar E. „Das schönste Auto der Welt“, sagte Netzer. Ihm gehörte das Sahnestück. In einem Interview mit der Zeitschrift „11 Freunde“ hat er erzählt, wie ihm Beckenbauer den flotten Flitzer abschwatzte, und damit ging der Ärger los, hören wir in Netzers Schilderung kurz rein: „Am nächsten Morgen ruft der Franz mich an und tobt: Günter, du bist ein Betrüger! Es regnet rein, und die Bremsen funktionieren nicht. Ich habe ihm gesagt: Franz, was willst du, es ist ein englisches Auto. Da hat er dieses wunderschöne Auto für 8000 Mark an Wolfgang Overath verkauft. Und was macht dieser Ignorant? Er lässt den Jaguar lila lackieren. Lila! Da hat man entzündete Augen gekriegt.“



Netzer bekam solche Augen mitunter auch auf der Ersatzbank, vor allem bei Weltmeisterschaften. Da spielte immer der laufstarke Overath, während für Netzer gerade mal 20 WM-Minuten blieben, und das auch noch beim 0:1 in der deutsch-deutschen-Bruderblamage 1974 in Hamburg. Overath scheute keine Drecksarbeit, während Netzer zwar einen Hauch genialer, aber auch kraftsparender agierte - nach einem seiner schwächeren Tage beschrieb ihn ein meckernder Kritiker als „Rolls Royce mit dem Motor eines Rasierapparats“. Aber bei der EM 1972 gab Netzer dann die passende Antwort, er lief plötzlich mit Zusatzmotor: Herbert („Hacki“) Wimmer.

Hacki lief sich für seinen Herrn die Hacken wund, so wie bei den Borussen in Gladbach. Sein gewissenhaftes und bis an den Rand der Selbstverleugung reichendes Tun war von Erich Storz im „Wasserträger-Song“ (1959) schon irgendwie vorausschauend besungen worden, es war ein Loblied auf diesen ehrbaren Dienstleistungsberuf. In uralten Schriften wird berichtet, wie Fleißige das Wasser aus den öffentlichen Brunnen in die Häuser trugen. Wasserträger schufteten wie die Brunnenputzer, also hielt Wimmer seinem Chef den Rücken frei, schirmte ihn ab, erledigte alle Besorgungen und schleppte die Bälle für ihn heran. Zum Dank durfte der Adjudant im Brüsseler Finale `72 dann sogar selbst ein Tor schießen, und hoffentlich hat ihm Netzer vor ein paar Jahren auch noch seine neue Hüfte bezahlt. An-

gesichts diverser Operationen und Abnutzungserscheinungen mutmaßt Hacki jedenfalls gelegentlich in launigen Interviews: „Ich habe mir damals für meinen Freund Günter die Hacken wohl etwas zuviel abgelaufen.“

Günter Netzer war ob dieser Zubringerdienste so begeistert, dass er sich dann auch später nochmal einen Wasserträger zulegte: Gerhard („Hacki“) Dellling spielte ihm im ARD-Studio die Bälle zu, und er konnte dann als Meister des Worts und freischwebender Feingeist des Fußballs glänzen – prompt gewann er auch noch den Grimmepreis, und auch den wieder aus dem Stand. Niemals wird Rudi Völler verkraften, wie einer die Bequemlichkeit so gewinnbringend mit der Genialität verbinden kann.

Auf jeden Fall lag Netzer mit seinem Urteil goldrichtig an jenem berühmterühmten isländischen TV-Samstagabend anno `03, der ihm vom Wüterich Völler so fragwürdige Komplimente wie „Käse“, „Scheißdreck“ und „Standfußball“ einbrachte. Weil Völler als Volksheld („Ruuuuudi“) unanfechtbar war, traf den Nörgler Netzer anschließend auch noch ein Shitstorm von den billigen Plätzen. Zum Trost habe ich ihm montags in einer Kolumne in der „Welt“ zu seiner unbestechlichen Kritik und seinem standhaften Mut applaudiert, worauf prompt das Telefon klingelte. „Sie haben mir den Tag verbessert“, bescheinigte mir der King vom Bökelberg.

Stil hatte er auch immer.



Chefgespräch: Mayer-Vorfelder und Jungtrainer Löw

3. Februar 2020

Jogi Löw wird runde 60. Man kann dem Bundestrainer nur gratulieren, vor allem zum Traumjob. Der Weg dorthin war steinig. Besonders am Anfang - ich kann es bezeugen.

War der blaue Glückspullover geklaut?

Wenn man als Journalist eine alte Kanone anlässlich ihres sechzigsten Geburtstags würdigen darf, kann das schmerzhaft sein. Einmal war ich bei Freddy Quinn („Junge, komm bald wieder“), und als ich den Schlagerbarden bei der Begrüßung fragte, wie Sechzig denn so ist, hielt er mir statt der Hand seinen Bizeps hin und sagte: „Fühlen Sie mal.“ Es hat mir fast die Hand gesprengt und die Finger weggerissen.

Heute wird nun Joachim Löw Sechzig, und sicherheitshalber gratuliere ich ihm nur schriftlich, denn er sieht fast so fit und handfest aus wie damals Freddy. Glaubhaften Schilderungen zufolge eröffnet der Bundestrainer

jeden Tag schon in aller Herrgottsfrüh mit einem strammen Waldlauf, gefolgt von zwanzig Liegestützen, dreißig Kniebeugen, drei hartgekochten Eiern im Tomatensaft sowie Honig und Erdnussbutter auf dem Brötchen.

Nur beim Gewichtstemmen, hört man, lässt er es neuerdings langsamer angehen, denn letztes Jahr hat er es zeitweise übertrieben und ist bei den Länderspielen gegen Weissrussland und Estland deswegen bettlägerig ausgefallen. Eine Hantel war ihm auf den Brustkorb gefallen, und mit Durchblutungsstörungen und einer gequetschten Arterie musste er in eine Klinik. „Das war“, verriet Löw, „nicht ungefährlich.“ Vor allem, weil viele Nörgler natürlich sofort die Frage stellten: Wird er alt?

Seit der verhunzten WM 2018 steht Löw unter Generalverdacht. Kein Plan, keine Leidenschaft. Blutleer gingen seine Weltmeister in Russland zugrunde, und auch der Bundestrainer sah an der Seitenlinie mitunter aus, als wolle er sich vor allem nicht die Frisur ruinieren. „Rücktritt!“, rief Fußballdeutschland und verlangte von Löw den berühmigten Götz-George-Fitnesscheck. Der große Schauspieler war als Schimanski im „Tatort“ jahrzehntelang jedem Strolch über die Theke hinweg an den Kragen gehechtet, und als ihn dann einer fragte, wann Schluss ist, sagte George: „Wenn ich den Sprung über den Stuhl nicht mehr schaffe.“

Der DFB hat für Jogi nach dem Flop in Russland in högschter Not einen kleineren Stuhl besorgt und fragt sich seither: Springt er nochmal drüber? War die WM nur ein Beinbruch?

Löw kann so einen Knacks durchaus wegstecken, als sein vermutlich längster journalistischer Wegbegleiter lege ich dafür die Hand ins Feuer. Am Abend des 5. August 1980 ist ihm das Unglück widerfahren, es war Löws erster Tag auf der Bühne des großen Fußballs, und in der elften Minute war im Stuttgarter Neckarstadion das Entsetzen bis hoch auf unsere Pressetribüne mit Händen zu greifen. Wie ein Himmelsstürmer rannte der junge Jogi in seinem ersten Spiel für den VfB auf Ray Clemence, den Torwart des FC Liverpool, frontal zu, und im nächsten Moment eilten Sanitäter mit einer Bahre aufs Feld, und ein Priester für die letzte Ölung wurde bestellt. Schienbein durch, kaputt.

Jogi Löw war 20. Vierzig Jahre danach ist zu hoffen, dass er sich auch diesmal von seinem Tiefschlag erholt und Anthony Quinn recht hatte, als er in Hollywood einst behauptete: „Auch als 60jähriger kann man noch 40 sein, zumindest eine halbe Stunde am Tag.“

Das würde bequem reichen, denn Bundestrainer ist so ein Halbstundenjob, auf jeden Fall aber ein Traumjob. Nur ein paar Länderspiele hat Löw pro Jahr zu absolvieren, und die Hochbegabten laufen ihm scharenweise



zu, er muss nur noch die richtigen Elf auswürfeln - im Grunde hat sich nichts verändert seit 1990, als Teamchef Franz Beckenbauer seine Weltmeister an Berti Vogts übergab und sagte: „Ob Berti auf der Bank sitzt oder Kanzler Kohl, ist wurscht.“

Auf gut Deutsch: Die Nationalmannschaft kann auch der Busfahrer trainieren. Einmal, um Weihnachten herum, erzählte Löw im ZDF-Sportstudio, dass im März das nächste Länderspiel ansteht, worauf ihn der Moderator Jochen Breyer neugierig fragte: „Was machen Sie eigentlich bis dahin?“ Das war gar nicht hunds-gemein gemeint, sondern eher ein Ausdruck neidischer Bewunderung: Kein Mensch würde merken, wenn

ein Bundestrainer sich abwechselnd zum Helikopterskifahren in Kanada, einer Kreuzfahrt in die Karibik oder einer Gebirgsbachbegehung ins Zillertal zurückziehen würde, er muss sich nur zwischendurch gelegentlich auf einer Bundesligatribüne zeigen.

Erstaunlicherweise verblüffte Löw in derselben Sendung dann mit der Nachricht, sich auch einen Job als Klubtrainer durchaus noch einmal vorstellen zu können. „Real?“, fragte Breyer, wobei nicht ganz klar wurde, ob der ZDF-Moderator die Realität oder Madrid meinte. Löw lächelte still vor sich hin - nein, er ist kein Kamikaze, der seinen guten Ruf und seinen Traumjob riskiert, indem er sich wieder in die Tücken der täglichen Arbeit auf dem Platz stürzt.

Beim VfB hat er das in seinen Anfangsjahren getan, als junger Jogi in den 90ern, mit Elber, Bobic und Balakov, dem „Magischen Dreieck“. Er ließ einen streckenweise mitreißenden Fußball spielen. Mit Hüftschwüngen a la Marilyn Monroe in „Manche mögen`s heiß“ tanzten die VfB-Zauberer unter den Augen der faszinierten Fußballrepublik und des Schreibers hier zum DFB-Pokalsieg. Bis sich dann im Frühjahr 1998 eine denkwürdige Situation ergab - denn mitten in einem Hintergrundgespräch raunte mir VfB-Präsident Gerhard Mayer-Vorfelder mit Verschwörermiene die Frage zu: „Wenn Sie jetzt einen Trainer bräuchten, wen würden Sie nehmen?“

„Sie haben doch einen“, staunte ich zurück. Doch MV ließ nicht locker, erzählte von mangelnder Entschlusskraft und Autoritätsproblemen und sagte: „Es geht mit Jogi nicht mehr lange.“ Aus reiner Hilfsbereitschaft erzählte ich ihm dann von Winfried Schäfer, der zu der Zeit heißblütig den Karlsruher SC trainierte und mir anlässlich eines Interviews einmal seine heimliche Schwäche für den VfB gebeichtet hatte. „Würden Sie Winnie mal fragen?“, schlug Mayer-Vorfelder vor. Nun ist es zwar so ziemlich die allerletzte Aufgabe eines Journalisten, als verdeckter Vermittler an der Tür eines Trainers zu läuten, aber was tut man nicht alles, wenn ein Vereinspräsident in Nöten ist. Machen wir es kurz: Winnie kam, Jogi ging.

Der junge Löw war Mayer-Vorfelder zu weich, vor allem, wenn es hart auf hart ging. Im kleinen Kreis kursierte die neckische Anekdote, der VfB-Boss habe vor einem Cupspiel beim FC Bayern den DFB-Pokal aus der VfB-Vitrine geholt, vor der Mannschaft und dem Trainer krachend auf den Tisch gestellt und eine flammende Motivationsrede gehalten, wie das normalerweise der Trainer tut. Falls die Geschichte nicht ganz stimmt, ist sie zumindest sehr gut erfunden, jedenfalls musste sich Löw dann einen neuen Klub suchen. Nicht viel später stieg er mit dem Karlsruher SC in die dritte Liga ab, an einem düsteren Abend nach einer Niederlage bei den Stuttgarter Kickers, und im Pressestübchen in Stadion in Degerloch sah er nach dem Spiel aus wie ein Trainer auf den Trümmern seiner Karriere.

Dabei fing sie erst an.

Denn im Fußball passieren, wie jedes Kind weiß, verrückte Dinge. Ein paar Jahre später machte Mayer-Vorfelder, inzwischen DFB-Präsident, auf Wunsch des frischgeköpften Bundestrainers Jürgen Klinsmann densel-

„Irgendeiner wird es schon machen“

ben Löw zu dessen Cotrainer. In einer stillen Minute habe ich den alten Verbandsstrategen später neugierig an seine alten Vorbehalte erinnert, worauf er entwaffnend meinte: „Trainer entwickeln sich weiter.“ Die Weichen stellte aber auch ein bisschen der Zufall. Es war einfach so, dass Klinsmann händierend einen Assistenten suchte. „Irgendeiner“, sagte der Beobachter Beckenbauer, „wird es schon machen.“ Das war dann Löw. Wenn Klinsmann heute gefeiert wird als der Vater des WM-Sommermärchens von 2006, dann war Löw die Mutter.

Und am Ende war er, dank einer weiteren Verkettung glücklicher Umstände, dann sogar plötzlich Bundestrainer. Und statistisch betrachtet sogar bald der erfolgreichste aller Zeiten. Und der bestaussehende, bestfrisiertere und bestgekleidete sowieso, der „Nivea“-Mann aus der Werbung

mit schicken Schals am Hals und auf Taille geschnittenen Designerhemden. Spontan fällt einem an der Stelle sein Mentor Rolf Fringer ein, der Löw einst als Cotrainer aus der Schweiz in die Bundesliga und zum VfB mitgebracht hatte und auf die Frage, was sein Musterschüler außer dem Erfolgsrezept sonst noch hat mitgehen lassen aus der Alpenrepublik, einmal antwortete: „Ich vermisse drei Jeans und einen Pullover.“ War das womöglich der blaue Kaschmir-Glückspullover, mit dem Löw später jahrelang alle Gegner an die Wand gespielt hat? Jedenfalls wurde er von der FIFA sogar zum Welttrainer des Jahres gekürt - wenn ich das im Frühjahr 1998 Mayer-Vorfelder prophezeit hätte, hätte der mich mit Blaulicht und Tatütata zur Zwangsentmündigung in eine geschlossene Abteilung einweisen lassen.

Jogi Löw hat also bravourös einen steinigen Weg bewältigt, ehe ihn sein Traumjob am Ende für alles entschädigt hat. Warum soll ihn dieses Glück nicht noch einmal heimsuchen? Schließlich gilt ab Sechzig: Die beste Zeit ist vorbei - jetzt kommt die gute.



Versöhnliches Wiedersehen: Puskas (r.) und Walter

18. November 2006

Ferenc Puskas ist tot. Der Ungar war mehr als nur Stürmer. Er war sogar mehr als nur Ungar, weil auch deutsches Blut in ihm floss. Einmal hat sein Blut sogar gekocht, nach der schlimmsten Niederlage seines Lebens. Es war eine schlimme Zeit für ihn.

„Ich mit Fritz, wir hätten gewonnen alles“

Fritz Walter dreht sich jedesmal im Grab um, wenn er an diese nervenzerfetzende Szene kurz vor dem Schlußpfiff denkt. Gerade war im WM-Endspiel 1954 in Bern das dritte Tor für Deutschland gefallen - und was danach geschah, hat der Kapitän Walter in seinem Bestseller „3:2“ so geschildert: „Die Ungarn stürmen, als ob es um ihr Leben ginge. Puskas setzt alles auf eine Karte. Er erhält eine Vorlage und da ... Tor! Nein, kein Tor!“

Abseits.

Der Star der Ungarn stand im Abseits. Einen halben Schritt. Oder doch nicht? Es gibt keine Filmdokumente, die die strittige Frage klären. Und der Schütze wird sich nicht mehr äußern können: Ferenc Puskas hat die Erinnerung an den schlimmsten Tag seines Fußballerlebens mit ins Grab genommen. Im Alter von 79 Jahren ist er gestern in einem Budapester Krankenhaus gestorben.

Für die Ästheten unter den Fußballbegeisterten bleibt der Kapitän des ungarischen Wunderteams der 50er Jahre allerdings unsterblich. Bei der FIFA ist Puskas in der Halle des Ruhms verewigt, und er hat den Ruf der Rückennummer 10 begründet, die die großen Spielgestalter vom Fußvolk trennt. Dabei war er kein kompletter Fußballer, dafür war er etwas zu klein und ein bisschen zu schwer, Kopfball konnte er auch nicht, und den rechten Fuß hatte er nur, um nicht umzukippen. Umso mehr hatte er aber diesen unvergleichlichen linken Fuß, mit dem er in der Offensive alles machte, das Spiel und die Tore. 83 Treffer in 84 Länderspielen. Man muss in der Geschichte lange suchen, um am Ende Gerd Müller zu finden, der mit 68 Toren in 62 Spielen eine noch bessere Quote hat. Dabei war Puskas gar kein richtiger Stürmer.

War er überhaupt ein Ungar?

Als es um das deutsche Blut ging, das in Ferenc Puskas floss, hat Gerd Krämer einmal herzlich geschmunzelt. Der Altmeister des Rundfunks, ein Augenzeuge des Wunders von '54, hat in seiner späteren Zeit beim ZDF den hintergründigen „Sportspiegel“ mit feinen Porträts gewürzt, von Rene Lacoste über Juan Manuel Fangio bis Ferenc Puskas. „Eigentlich ich heiße Franz Purzelt“, verriet ihm der Ungar in einer stillen Stunde – und mit seinem schelmischen Augenzwinkern, schwört Krämer, habe er im Vertrauen noch hinzugefügt: „Wenn großer Krieg wäre ausgegangen anders, ich hätte gespielt in eine Mannschaft mit Fritz Walter, und wir hätten gewonnen alles.“ Der Großvater von Puskas war Donauschwabe.

Schwäbisch konnte Puskas nicht, aber ordentlich Deutsch. Ich weiß es seit einem milden Urlaubsabend im Dezember 1975. Durch die Bar des Strandhotels „Tour Khalef“ im tunesischen Sousse plätscherte gedämpfte Musik, der Ober servierte die letzten Absacker – und die Gäste, darunter etliche deutsche Touristen, staunten über den gut genährten, glänzend gelaunten und polyglotten Endvierziger am hintersten Tisch, der sich mit seinen Freunden fließend auf Ungarisch und Spanisch unterhielt und den tunesischen Rotwein auf Deutsch bestellte.

Nationaltrainer von Saudi-Arabien war Puskas, und er bereitete seine Mannschaft gerade auf zwei Spiele kurz vor Weihnachten vor, im Palästina-Cup, gegen Yemen und Ägypten in Tunis.

„Ist das Team gut?“, fragte ich.

„Ein bisschen“, lachte er - wie ein Trainer halt lacht, der selbst ein ganz Großer war und sich jetzt mit den Unzulänglichkeiten seiner weniger großen Spieler halt irgendwie arrangieren muss.

Autogramme hat Puskas an dem Abend keine geben müssen, er wurde von den Gästen nicht erkannt, er war ziemlich rund geworden. Und die Deutschen waren zu der Zeit sowieso noch ein bisschen böse mit ihm, sie fühlten sich kollektiv beleidigt, damals, in den Nachwehen des Finales `54. „Die Deutschen waren gedopt“, hatte Puskas die Weltmeister öffentlich angeklagt, als nach der WM eine rätselhafte Gelbsuchtepidemie unter ihnen ausbrach, und in aller Welt sorgten seine Vorwürfe für Schlagzeilen.

Jetzt war es Dezember `75, und da saß er, der große Alte, in einem Strandhotel in Tunesien. Für mich war es mein letzter Urlaub als Polizeireporter einer kleinen Lokalzeitung, ich wollte nochmal kurz durchschnaufen vor meinem Abschied in den Sportjournalismus, aber wenn einem dann als erste Personalie gleich eine Kanone zuläuft, macht man beim Nichtstun gern eine Pause.

Von seinen deutschen Wurzeln hat Puskas erzählt, vom Opa, den es ins Banat verschlagen hatte, und dass sie ihn, den kleinen Ferenc, in seiner Jugend in Budapest immer den „Svab“ genannt hatten. Und dann kam er



zurück auf diese Sache nach Bern. Wie ihm die Deutschen dafür jahrelang gram waren. Wie sie ihn boykottierten und ihren Mannschaften verboten, gegen ihn zu spielen. Bis er ihnen versicherte, alles nicht ganz so gemeint zu haben. „Ich war froh“, sagte Puskas, „als die Sache bereinigt war.“

Der Frust hatte ihn in die Wut getrieben. Vier Jahre lang hatte Puskas mit seinen Pusztazauberern seit 1950 nicht verloren, in 32 Spielen. 1952 waren sie Olympiasieger geworden, 1953 hatten sie die bis dahin auf dem heiligen Rasen von Wembley nie besiegten Engländer mit 6:3 aus den Schuhen geschossen, und kurz danach in Budapest mit 7:1 vollends füsiliert. Bei der WM waren ihnen auch die Deutschen beim 8:3 in der Vorrunde brutal ins Messer gelaufen. Und dann, zwei Wochen später, das dicke Ende – ausgerechnet im WM-Finale.

Bitter gerächt hat sich Puskas dann 1960 mit seinen vier Toren für Real Madrid gegen Eintracht Frankfurt beim 7:3 im Endspiel um den Europacup der Landesmeister. Vier Jahre vorher, nach der gewaltsamen Niederschlagung des ungarischen Volksaufstands, war er von Honved Budapest, dem Armeesportklub, nach Madrid emigriert. Noch als alternder Star im „Weißen Ballett“ von Real gewann er dreimal den Europacup und flog, inzwischen Doppelstaatsbürger, mit der spanischen Mannschaft zur WM 1962. Erst 1981 kehrte er nach Ungarn zurück und wurde in den 90er Jahren Nationaltrainer. Dann erkrankte er an Alzheimer und verlor sein Gedächtnis.

Dafür wird sich der Fußball an Ferenc Puskas erinnern. Er war übrigens nicht nur ein großer Spieler, sondern auch ein großes Schlitzohr. In Budapest lachen sie über viele Anekdoten, und über seine Kämpfe mit dem Verband, wenn es um Prämien ging. 1952, bei einem Länderspiel in Zürich, soll Puskas beim Zwischenstand von 2:0 für die Schweiz zu Trainer Gustav Sebes an den Spielfeldrand gerufen haben: „Guschti, gibt es immer noch kein Geld für den Sieg?“

„Doch“, rief Sebes zurück, „Geld ist da.“ Der Kapitän drehte auf, und die Ungarn siegten 4:2.

Er ruhe in Frieden.



17. Juni 2013

Jogi Löws Fußballstars klatschen dieser Tage in Miami dem König des Basketballs zu. Der erinnert bei den NBA-Playoffs auch an die großen Zeiten des Schwergewichtsboxens. „I am the Greatest!“ rief früher in dieser Stadt ein anderer. Jetzt ist es LeBron James.

„Let’s go, Heat!“

Miami ist das neue Mekka, zumindest für Sonnenanbeter. Als zeitgemäßer Urlauber gilt neuerdings nur noch, wer mindestens einmal im Leben in diese pulsierende Stadt am Süzipfel Floridas fliegt, und früher gab es außer Sand und Meer dafür drei Gründe: Glitzer und Glamour sowie einen eiskalten Drink auf der brandheißen Strandmeile am Ocean Drive.

Heute reicht ein Grund: LeBron James.

Gleich der erste Abend führt jeden anspruchsvollen Touristen, der ernst genommen werden will, direkt in die American Airlines Arena. Dort zaubert der König des Basketballs mit seinem Starensemble von Miami Heat,

aber was die 20 000 Zuschauer in dieser stets ausverkauften Halle erleben, ist längst mehr als Sport, es ist Zirkus mit Akrobaten und Feuerspuckern - und gelegentlich werden T-Shirts verkauft, in denen glückliche Menschen hinterher den Ort des Spektakels verlassen und auf denen steht: „Ich war dabei.“

Mit dabei waren dieser Tage sogar ein paar der besten Fußballspieler der Welt. Augenzeugen des mitreißenden Geschehens waren zum Beispiel die spanischen Weltmeister, aber auch Jogi Löws DFB-Zauberer, die gerade auf Sommertournee im Sunshine State sind und das Beste im Leben nicht verpassen wollen. Sie haben auf ihrem US-Trip zwei packende Spiele erlebt, von denen sie noch ihren Enkeln vorschwärmen können, allerdings waren es nicht ihre eigenen Länderspiele gegen Ecuador und die USA, sondern zwei Thriller der Heat gegen die Indiana Pacers im Halbfinale der NBA-Playoffs.

Als Journalist kann man sich, wenn es für eine Akkreditierung zeitlich nicht mehr ganz reicht, bei solchen Spielen allenfalls noch die billigen Plätze unter dem Hallendach leisten, aber auch von da oben habe ich ein paar faszinierte DFB-Kicker erkannt, die schräg unten mit Heat-Mützen und in Heat-Trikots ausgelassen auf der Tribüne tanzten und skandierten: „Let’s go, Heat!“

LeBron James ist meistens der, der den Schlachtruf dann umsetzt. Er fädelt die Angriffe ein, und er wird eines Tages vermutlich der Erste sein, der sich selbst anspielt und vollstreckt. Fulminant hat er den Ball einmal im Steilflug von oben herab in den Korb gepfeffert und danach sich und der Welt die große Pose geschenkt: Der Gigant baute sich auf in der Mitte der Halle, riss die Arme zum Himmel und hämmerte sich mit den Fäusten gegen die Brust, flankiert von den entgleisten Gesichtszügen der ekstatischen Selbstverliebtheit. Als alter Sportsfreund ertappt man sich da spontan bei dem Gedanken, solche Bilder aus Miami schon einmal gesehen zu haben, vor langer Zeit - nur hat die damalige Lichtgestalt dabei auch noch ganz weit den Mund aufgerissen, um sich gebührend der Welt vorzustellen.

„I am the Greatest!“, brüllte der Größte.

Muhammad Ali hieß noch Cassius Clay, als er 1964 gegen Sonny Liston Weltmeister im Schwergewicht wurde, nur einen Weitwurf von der Basketballhalle entfernt, über der Brücke. Und wer der neue Ali ist, wird sich diese Woche nun wieder in Miami entscheiden, in den NBA-Endspielen: LeBron James, der Koloss der Heat – oder Tim Duncan, der Riese der San Antonio Spurs.

Sie lachen? Erik Spoelstra sieht die Sache ernster. Miamis Trainer hat neu-lich im Halbfinale seine Superstars vorbereitet mit einem Video des legendä-

ren Kampfes zwischen Ali und George Foreman. Big George war ein fürchterlicher K.o.-Schläger, aber in einem mörderischen Gefecht hat der Größte ihn im Schlaghagel umgehauen, im „Rumble in the Jungle“, Zaire, 1974.

Basketball ist das Schwergewichtsboxen von heute. Die NBA-Playoffs sind in ihrer Endphase ein Kampf der Giganten, und sie nehmen uns mit auf eine Reise in die Vergangenheit jener Jahrhundertkämpfe, des großen Schauspiels, der Dramen und Tragödien. „Best of Seven“ heißt das Basketballgesetz, wer als Erster vier Siege hat, ist Meister, und oft genug beugt keiner vorher ein Knie. Im Halbfinale bekam David West von den Indiana Pacers über Nacht Grippe. Er hätte eigentlich ins Bett gehört, aber er weigerte sich. Sein Trainer Frank Vogel fand dafür das passende Bild: „Was haben sie damals in ‘Rocky’ gesagt, was hat Apollo Creed gesagt: Don’t stop this fight!“

Apollo Creed schlug sich im Kino mit Sylvester Stallone, und der kranke West im Halbfinale mit dem Heat-Riesen Chris Bosh. Bis ins siebte Spiel ging die epische Schlacht, vieles war wie beim „Thrilla in Manila“ anno `75, am Ende torkelten damals Ali und Joe Frazier halbtot zu ihrem Schemel. Wenn Alis Trainer Angelo Dundee noch am Leben wäre, er würde von seinem Fifth Street Gym jetzt über die Brücke laufen und den Heat-Fans in der Halle erzählen, dass vieles wie früher ist.

Die Basketballgiganten sind allerdings noch einen Kopf größer und ein paar Kilo muskulöser als die Boxer, und Dwyane Wade, der Star Nummer zwei in Miami, bringt das Volk schon vor dem Spiel zum Kochen: Er hüpf wild gestikulierend ums Spielfeld und putscht die Halle auf, bis sie Feuer spuckt, und der Schlagabtausch kann beginnen. Das Spielfeld ist wie ein großer Boxring, und wenn der Schiedsrichter den rauflustigen Heat-Riesen Chris Andersen bändigen will, muss er einen Bären umarmen. Oben wird geworfen - und was ungefähr zwei Meter tiefer passiert, beschrieb Indianas Center Roy Hibbert dieser Tage als Tiefschläge „unter der Gürtellinie.“

Schwergewichtsboxen ist das, nur anders. Die Jungen in Amerika, speziell die jungen Schwarzen, werden heutzutage nicht mehr Boxer, sondern Basketballer, und auch LeBron James ist einer geworden, obwohl er auf den ersten Blick aussieht wie der geborene Boxer. Wenn man seinen gewaltigen Körper betrachtet, diese geballte Kraft, diese furchterregende Athletik, seine Schnelligkeit und Geschmeidigkeit, könnte man leicht in Versuchung geraten, in einem Wettbüro viel Geld auf ihn setzen - riesengroß wäre jedenfalls die Gefahr, dass man neun von zehn Schwergewichtlern, die gegen James in den Ring steigen würden, hinterher auf der Pritsche in die Notaufnahme schleppen und sehr lange künstlich ernähren müsste.

Wie kürzlich die Pacers, im Halbfinale. Als sich das siebte Spiel gefährlich zuspitzte, streifte sich der Star gedanklich die Handschuhe über, kurz danach lag Indiana k.o. im Ring, und im Vorbeilaufen hat der Ali des Basketballs noch schnell den in der ersten Reihe sitzenden David Beckham abgeklatscht - mit der Faust.

Früher pilgerten die Promis des Fußballs und die Berühmtheiten aus Sport, Show und Politik zu den großen Boxkämpfen, heute gehen sie zum Basketball. Das geht inzwischen schon soweit, dass sogar die großen Boxer zum Basketball gehen. Als ich das letzte Mal bei den Heat war, hieß der Hallenlautsprecher mit sich überschlagender Stimme („The Heavyweight Champion of the Woorld!“) plötzlich Wladimir Klitschko willkommen, und der winkte nicht nur ins Publikum, sondern vor allem LeBron James zu.

Das muss jetzt natürlich nicht das Geringste heißen, aber sicherheitshalber will ich daran erinnern, dass pfiffigen Geschäftsleuten in den 1960er Jahren ein verrückter Kampf durch den Hinterkopf schwirrte: Muhammad Ali, der Weltmeister im Schwergewicht, gegen Wilt Chamberlain, den größten Basketballer seiner Zeit. Die Idee ist am Ende vermutlich nur daran gescheitert, dass Ali damals auch unter den Boxern noch aufregende Gegner hatte. Klitschko hat keine mehr. Er sollte deshalb mit LeBron James dringend telefonieren. Endlich hätten wir wieder einen Kampf des Jahrhunderts, nachts um drei.

Ich würde mich wecken lassen.



13. Mai 2015

Die besten Abwehrspieler der Welt kapitulieren vor Lionel Messi wie wehrlose Stümper. Aber noch viel hilfloser und verzweifelter sind wir Journalisten: Wie beschreibt man das Unbeschreibliche?

„Du musst ein Glückspilz sein, Hernan“

Als der amtierende Weltmeister Jerome Boateng letzte Woche in der Champions League ins offene Messi lief und beim Zweikampf umkippte wie ein durchgesägter Laternenpfahl, hat er auf den Spott im weltweiten Netz mit einem Foto von Marlon Brando aus „Der Pate“ reagiert und getwittert: „Die Hasser brüllen bei deinen Fehlern, aber für deinen Erfolg haben sie nur ein Flüstern.“

Lionel Messi macht sogar Innenverteidiger zu Philosophen. Mit herkömmlichen Worten und Gedanken wird diesem Vollkommenen jedenfalls keiner mehr Herr, und das wird zusehends auch zum Problem von uns Jour-

nalisten. Heute abend im Rückspiel der Bayern gegen Barcelona kommt Messi wieder über uns, und es geht uns wie dem hilflosen Kollegen, der vor ein paar Tagen in einer Kapitulationskolumne sich und seine Leser verzweifelt fragte: „Was man soll man da noch schreiben?“

Es fehlen einem die Worte, und am besten beschränkt man sich, wie unlängst der bekannte Trainer Ottmar Hitzfeld, auf vier Silben mit Ausrufezeichen: „Ü-ber-ir-disch!“ Die Vorsilbe „über“ (für übermenschlich und überwältigend) erlebt dank des zauberhaften Argentiniers momentan eine Blütezeit, gerne verwendet wird sie auch in einem Atemzug mit „außer“ (für außerirdisch und außergewöhnlich), aber vor allem mit „un“: unglaublich, unfassbar, unsterblich, ungeheuerlich, unbeschreiblich.

Wie beschreibt man das Unbeschreibliche?

Als normal veranlagter Sportjournalist stößt man bei Messi an seine Grenzen. Ich weiß zwar, wie man ein 1:0 beschreibt, aber wie beschreibe ich diese traumwandlerische Spiellust und den Verdacht, dass da einer in Wirklichkeit nicht aus dem argentinischen Rosario, sondern vom Mars kommt? Nach jedem Spiel beten wir wortgleich unsere Lobeshymnen und die übliche alte Leier herunter, dass Messi Haken schlägt wie ein Hase und seinen Gegenspielern Knoten ins Knie dribbelt - aber diese Erkenntnis ist mittlerweile so spannend wie die, dass es auch morgen früh wieder hell wird. Wir sind hilflos wie Boateng. Messi lässt auch uns Journalisten stolpern und straucheln, torkeln und taumeln, nichts Gleichwertiges haben wir ihm mehr entgegenzusetzen.

Wie wird man den Größten gerecht? Schon Gerd („Bomber“) Müller, als Vollstrecker eines der rätselhaftesten Phänomene der Vergangenheit, war samt seinem Torinstinkt irgendwann nicht mehr zu beschreiben, er musste besungen werden - und sicherheitshalber hat er auch das lieber selbst gemacht, sein autobiografischer Schlager ging so: „Dann macht es bumm, ja und dann kracht`s, und alles schreit: Der Müller macht`s!“

Wenn der Fußball zur Musik wird, können wir Sportreporter einpacken. Als uns zu Zeiten von Muhammad Ali, dem Unbeschreiblichsten unter den Außerirdischen, über dessen Selbstbildnis („Ich bin der Größte“) hinaus nichts mehr einfiel, eilte in höchster Not der Pulitzerpreisträger Norman Mailer („Die Nackten und die Toten“) herbei und brachte die Dinge für uns auf den Punkt: „Der Weltmeister im Schwergewicht ist der große Zeh Gottes.“ Ali war ein Gedicht, also mussten die Dichter ran.

Wenn wir Sportjournalisten unser Pulver verschossen haben, schlägt die Stunde der Literaten, und sie lassen die Glocken läuten. Der Brasilianer Ronaldinho, der vor vielen Jahren der Messi des FC Barcelona war, spielte am

wunderbarsten Abend seiner Karriere einmal vor 90 000 Madrilenen im Bernabeustadion das stolze Real in Schutt und Asche, aber die Einmaligkeit seines Tuns kam erst hinterher durch jenen Feinschreiber zur Geltung, der über den Fußball hinausdachte und die historische Dimension für die Nachwelt mit dem Satz einordnete: „Diesen Auftritt miterlebt zu haben ist so, als wäre man 1968 bei den Studentenrevolten in Paris oder 1969 beim Rock-Festival in Woodstock dabei gewesen.“

In alten Schriften ist vorbildlich nachzulesen, wie vor allem Pele, dem ersten weltbeherrschenden König des Spiels, würdig und angemessen begegnet wurde, der frühe Zauber des 17jährigen ist in einer Chronik der WM 1958 so beschrieben: „Das ist ein Fußball wie Jazzmusik, aber ohne Noten, nur nach dem Ohr, mit dem Herz, dem Gefühl.“ Später sind über Maradona ganze Poesialben vollgedichtet worden, und als würdiges Vorwort hätte das von Michel Platini dazugepasst: „Diego macht mit einer Grapefruit das, was ich mit dem Ball mache.“ Nur ein Künstler kann einen Unbeschreiblichen erklären, und sogar Maradona hört sich fast an wie ein Philosoph, wenn er, wie neulich, seine Gefühle über seinen argentinischen Erben in die Worte fasst: „Messi spielen zu sehen ist besser als Sex.“ Wir Fußballjournalisten sehen Messi spielen und loben die Haken, die er schlägt und seinen linken Fuß, mit dem er immer wieder das 1:0 schießt. Das 1:0 schießt er für uns.

Aber er spielt für die Dichter.

Ein Gefühl der Verschmelzung hat der italienische Bestsellerautor Roberto Saviano („Gomorrha“) in sich verspürt, als er Messi einmal mit dem Ball tanzen sah. „Der Beobachter“, schreibt er, „fühlt keinen Unterschied mehr zwischen sich und dem Spiel, sondern taucht hinein und fühlt sich eins mit diesen eckigen, aber harmonischen Bewegungen. Darin ist Messis Spiel vergleichbar mit dem Klavierspiel von Michelangeli, mit den Bildern Raffaels, den mathematischen Formeln der Spieltheorie John Nashs, die weit mehr sind als Klang, Farbe, Logik - sie üben eine hypnotische Wirkung aus.“

Spätestens an der Stelle legen wir Fußballjournalisten den Griffel beiseite. Unser Schritt ist zu kurz, wir werden dem Spiel von Messi nicht gerecht und sollten die Deutungshoheit den Dichtern überlassen. Hernan Casciari, sein argentinischer Landsmann, hat jedenfalls keinen Dreispalter gebraucht, um den Unbeschreiblichen zu beschreiben, es hat ihm der bloße Satz genügt: „Jedesmal, wenn ich die Treppe des Stadions Camp Nou in Barcelona hinaufsteige, sage ich mir dasselbe: Du mußt ein Glückspilz sein, Hernan.“

Das ist Lionel Messi.



Lineker 1990: Trauriger Blick in Turin

10. November 2017

Das heutige Länderspiel zwischen England und Deutschland in Wembley ist ein guter Anlass, endlich einem anderen Klassiker auf den Grund zu gehen: Gary Linekers Kultspruch über den Fußball und uns. Seit 27 Jahren erweist sich seine Lehre als wahr.

„Aber im Cricket sind die Deutschen Krücken“

Falls Sie für heute noch nichts Besseres vorhaben und zu den Kurzent-schlossenen gehören: Fliegen Sie nach London, gönnen Sie sich im Fuß-ballheiligtum Wembley den Klassiker England gegen Deutschland - es gibt noch Tickets in allen Kategorien.

Warum?

Alle rätseln. Dabei müssten sie nur Gary Lineker fragen. Der weiß, warum seine Landsleute das Spiel meiden. Denn wie eine dunkle Wolke schwebt

auch über Wembley heute Abend sein abschreckender Kultspruch: „Fußball ist ein einfaches Spiel: 22 Männer jagen 90 Minuten lang einem Ball nach, und am Ende gewinnen immer die Deutschen.“

Seit dem 4. Juli 1990 erweist sich Linekers Lehre für den Rest der Welt nun schon als bittere Wahrheit, auch zur Zeit sind wir wieder Weltmeister, und die Erkenntnis des Engländers ist inzwischen fast schon in den ewigen Stein gemeißelt wie der Satz des Pythagoras - dabei ist ihm die Weisheit einst im Affekt entfahren, als Zufallsprodukt eines jähen Frustanfalls.

Wie es passierte?

Dank einer TV-Dokumentation über das schrille und schwierige Leben der englischen Torwartlegende Peter Shilton ist das Geheimnis inzwischen gelüftet. Diesem Shilton ist nicht nur privat allerhand widerfahren, sondern auch zwischen den Pfosten. Bei der WM 1986 musste er beispielsweise Diego Maradonas teuflische „Hand Gottes“ wegstecken - und dann passierte ihm vier Jahre später auch noch dieses verhängnisvolle Gespräch mit seinem Zimmerkollegen Gary Lineker bei der WM in Italien.

Blättern wir kurz zurück in jenen frühen Juli anno `90, blicken wir hinein ins Hotel der Engländer in Turin. Vor dem Halbfinale gegen Deutschland sitzen dort der Torwart Shilton und der Torjäger Lineker vor dem Fernseher und verfolgen ein Elfmeterschießen. Es ist nicht das erste bei dieser WM, und plötzlich sind beide wie elektrisiert, denn sie erkennen übereinstimmend: In aller Regel sind zwei von fünf Elfmetern hunds miserabel geschossen, manche sogar voll in die Mitte.

„Als Torwart sollte man länger warten“, sagt Lineker.

Shilton nickt. Und im nächsten Moment schmieden sie für den Fall, dass es gegen die Deutschen zum Elfmeterschießen kommt, diesen teuflisch raffinierten Plan: Dass Shilton einfach jedesmal eiskalt stehenbleibt und erst reagiert, wenn er weiß, wohin der Schuss geht.

Das Ergebnis ist bekannt. Shilton wartet. Und wartet. Er wartet bei Brehme, bei Matthäus, bei Riedle, bei Thon, und jedesmal hört er dann, wie es dicht neben dem Pfosten zischt. Später sagt er: „Das waren alles Raketen.“

Lineker erinnert sich so: „Wir hatten alles so gut geplant. Aber die Deutschen sind die Deutschen, jeder volle Pulle, jeder voll in die Ecke - so, wie sie es immer tun.“ Frustriert war er danach, fix und fertig, aber gleichzeitig so beeindruckt von dieser Art des kaltschnäuzigen Vollstreckens, dass er gleich nach dem Spiel in den Katakomben des Stadions ins erstbeste Mikrophon diesen Satz los wurde, den wir Deutschen uns seither auf der Zunge zergehen lassen und gar nicht oft genug hören können: 22 Spieler, ein Ball, und so weiter.

Zwei Tore hatte er gemacht, eines im Spiel und das andere im Elfmeterschießen, aber alles war für die Katz. Turin war für Gary Lineker die prägende Lehre, die er danach in die Welt hinaustrug. Dass er wenig später seinem Sohn den Namen Tobias gab, soll hier nicht überbewertet werden, aber wir Deutschen kommen seither jedenfalls gut bei ihm weg, regelmäßig zieht er den Hut. Bei BBC moderiert er seit Jahren die Sendung „Match of the Day“, und wann immer sich die Gelegenheit bietet, schildert er blumig die mentale Stärke deutscher Fußballer und spricht offen aus, was wir selbst uns aufgrund unserer Bescheidenheit niemals trauen würden - dass wir Deutschen nämlich sogar noch unter Druck seelenruhig einen Elfmeter schießen, als ob wir ein kühles Bier aus dem Kühlschrank holen.

„Die Deutschen sind Winner“, sagt Lineker, und die WM 2014 gab ihm in puncto Respekt vollends den Rest. Das 1:0-Führungstor in Belo Horizonte gegen Brasilien hat er an seinem englischen TV-Mikrofon noch abgehakt als halbwegs normal („Müller hat gemacht, was Müllers halt machen“), aber nach dem 7:1 hielt ihn nichts mehr auf seinen vier Buchstaben, er fühlte sich umweht vom Hauch der Geschichte: „Das war das außergewöhnlichste, atemberaubendste, irrsinnigste Spiel, das ich jemals gesehen habe.“ Als er nach dem Finale in seiner TV-Expertenrunde Bilanz zog, schaute er in die Kamera und sprach, ohne mit der Wimper zu zucken, sein Schlusswort: „And in the end, the Germans won.“

Dicht hinter John F. Kennedy („Ich bin ein Berliner“) gilt Lineker in Deutschland als der zweitbeliebteste Ausländer, aber auf jeden Fall ist er der beliebteste Gary im Fußball, noch vor Gary and the Pacemakers, die mit ihrem „You`ll never walk alone“ den Dortmundern über den Stadionlautsprecher immer eine Gänsehaut singen. Lineker ist aber vor allem bei jedem Elfmeterschießen die letzte Instanz, wie voriges Jahr bei der EM, als er nach den drei Fehlschüssen gegen Italien meckerte: „Die Deutschen schießen neuerdings jämmerlich.“ Geistesgegenwärtig hat er seine Lehre dann auf der Stelle erweitert: Am Ende gewinnen die Deutschen, selbst wenn sie schlecht schießen.

Lineker schoss meistens gut, beim FC Barcelona und für Tottenham. Er war WM-Torschützenkönig 1986, traf bei zwei WM-Turnieren zehn Mal, und noch heute trifft er mit seinen Tweets auf Twitter dermaßen, dass ihm mehr als sechs Millionen treue Followers folgen. Dieser Sohn eines Gemüsehändlers ist kein Gewöhnlicher, gelegentlich eröffnet er ein Spiel sogar mit den Worten: „Heute ist Shakespeare`s Geburtstag - ein Tag, um als

“*And in the end,
the Germans won*

der beliebteste Gary im Fußball, noch vor Gary and the Pacemakers, die mit ihrem „You`ll never walk alone“ den Dortmundern über den Stadionlautsprecher immer eine Gänsehaut singen. Lineker ist aber

Engländer stolz zu sein.“ Er selbst kann sowieso stolz sein, in seiner kompletten 16-jährigen Karriere hat er weder eine gelbe noch eine rote Karte kassiert, dafür aber den FIFA-Fairplaypreis, für seinen unbeugsamen Mut zum Anstand.

Für den Mut, gegen Deutschland zu wetten, fehlt ihm allerdings die innere Überzeugung. Lieber twittert er inzwischen auf Deutsch, wie letzten Juni, als die DFB-U-21 im EM-Halbfinale gegen England ausglich („Scheiße! 2:2!“), und erst recht eine gute Stunde später nach dem Elfmeterschießen („Wie immer... Glückwünsche“). Als kurz danach auch noch Jogi Löws Reservenationalmannschaft den Confed-Cup gewann, teilte Lineker weltweit mit: „Es wird langsam langweilig.“

Für einen Moment ging da hierzulande die grässliche Angst um, dass unser Lieblingsengländer die Lust verlieren könnte an unseren Dauersiegen. Doch schnell kam dann dieser erlösende nächste Tweet. Die Deutschen, tröstete Gary Lineker seine Landsleute, gewinnen zwar im Fußball, aber: „They`re shit at Cricket.“

Im Cricket sind wir Krücken.



5. August 2020

Rosi Mittermaier wurde als Kind noch mit Geißmilch aufgezogen. Am Schluss wurde dann Gold daraus. Nur eines bleibt im Dunkeln: War da mal was mit dem Franz?

„Du stehst doch eher auf Blonde“

Zu den runden Geburtstagen gehört vor allem der Siebzigste, aber er hat auch seine Tücken. Als es bei Tina Turner, der großen Rocksängerin, soweit war, hat sie die tiefen Abgründe, die sich plötzlich vor ihr aufboten, so geschildert: „Ich bin nun in ein Alter gekommen, in dem ich erst mein Gebiss und mein Hörgerät nötig habe, um zu fragen, wo meine Brille ist.“

Andere haben mehr Glück.

Rosi Mittermaier vor allem. Sie wird heute Siebzig, aber ihre Zähne sitzen und blitzen noch wie mit Vierzig, ihre Ohren sind Fünzig, und ihre einzigen Falten sind die Lachfalten, sie kommen bei voller Entfaltung noch daher wie mit Sechzig. Damals, anlässlich ihres letzten runden Jubiläums, hat ihr der „Blickpunkt Sport“ des Bayrischen Rundfunks eine Sondersendung gewidmet, auch Franz Beckenbauer war da - und als irgendwann die alten Anekdoten die Runde machten, wäre die Party um ein Haar brisant geworden.

„Ich weiß gar nicht“, musste sich der Kaiser jedenfalls wehren, „wo dieses Gerücht mit der Rosi und mir herkommt.“

Rosi weiß es offenbar auch nicht. Mit der Leichtigkeit ihres Charmes hat sie dem Franz jedenfalls zugezwinkert und („Du stehst doch eher auf Blonde“) das heikle Thema geschwind weggelacht, so wie sie immer lacht, seit die Welt sie als „Gold-Rosi“ kennt. Keine lacht schöner, und die beste Erklärung für dieses Glück ist die Gnade ihrer frühen Geburt.

Für die Zuspätgeborenen: Rosi Mittermaier hatte ihre verrückten fünf Tage bei den Winterspielen in Innsbruck anno `76. Gold in der Abfahrt, Gold im Slalom, Silber im Riesenslalom. Schunkelnd sangen jedesmal 25 000 deutsche Urlauber an den Pisten: „Rosi, Rosi nocheinmal, es war so wunderschön.“ Alle Herzen hat die Bayerin erobert, aber nicht nur wegen ihres Skifahrens, sondern wegen ihrer besonderen Art, die manchmal fast den Tatbestand der falschen Bescheidenheit erfüllte. „Den fehlenden Ehrgeiz“, hat sie eisern behauptet, „mache ich durch Spaß wett.“

Es war eine andere Zeit, aber anders war vor allem Rosi. Die Verbissenheit, mit der viele ihren Sport betreiben, lag ihr gänzlich fern, und vor allem hat sie sich nicht dem Boulevard ausgeliefert oder den Klatschspalten der bunten Blättchen, mit denen sich ältere Ladies beim Frisör das Warten auf ihre gusseiserne Dauerwelle verkürzen. Lothar Matthäus beispielsweise, der Held unter den Fußballern, teilte sein Leben stets offenherzig mit Hinz, Kunz und „Bild“. Einmal wurde er gefragt: Warum schweigen Sie nicht?

„Ja, gut“, stammelte darauf der Bemitleidenswerte, „es ist schade, dass alles der Öffentlichkeit preisgegeben wird, wenn man bekannt ist, aber das gehört halt zum Ruhm.“

Gehört es das? Jedenfalls wäre Matthäus, wenn er 40 000 Fanbriefe bekommen hätte wie Rosi damals nach Innsbruck, anschließend vermutlich an keinem Spiegel mehr vorbeigekommen, ohne sich selbst zu grüßen, während Rosi daheim auf der Winklmoos-Alm in Reit im Winkl fluchtartig in den ersten Stock umzog, um sich den Ruhm vom Leib zu halten. Wenn der Trubel zu groß wurde, hat sie glaubhaft versichert, „bin ich halt hinten durchs Fenster `naus und ab durch den Wald.“

Wie wird eine so?

„Mit Goafn-Milch“ sei die Rosi aufgezo-gen worden, haben ihre Schwestern einmal verraten, also mit der Milch von der Geiß – man wird dann nicht so leicht zur Zicke.

Diesen Ritterschlag hat Rosi Mittermaier später auch amtlich bescheinigt bekommen von der Deutschen Sporthilfe. Die vergibt jedes Jahr ihre Goldene Sportpyramide an die ganz Großen, und Rosi steht da seither auf Augenhöhe mit Max Schmeling und Fritz Walter, Uwe Seeler und Steffi Graf, Franz Beckenbauer und Hans Günter Winkler – der große Reiter hat sein Erfolgsgeheimnis in den wunderbaren Satz gefasst: „Eine Operation an der Bandscheibe hat mich gezwungen, mit beiden Beinen auf dem Boden zu bleiben.“

Zugegeben, dieses Unterfangen fiel früher wesentlich leichter und das Leben der Helden war einfacher. Sie sind nicht verglüht unter dem Brennglas der öffentlichen Rund-um-Überwachung, es gab noch keine Handykameras, nicht hinter jedem Busch lauerte eine tückische Versuchung oder ein sonstiger Fallstrick, und auch der „Playboy“ hat sich zu der Zeit noch nicht oft gemeldet. Sowas ist Rosi erspart geblieben – aber wahrscheinlich hätte sie sowieso nein gesagt.

Ihr Leben hatte stets eine klare Linie. Das war vielleicht das größte Kunststück in dieser neuen, sich rasant entwickelnden Ära der Medien, in der immer mehr Selbstdarsteller und Schaumschläger dermaßen wie die Fettaguen auf der Suppe schwammen, dass dem dichtenden Sportsfreund Norman Mailer („Die Nackten und die Toten“) einmal die Blähung entfuhr: „Die Stillen haben heutzutage nicht die geringste Chance, ausgenommen auf dem Friedhof.“



Rosi lebt noch. Und dass auch dieses Leben nach dem Sport und abseits der Halle des Ruhms seinen Sinn hat, bescheinigt ihr sogar der höchste Straßentunnel Europas in den Ötztaler Alpen, er heißt nämlich „Rosi-Mittermaier-Tunnel“. Darüber hinaus ist sie nationale Botschafterin für Sport, Toleranz und Fair Play, Schirmherrin der Kinderrheuma-Stiftung, und außerdem unterstützt sie die Initiative gegen Knochenschwund und reist für die Christoffel-Blindenmission durch die Welt.

Ach ja, fast hätten wir es vergessen: Während andere Berühmtheiten, die etwas auf sich halten, sich alle paar Jahre scheiden lassen, ist die Pistenheldin immer noch mit dem ersten Mann verheiratet. Der hat ihr den Nachnamen Neureuther geschenkt und sie ihrem Christian im Gegenzug zwei prächtige Kinder, die Tochter Ameli und den Sohn Felix, der dann wie der Vater und die Mutter zum besten Skifahrer Deutschlands wurde. Wie trefflich sie ihn erzogen haben, belegt eine schöne Geschichte aus seiner Kindheit. Eines Tages kam der kleine Felix aufgeregt nach Hause und fragte die Mutter: „Du, sag mal, seid’s ihr früher auch Ski g’fahren?“

Gold-Rosi hat auch da gelacht. Sie stammt halt aus jenen lustigen Skifahrerzeiten, als der Radioreporter Heinz Mägerlein seinem Mikrophon einmal den unschlagbaren Satz anvertraute: „Die Zuschauer standen an den Hängen und Pisten“ – wobei er Letzteres in heimtückischer Absicht mit einem kleinen „p“ und einem „ss“ aussprach. Damals hat Rosi Mittermaier das Lachen gelernt. Und es nie mehr verlernt.

Herzlichen Glückwunsch.



12. Mai 2010

Toni Schumacher war der beste Torwart der Welt. Bis er seine Memoiren schrieb - und der Maul- und Klauenseuche und dem Liebesentzug im Trainingslager offen den Krieg erklärte.

„Warum nicht käufliche Schöne einladen?“

Überlegen Sie es sich zweimal, bevor Sie jetzt weiterlesen. Denn das folgende Thema gilt als heikel, der Fußball fürchtet es wie der Teufel das Weihwasser. Wer dieses heiße Eisen anpackt, kann sich die Finger verbrennen.

Fragen Sie Toni Schumacher.

Der Kölner war, als ihm sein großes Malheur widerfuhr, so ziemlich der beste Torwart der Welt. Europameister war er geworden und zweimal Vizeweltmeister. Eigentlich hieß er ja Harald, aber alle bejubelten ihn als „Toni“, und seinen 76 Länderspielen schien die Verdoppelung sicher. Kurz:

Toni befand sich damals, 1987, auf dem Höhepunkt seiner Karriere. Bis er dieses Buch schrieb.

Schumacher verfasste seine Memoiren. Das war noch nicht weiter tragisch, das hatten vor ihm schon Jüngere getan. Aber Toni schrieb nicht einfach, er enthüllte, er deckte auf. Er packte aus über Doping im Fußball und über doofe Kicker, aber auch, und jetzt kommt`s: Über das zweite, heimliche, tiefergelegte Leben der Fußballer - das unter der Gürtellinie.

Die Nachricht, dass es diese Abgründe gibt, schlug ein wie der berüchtigte Blitz aus dem blauen Himmel. Über Nacht musste sich ganz Deutschland schlagartig mit dem schockierenden Gedanken abfinden, dass es bei langen WM- und EM-Turnieren nicht nur von Fußballern vertreten wurde, sondern von Männern, die gelegentlich ihre Bedürfnisse haben. Die WM 1986 in Mexiko lag gerade ein Jahr zurück, und schonungslos schlug Schumacher vor, bei künftigen Turnieren professionelle Marketenderinnen des horizontalen Gewerbes in die Trainingslager zu karren, für ein Klima der Entspannung.

„Warum nicht käufliche Schöne einladen, die unter medizinischer Kontrolle stehen?“, fragte Toni rhetorisch und führte die Idee vollends konsequent zu Ende: „Lieber organisierte Liebe als zusehen, wie die Jungs in die nächstgelegene Stadt flüchten und sich in irgendeinem üblen Puff Tripper, Maul- und Klauenseuche holen.“

Er hätte besser laut geschwiegen. Das Buch wurde an den Ladenkassen zwar zum Bestseller, aber der Nationaltorwart Schumacher vom Deutschen Fußball-Bund und vom 1. FC Köln spontan freigestellt. Als schweren Anfall von Lagerkoller hat man ihm das Buch offenbar ausgelegt, nicht zuletzt wegen dieser Passage mit der These, dass die Lust auf Luft und Liebe zum festen Bestandteil eines Trainingscamps gehört.

Hat Toni Schumacher gelogen?

Blättern wir, um der Kulturgeschichte des ausschweifenden Liebeslebens kasernierter deutscher Fußballstars auf den Grund zu gehen, kurz zurück. Da waren zunächst die entbehrungsreichen Nachkriegszeiten, als Bundestrainer Sepp Herberger noch das eiserne Gebot der Enthaltsamkeit vertrat und anno `54 seinen Helden von Bern bei drohendem Spermastau mit dickem Hals die herkömmlichen Hausmittel der Triebblinderer verordnete, hart trainieren, kalt duschen – und notfalls, so der Historiker Franz Begov, „das Üben am Kopfballpendel“. Noch bei der WM 1958 in Schweden hat der alte Herberger alle örtlichen Zimmermädchen, die ihm zu blond waren, rigoros auswechseln lassen, aber 1962 stieß er dann erstmals an seine Grenzen. Vier Spieler büchsten aus der Kasernierung in der chilenischen Militärakademie „Bernardo O` Higgins“ aus, und als sie aus einem fragwürdigen

Etablissement nächstens heimkehrten, stellte der strenge Sepp sie unter der Dusche zur Rede: „Na, Männer, Generalreinigung?“

Eine weitere WM tat sich Herberger sicherheitshalber nicht mehr an. Was bei der WM 1966 passierte, fiel bereits in die Amtszeit von Helmut Schön, darunter auch die Postkarten, die der Dortmunder Linksaußen Lothar Emmerich, kurz: „Emma mit der linken Klebe“ („Bild“), angeblich ein paar Jahre später bekam - von einem Engländer namens Wayne, der wie aus dem Nichts behauptete, als Folge eines Abstechers an einem spielfreien WM-Tag sein Sohn zu sein.

Der Lagerkoller hat seine Tücken. Er ähnelt, vermuten Wissenschaftler, der Polarkrankheit. Sie vergleichen die Einsamkeit der Fußballer in einem Mannschaftsquartier mit der Ausnahmesituation von Polarforschern, die wochenlang aufeinanderhocken, bis sie kribbelig werden, mit den Fäusten aufs Packeis trommeln, sich keine Nacht länger dem Zwang zur Enthaltsamkeit unterwerfen und ausbrechen. Während des Jahreswechsels 80/81 war Bundestrainer Jupp Derwall mit den DFB-Kickern auf Länderspielreise in Montevideo, und wenn sich ein harter Kern seiner Europameister spät abends immer wieder tatenfroh ins uruguayische Nachtleben stürzte, vorbei an uns Journalisten in der Hotellobby, kam es vor, dass der „kicker“-Chefredakteur Karlheinz Heimann sagte: „Hör mal, Jupp...“

„Da schau ich doch einfach weg“, sagte Jupp und drehte sich samt seinem Glas Bier der Wand zu. Seine Jungs verloren dann trotz der Gegenwehr des Torwarts Schumacher, der übrigens nicht zur Truppe der nächtlichen Ausgänger gehörte, das nächste Spiel saft- und kraftlos.

“Da schau ich doch einfach weg

Die Wissenschaft hat errechnet, dass bei einem durchschnittlichen Koitus circa 800 Kalorien verbraucht werden, wobei bereits der emotionale Begleitstress den Substanzverlust fördert: die Umarmung bei der Begrüßung, das Lampenfieber, die Dankesworte zum Abschied. Kurz: Ungezügelter Sex vor dem Spiel schmälert die spielerische Potenz. Schwedens Exnationalstürmer Freddy Ljungberg, als Arsenal-Star einst das bekannteste Unterhosen-Modell der Welt, hat einmal glaubhaft gejammert: „Wenn ich in der Nacht vor einem Spiel Sex habe, verliere ich das Gefühl in den Füßen.“

Die Trainer suchen seither den Kompromiss. Aufbauend auf dem reichen Erfahrungsschatz von Otto Rehhagel („Die eigene Frau ist das beste Trainingslager“) schicken sie ihre Kicker an spielfreien Tagen, den sogenannten „Stichtagen“, gerne auf einen Sprung zu ihren Frauen und Freundinnen, die in nahen Hotels auf Abruf warten, stehen, sitzen oder schon liegen.



Aber diesen Spielerfrauen und Freundinnen erwächst zusehends harte Konkurrenz durch die sogenannten „Groupies“. Erstmals urkundlich erwähnt wurde diese Spezialgattung des weiblichen Fans nicht im Fußball, sondern in den Gruppensexzeiten der Rockmusik, wo solche Groupies binnen einer Nacht derart von der Matratze des Schlagzeugers über die des Gitarristen bis hin zum Frontsänger wanderten und wieder zurück, dass Frank Zappa sich in „Joe`s Garage“ (1979) in den Ausdruck „crew slut“ verstieg, was mit Wanderpokal vornehm übersetzt ist.

Die Verlockungen lauern jedenfalls hinter jedem Busch, und sie können riskant werden. Bei Franck Ribery ist irgendwann die Polizei aufgekreuzt, und sogar vor Gericht ist der Bayerndribbler unlängst gelandet, aufgrund seiner gelegentlichen Anwesenheit im Etablissement „Cafe Zaman“ an den Champs Elysees in Paris – wenn wahr ist, was böse Zungen schamlos munkeln, war die Muskelverhärtung, die den Franzosen einmal im Training beim FC Bayern zum Aussetzen zwang, nur eine lendenlahme Lappalie im Vergleich zu der Verhärtung, die er sich bei jener Marokkanerin zuzog, die ihm beim Kaffee im „Zaman“ zwar ihr minderjähriges Alter verschwieg, ihn dafür aber frühreif in Manndeckung nahm.

Nichts mehr bleibt heutzutage unter der Bettdecke. Jede Gefühlsregung wird für die Nachwelt festgehalten in diesen neuen, gläsernen Heldenzeiten, und überall lockt die Versuchung in Gestalt attraktiver Verehrerinnen, oft sogar in Form von „Nacktfotos, mit Telefonnummer“, wie Andre Agassi beim Rückblick auf seine Tenniskarriere berichtet hat. Ein höfliches Ja ist dann schneller gesagt als ein rüdes Nein. Das Dumme: Heutzutage kommt alles heraus, dafür sorgen das Internet und das Handy. Früher musste man noch ein Buch schreiben..

Wie damals Toni Schumacher.

Anlässlich seines Rückzugs in den Fußballerruhestand, Mitte der 1990er Jahre, habe ich ihn getroffen. Der scheidende Torwartpanther saß an seinem neuen Schreibtisch in einer Sportagentur in Euskirchen und blickte nachdenklich auf das Plakat an der Tür, das sein Abschiedsspiel ankündigte. Dick stand darauf: „Tschüs, Tünn.“ 76 Länderspiele. 483 Bundesli-

gaspiele. Deutscher Meister. Pokalsieger. Vizeweltmeister. Europameister. Alles hatte er gegeben, vom Kopf bis zur Seele.

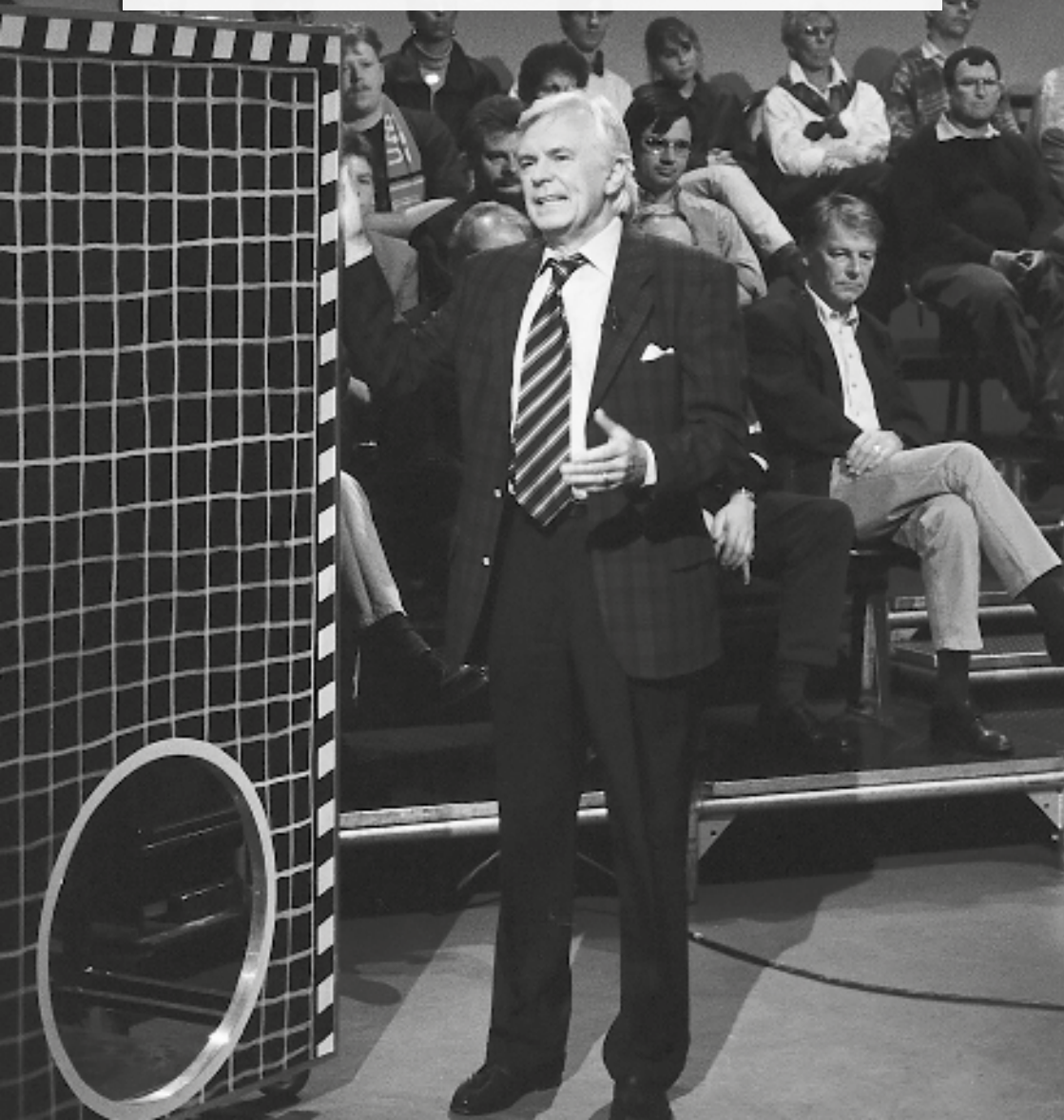
„Aber am Ende musst du froh sein“, sagte Toni Schumacher und kratzte sich den Dreitagebart, „wenn du drei oder vier Freunde hast.“ Die anderen hat ihn dieses Buch gekostet, das bei der Themenauswahl ein bisschen zu waghalsig war. Es hieß übrigens „Anpfiff“.

Für Toni war es der Abpfiff.

24. August 2013

Das ZDF-Sportstudio feiert heute seinen fünfzigsten Geburtstag. Der Star des Abends ist wie immer die Torwand - ihre zwei Löcher waren oft genug spannender als viele Interviewfragen. Vor allem ein Schweizer sorgte für helle Aufregung.

„Stopp, stopp, Herr Allemann, Sie müssen oben schießen!“



Das ZDF-Sportstudio feiert heute Abend seinen fünfzigsten Geburtstag, aber trotz der mittlerweile circa zweieinhalbtausend Interviews hat sich eines nie geändert: Der wahre Höhepunkt ist aus Sperrholz und hat zwei Löcher, und wenn der Moderator „Drei unten, drei oben!“ ruft, halten Millionen von Menschen die Luft an.

Der Star ist die Torwand.

Wie viele Moderatoren sind, wenn ihnen beim Interview nichts mehr einfällt, mit ihren Studiogästen hilfeschend, haareraufend und händeringend an die Torwand geflüchtet? Wir wollen es besser nicht nachrechnen, aber vielleicht verrät uns Michael Steinbrecher heute Abend, wie oft ihn dieses Stück Holz gerettet hat - einmal stand er mitten in einer schwermütigen Debatte übers Doping plötzlich auf und sagte: „Wir haben Wege aufgezeigt, doch nun führt uns unser Weg an die Torwand - das ist ein Weg, auf dem man keine leistungsfördernden Mittel braucht.“

Alle im Studio waren heilfroh, aber vor allem die Moderatoren waren über all die Jahre oft erleichtert, dass sie dieses Brett vor dem Kopf und als letzten Fluchtpunkt immer in der Hinterhand hatten. Wolf-Dieter Poschmann fragte einmal den FIFA-Präsidenten Sepp Blatter mutig, was an den Gerüchten dran sei, er flankiere seinen Wahlkampf mit kleinen Geschenken. „Ach, alles Luft“, winkte Blatter ab. „Also nichts dran, danke“, gab sich Poschmann geschlagen, und vermutlich haben auch die beiden sich dann sofort aus dem Staub gemacht Richtung Torwand. Ob und wie oft Blatter getroffen hat?

Ich weiß es nicht mehr. Sicher ist nur, dass sich an der Torwand zahllose Tragödien abgespielt haben, ganze Heerscharen von Torjägern sind an ihr verzweifelt und hätten sich am liebsten kopfüber in das obere Loch gestürzt. Sechs Treffer sind jedenfalls noch keinem gelungen, nicht einmal Pele. Günter Netzer schaffte fünf und „schwebte beglückt von dannen“, wie der ZDF-Sportchef Hajo Friedrichs seinerzeit feststellte - in der ewigen Tabelle führt Netzer angeblich vor Franz Beckenbauer und dem Komiker Mike Krüger, der den Ball viermal ins Loch blödelte. Doch der wirklich Beste war ein Schweizer.

Toni Allemann stürmte in den frühen 1960ern beim 1. FC Nürnberg - und er hat später zu Protokoll gegeben, was genau geschah, hören wir in seine packende Schilderung kurz rein:

„Ja, das war eine Gaudi! Der erste Schuss: rein! Der zweite Schuss: rein! Großes Raunen im Publikum. Der dritte Schuss: rein! Jetzt standen schon einige Leute von ihren Sitzen auf. Den vierten Schuss wollte ich dann auch unten rechts setzen, da rief der Moderator: ‚Stopp, stopp, Herr Allemann,

Sie müssen oben schießen!' Also, der vierte Schuss: oben rein! Jetzt konnte ich fast nicht mehr vor Lachen. Im Spaß habe ich dann dem Moderator gesagt, er soll mir etwas Schwereres bringen, die Torwand ist zu leicht für mich. Die letzten beiden Bälle habe ich dann gar nicht mehr geschossen.“

Für Allemann war es der absolute Höhepunkt seiner Bundesligazeit. Nie war er als „Club“-Stürmer auch nur annähernd so erfolgreich wie an jenem unvergesslichen Samstag an der Torwand. Millionen vergnügten sich vor dem Bildschirm, wie man das später nur noch einmal erlebt hat, in der denkwürdigen Nacht von Madrid, als vor dem Anpfiff das Tor zusammenbrach. Real spielte damals gegen Borussia Dortmund, und 12,76 Millionen Zuschauer fieberten mit, als im RTL-Studio Günther Jauch („Das erste Tor ist schon gefallen“) und der als Kommentator im Bernabeustadion sitzende Marcel Reif abendfüllende 76 Minuten lang die „Heimwerkersendung wie repariere ich ein Fußballtor?“ (Reif) gestalteten. Als dann endlich der Anstoß ausgeführt wurde, gingen mindestens sechs Millionen ins Bett, das Beste war schließlich vorbei. Seither steht fest, dass der Fußball gar keinen Fußball mehr braucht, um die Menschen blendend zu unterhalten.

Im Sportstudio reicht jedenfalls die Torwand.

Unlängst war Franz Beckenbauer zu Gast, und Dieter Kürten, der Altmeister des gepflegten TV-Plauschs, durfte auch nochmal kommen und nahm ihn ins Verhör. Mit einem tiefen Griff in den Fundus seiner 78 Jahre fragte Kürten den Bayernkaiser ungefähr: „Sag mal, Franz, gab es in München eigentlich Ärger, als Du als junger Kerl erstmal zu 1860 gegangen bist?“ Beckenbauer kratzte sich den Kopf, legte die Stirn in Falten, zermarterte sich das Hirn, ließ die Vergangenheit vorwärts und rückwärts Revue passieren - und rückte schließlich mit der bitteren Wahrheit heraus: „Dieter, ich war nie bei 1860.“

Das sind die Momente, in denen sich die Zuschauer fragen: Warum schiebt denn keiner den Kürten in seinem Ohrensessel hinaus und die Torwand herein? Der Torwand passieren solche Schnitzer nicht, sie steht einfach nur da und hört zu, sie stellt keine Fragen, und zum Dank hat sie vom Franz immer die besten Antworten gekriegt: Einmal, an einem Bayernmeisterabend, hat er den Ball mit glasigen Augen und gefühlten drei Promille von einem Bierkrug heruntergeschlenzt - die Kugel ist losgehoppelt, wie besoffen, und mit einem Rülpsen ungestreift hineingehüpft in das Loch.

Das Studio stand kopf. Und zuhause ist keiner von uns zwischendurch zum Pinkeln gegangen, wie das bei vielen Interviews passiert. Verstehen wir uns jetzt nicht falsch: Es hat aufregende Zeiten gegeben, in denen es sich samstagsabends weißgott lohnte, vom „Wort zum Sonntag“ des ARD-

Pfarrers hinüberzuzappen ins ZDF-Sportstudio. Harry Valerien beispielsweise hat in seinen Dopingdebatten keine Gefangenen gemacht („Freunde, so net!“), Bernd Heller hat Christoph Daum auf Uli Hoeneß und Jupp

„**Knapp vorbei,
macht nichts.**

**Jetzt noch einen
links oben**

Heynckes gescheucht, dass es zu mehreren Beleidigungsklagen gereicht hätte, Carmen Thomas sagte mutig „Schalke 05“, und Rainer Gönzler hat den Boxprinzen Wilhelm von Homburg am Abend nach einer schweren Niederlage so gereizt, dass der ein Interview lang schwieg, stumm und beleidigt. Nach circa zehn Fragen ohne Antwort sagte

Gönzler: „Ich danke für das Gespräch. Es war reizend.“

Damals spielte die Torwand im Sportstudio lediglich die zweite Geige, zu aufregend waren die Interviews - als Beckenbauer einmal den ZDF-Reporter Michael Palme einen „Zauberer“ schimpfte, stolperte der im nächsten Moment aus der Redaktion ins Studio, ungekämmt, unrasiert, und knöpfte sich den Kaiser vor.

Auch Rudi Cerne war mutig. Er mir erzählt, wie ihm nach einer Sendung der Wind ins Gesicht blies. Cerne jagt ja inzwischen lieber in „Aktenzeichen XY“ nach Gesuchten, aber damals hat er noch das Sportstudio moderiert. Einmal hatte er, anlässlich der Münchner Stadion- und Schmiergeldaffäre, den damaligen 1860-Boss Karl-Heinz Wildmoser zu Gast und fragte ihn, wie es in der U-Haft war. „Schee war `s“, verriet der König der Löwen. Cerne hat ihn dann mit dem Wunsch verabschiedet, man werde sich „beim nächsten Mal hoffentlich nicht in `Aktenzeichen XY` wiedertreffen“ - worauf ihm Wildmoser für den Rest des Abends einen Blick schenkte, der normalerweise einen Ochsen tötet.

In jenen wilden Zeiten, als das forsche Bohren noch ein Stilmittel des Zwiegesprächs war, ist auch Dieter Kürten ein Interview geglückt, das Welten schlug - allerdings nicht dank seiner tollkühner Fragen, sondern wegen des rotzfrechen Schimpansen, der der Frau des Schwimm- und Hollywoodhelden Jonny („Tarzan“) Weissmüller die Perücke vom Kopf riss. An harte Interviews von Kürten erinnert man sich eher mühsam, dafür aber an diesen Affen - neidisch stand die Torwand an dem Abend vis à vis.

Aber alles in allem war das löchrige Brett unersetzlich. Für einen kollektiven Aufschrei des Entsetzens hat deshalb der aus der anspruchsvollen politischen Ecke kommende Hajo Friedrichs gesorgt, als er als ZDF-Sportchef die Torwand vorübergehend abschaffen wollte, vermutlich hielt er sie nicht für Journalismus. Diesen groben Irrtum hat er dann aber schnell korrigiert und

nach wütenden Menschaufmärschen, Lichterketten und Schweigemärschen seinen Finger davon gelassen und fortan als Moderator samstagabends wieder gesagt: „Knapp vorbei, macht nichts. Jetzt noch einen links oben.“

Hajo Friedrichs ist tot. Die Torwand lebt. Sie hat die größten Legenden und Institutionen des Fernsehens überlebt, Peter Frankenfeld und Hanschen Rosenthal, ja sogar Werner Höfer und seinen Internationalen Frühschoppen mit vier Journalisten aus sechs Ländern, denn die sechs Schüsse auf zwei Löcher waren auf Dauer einfach spannender.

Drei unten, drei oben - heute Abend ist es wieder soweit, das berühmte Brett feiert Jubiläum, und auf die Zuschauer im Studio wartet nach der Sendung eine tolle Überraschung: Sie dürfen links oben den Kopf durchstecken, fürs Erinnerungsfoto.



21. Januar 2021

Reiner Calmund ist ein Pfundskerl. Lange war er der „dicke Calli“. Aber plötzlich ist er nur noch eine halbe Portion, denn er hat sich den Magen verkleinern lassen. Schafft er es, auch seine Mahlzeiten zu halbieren?

„Leicht wie ein Flöckchen, viel Platz im Röckchen“

Vor nicht allzu langer Zeit war das verstörende Foto einer kolossalen Gestalt in der Zeitung, das man in jedem Gewinnspiel zu der Frage hätte nutzen können: Zeigt es a) einen japanischen Sumo-Ringer, b) ein Flusspferd am Nil oder c) Reiner Calmund nachts um drei am Kühlschrank?

Das geht jetzt nicht mehr.

Denn der dicke Calli ist Geschichte. Er hat abgespeckt, er ist höchstens noch der halbe Calli. Vorbei sind die Zeiten, als er mit seiner Anwesenheit noch die Statik der Stadiontribünen bedrohte und die Angst umging, dass er als TV-Experte auf dem Weg ins „Sky“-Studio in einer Drehtür am Flughafen steckenbleibt und ihn die Feuerwehr herausschweißen muss. Als er auf dem Höhepunkt seines Bauchumfangs amtlich vermessen wurde, verbog sich die Waage: 160 Kilo.

Leicht war Calli nie, dafür taten sich andere gelegentlich schwer mit ihm. Da war zum Beispiel dieses Länderspiel gegen Österreich, im Herbst 2013. Ich saß auf der Tribüne der Münchner Allianzarena, die deutsche Mannschaft gewann 3:0, und Miro Klose besorgte die Führung. Das 2:0 und 3:0 sollen dann in der zweiten Halbzeit Toni Kroos und Thomas Müller geschossen haben, musste ich mir später erzählen lassen, denn gesehen habe ich nichts - mein linker Nebensitzer war Calli, und mit seinem Bauch hat er mir das Blickfeld eingeengt und die Sicht auf das Tor der Wiener komplett genommen, als es einschlug.

Ein Pfundskerl ist Reiner Calmund, aber seit ihn der Fußball umtreibt, schlägt er sich mit der Herausforderung herum, die Mindestanforderungen einer Figur wenigstens noch halbwegs zu erfüllen. Beim Essen konnte er sich zeitweise die Serviette ins Doppelkinn klemmen und das Weinglas auf dem Bauch abstellen, und das am Leib waren beileibe nicht immer nur Samenstränge. Seine Hemden und Hosen hat er sich jahrelang angeblich aus Fallschirmen und Zweimannzelten aus alten Bundeswehrbeständen nähen lassen, und spontan erinnert er einen an Luciano Pavarotti. Der Tenor mit der großen Stimme und dem großen Hunger hatte in Modena immer sein Reitturnier, das „Pavarotti International“, und als Reporter habe ich einmal mit eigenen Augen gestaunt, als der Maestro vor dem Stadion vorfuhr, sich aus dem Auto schälte und mit einem außen an der Tribüne angebrachten Schwerlastenaufzug zur Ehrenloge hochhieven ließ.

Calmund hat mit dieser zügellosen Völlerei nun schrittweise aufgehört. Speck weg, befahl er sich. Erst hat er sich den Magen verkleinern lassen, danach auch die Mahlzeiten halbiert und sich im Rahmen einer ausgewogenen Wellnessdiät vermutlich geschworen, nur noch in gesunden Salaten zu stochern, sich mit einem Teelöffel Honig, zwei gehackten Pistazien und drei Blatt Salbei am Tag zu ernähren und den radikalen Wandspruch des Dichters Giorgio Pasetti zu beherzigen: Die gesündeste Turnübung ist das rechtzeitige Aufstehen vom Esstisch. Kurz: Friss die Hälfte.

Immer wieder wird es versucht, aber vor allem vergeblich. Das Abspecken ist kein Wappenstein, fragen Sie Ronaldo. Nein, nicht den Schönen, sondern den Dicken. Ronaldo, der alte Brasilianer, den böse Zungen zeitweise „Presswurst“ nannten, unterzog sich einer gnadenlosen Fitnesstortur und hungerte sich herunter, bis er fast so schmal wie ein Golfschläger war - aber bald war sein Nabel dann wieder begraben in einer Speckschwarte.

Oder nehmen wir Uli Hoeneß. Dieser erfolgshungrige Nimmersatt futterte sich durch das üppige Einverleiben von Griebenwürsten und Schlachtplatten vom ehemals windhundschnellen Lockenkopf zum eingefleischten Bayernboss hoch. Als das Fußballvolk dann besorgt die Frage „Wann platzt er?“ diskutierte, nahm Hoeneß etwas ab, aber kurz vor der Magersucht machte er kehrt, stieg wieder in seine weiten Hosen und suchte im Gürtel das nächste Loch.

Um ein Haar hätten wir Diego Maradona vergessen. „Maratonna“ spotteten viele, als er ungefähr 40 war, und zweimal soll er sich den Magen halbiert haben, mathematisch betrachtet hatte er also gar keinen mehr. Geholfen hat es nicht.

Das Abspecken erfordert einen eisernen Willen, der innere Schweinehund muss bezwungen werden. Also derselbe Sauhund, der einen zum Fressen verführt. Bei Calmund kam gelegentlich das Frustfuttern erschwerend hinzu. Als er Manager in Leverkusen war, trieben ihn einmal die Sorgen im Abstiegskampf schon morgens um halb sechs an den Kühlschrank. „Angst fressen Seele auf“, sagt ein Ali im gleichnamigen Film von Fassbinder - aber bei Calli waren es eher Frikadellen, die er auffraß.

„Früher war ich ein Strich in der Landschaft“

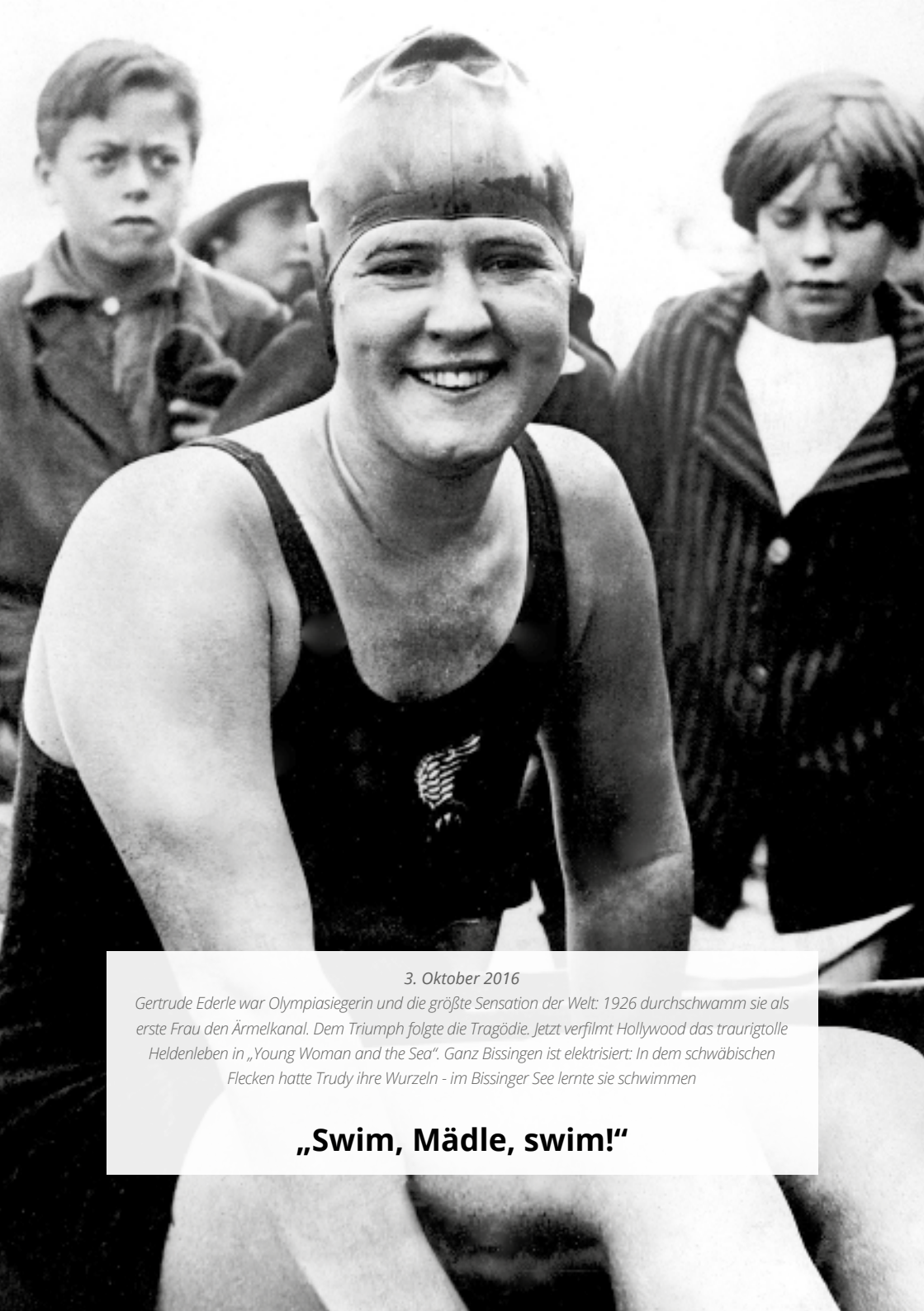
Im Stress benötigte er sogar einen Leibarzt. Der Internist Dr. Karl-Heinz D. saß seinerzeit im Stadion als sein Schutzengel immer schräg hinter ihm, und wenn Calmund nach unten in die Kabine stürzte, um die Truppe zusammenzustauchen, war auch dort vorgesorgt: Der Physiotherapeut Dieter Trzolek stand mit dem Notfallkoffer parat, von der Kochsalzinfusion über das gefäßerweiternde Nitrospray bis zur Zungenzange war alles drin - „falls“, wie „Bild“ besorgt vermeldete, „Calmund ohnmächtig wird und die Zunge verschluckt.“

So hat der dicke Calli über viele Jahre alles in sich hineingefressen, was ihm an Stress, Steaks und Pralinen begegnet ist, und sich irgendwann kaum noch getraut, in den Spiegel zu schauen, vorsichtshalber auch nicht in den Cholesterinspiegel. Ein paarmal hat er halbherzig den Brotkorb höher gehängt, aber ohne nennenswerten Erfolg, bis er sich als runder Siebzigjäh-

riger dann zu dem Entschluss durchrang: Das Aussichtslose muss nochmal versucht werden.

Das Ergebnis sieht jetzt verheißungsvoll aus. Auf seiner Festtagsgrußkarte, die zu Weihnachten und Neujahr in mein Email-Postfach geflattert ist, lacht Calli fröhlich mit Frau und Töchterchen, aber die Zwei stehen nicht neben ihm, sondern winken aus seiner Hose. Die ist neuerdings so weit, dass beide bequem hineinpassen, und mit viel Poesie hat Calli als Begleittext danebengedichtet: „Leicht wie ein Flöckchen, viel Platz im Röckchen.“

Seine Fans sind erleichtert. Sie hoffen jetzt nur, dass er das Fasten nicht übertreibt und womöglich am Ende mit kantigen Konturen und einem betörenden Waschbrettbauch daherkommt, so wie früher. „Früher“, hat Calli tatsächlich einmal ernsthaft behauptet, „war ich ein Strich in der Landschaft.“



3. Oktober 2016

Gertrude Ederle war Olympiasiegerin und die größte Sensation der Welt: 1926 durchschwamm sie als erste Frau den Ärmelkanal. Dem Triumph folgte die Tragödie. Jetzt verfilmt Hollywood das traurigste Heldenleben in „Young Woman and the Sea“. Ganz Bissingen ist elektrisiert: In dem schwäbischen Flecken hatte Trudy ihre Wurzeln - im Bissingen See lernte sie schwimmen

„Swim, Mädle, swim!“

Der Bissinger See sieht aus wie viele Badeteiche am Fuß der Schwäbischen Alb. Still liegt er mitten im Ort, schwappt vor sich hin - und lässt sich nicht anmerken, dass er einmal weltweit Wellen geschlagen hat.

„D` Gertrud isch fast ertrunken“, erzählen die Alten.

„Die ganz Alten“, korrigiert Marcel Musolf, der Bürgermeister. Und selbst die wissen es nur noch vom Hörensagen. Aber sie werden gebraucht, wenn gelegentlich neugierige Besucher kommen wie die zwei Großneffen aus New York, die eines Tages am Wirthaus „Lamm“ aufkreuzten und fragten: „Wo hat Tante Trudy schwimmen gelernt?“

„Im Sai“, bekamen sie zur Antwort.

Im See. Vier Meter tief ist der Weiher inmitten des kleinen Dorfes, und gottseidank ist die achtjährige Gertrud nicht ertrunken, sonst wäre der Sport-Brockhaus später nie mit der Personalie erschienen: „Ederle, Gertrude; amerikanische Schwimmerin; geb. am 23. Oktober 1906; Olympiasiegerin 1924 über 4x100 m Freistil und Olympia-Dritte über 100 m und 400 m Freistil; stellte 11 Weltrekorde auf; Ederle durchschwamm am 6. August 1926 als erste Frau den Ärmelkanal.“

„Onser Gertrud“, sagten die alten Bissinger über die einstmals berühmteste Frau der Welt, und überhaupt blieb das, was am Fuß der Burgruine Teck seine Wurzeln hatte, auch anderweitig gelegentlich nicht ohne Eintrag im Buch der Geschichte: Aus Maria von Teck, der württembergischen Herzogstochter, wurde Queen Mary, ohne sie gäbe es im Buckingham Palast keine Königin Elizabeth. Und ohne den Bissinger See hätte es nie die „Königin der Wellen“ gegeben, die gefeiert wurde wie Charles Lindbergh, der mit seiner „Spirit of St. Louis“ kurz danach nonstop den Atlantik überflog. Sein Stoff war einer für Hollywood, und jetzt zieht die Traumfabrik nach: Star-Produzent Jerry Bruckheimer will die vergessene Ederle-Heldentat auf die Leinwand bringen. „American Gigolo“ mit Richard Gere hat er gedreht, „Top Gun“ mit Tom Cruise, „Pearl Harbor“ mit Ben Affleck und „Pirates of the Caribbean“ mit Jonny Depp - und als Nächstes soll „Young Woman and the Sea“ in die Kinos kommen, dieses traumhaft-traurige Leben an der Schnittstelle zwischen Triumph und Tragödie.

Die junge Frau und das Meer - gespannt hat sich das Lokalblatt „Teckbote“ schon gefragt, „ob auch Bissingen darin eine Rolle spielt“.

Denn dieses Leben kann genauso gut auf Schwäbisch erzählt werden. Else Ederle, die Wirtin vom „Lamm“, hat es immer getan, die Anekdoten gab es für ihre Gäste gratis, als Nachtisch zu Rostbraten und Spätzle. In den 1980ern habe ich gut und gerne bei ihr gegessen, denn Bissingen ist mein Nachbarort, und in der alten Gaststube hingen die eingerahmten Erinnerungen aus

jenem August 1926, als ihre Tante als frischgekörrte Weltsensation von der Kanalküste nach Bissingen kam, „eine große Tafel Schokolade hat sie mir mitgebracht“. Letztes Jahr ist die alte Wirtin gestorben, mit 94, das „Lamm“ hat zugemacht - und ohne Hollywood wäre die Geschichte jetzt zu Ende.

Fängt Bruckheimer womöglich im „Lamm“ wieder an? Der Filmproduzent ist der Sohn deutscher Auswanderer, die vor den Nazis flohen - und Gertrude Ederle war die Tochter des Metzgers Heinrich Ederle, der als 16jähriger Geselle aus Bissingen vor der Armut geflohen war. Am 12. Mai 1892 verließ er als eines von vielen Kindern das elterliche Wirtshaus und nahm ein Schiff nach New York. Als Großschlachter war er dort schnell erfolgreich, und 1914 sah seine kleine Trudy dann erstmals Bissingen und lernte im See das Schwimmen.



Der Weltstar in Bissingen, 1926

Mit 12 schwamm sie durch den Hudson River, mit 13 ihren ersten Weltrekord, zehn weitere folgten. Vor den Olympischen Spielen in Paris 1924 posierte das Wunderkind, Kapotte auf dem Kopf, Sternenbanner in der Hand, für die Fotografen und verriet keck: „Ich hole drei Goldmedaillen.“ Doch sie verkrampfte unter den hohen Erwartungen, holte nur einmal Gold und nahm sich trotz das höchste aller damaligen Ziele vor: Den Kanal – nur fünf Männer hatten den bis dahin bezwungen.

Ein wilder Wettlauf begann. Denn auch Lillian Cannon, eine blauäugige Blondine aus Baltimore, wartete in Calais auf das ideale Wetter. Die „Baltimore Daily Post“ übernahm ihre Kosten, die Zwanzigjährige schrieb dafür Kolumnen und ließ sich neckisch im Badeanzug knipsen. Ederles Sponsoren waren ein Blatt aus Chicago und die „New York Daily News“, Amerikas erste Boulevardzeitung. „Es ist“, beschrieb der britische „Telegraph“ die Rivalität, „als ob die Welt auf einen Boxkampf wartet.“

Trudy Ederle ist schneller. Am 6. August 1926, morgens um 7.09 Uhr, springt sie im französischen Cap Gris Nez ins Meer. 56 Kilometer sind es bis Dover. die See ist rau. 1925 hat sie es schon einmal versucht, bis man sie unterwegs bewußtlos ins Boot zog. Der Kanal gilt für Frauen als so

unbezwingbar wie die Eigernordwand für Bergsteiger. „Ankommen oder sterben“, hat Trudy der Mutter geschrieben.

„Swim, girl, swim!“, feuert Henry Ederle seine Tochter vom Begleitboot aus an. Oder, wie andere behaupten: „Schwimm, Mädle, schwimm!“ Dick mit Schmalz und Olivenöl hat er sie eingeschmiert. Bill Burgess, der Trainer, brüllt seine Kommandos durchs Megaphon und versorgt sie mit Suppe aus der Thermosflasche, Hähnchenschlegeln und Obst. Die See wird stürmisch, der Wind peitscht die Wellen auf, aber abends wankt Trudy nahe Dover glücklich an Land. Sie hat 14 Stunden und 31 Minuten gebraucht – zwei Stunden weniger als der bis dahin schnellste Mann. In New York erfahren die Menschen von der Sensation durch die Leuchtschriften am Times Square.

Aber statt nach Hause fährt die Heldin erst einmal nach Bissingen, und die „Berliner Illustrierte Zeitung“ erscheint mit einem rührenden Foto auf der Titelseite: Margarete Ederle, die 77jährige „Lamm“-Wirtin, mit Kopftuch und im Festtagskleid – und Trudy, wie sie liebevoll ihren Bubikopf an die Stirn der Oma legt. Im „Lamm“ wird ein Festessen serviert, mit Schweinebraten und Most. Henry Ederle platzt vor Stolz: Erst der große Bahnhof in Stuttgart, der Triumphzug im offenen Wagen durch ein Spalier von Menschenmassen – und nun steht sein ganzer Heimatflecken kopf.

Trudy wird gefragt: War`s eine Tortur?

„Oh, no“ lacht sie und, auf Schwäbisch: „S`isch fei gwä.“ Fein war`s.

“Oh, no,
s`isch
sche gwä.“

Der „Teckbote“ meldet anderntags: „Im kleinen See, in dem Gertrud Ederle 1914 beinahe ums Leben gekommen wäre, zeigte sie gestern nachmittag ihren meisterhaften Stil. Wenn auch kein neuer Weltrekord geschlagen wurde, so konnte sie doch den Göppinger Freistilschwimmer Faust und den bekannten Sprecher des Süddeutschen Rundfunks, Georg Ott, im Wetschwimmen glatt überflügeln.“

Doch schon in Bissingen schieben sich erste Wolken über die Lichtgestalt. Sie gerät im Exklusivkampf der Medien zwischen die Fronten, und giftig spuckt der „Schwäbische Merkur“ am Ende böses Blut: „Die berühmteste Dame der Gegenwart ist wieder auf dem Meere. Die beiden Drachen von der Chicago Tribune, die die Schwimmprinzessin so gut bewacht haben, sind vorausgefliegen und werden drüben zu einem den Interessen ihrer Zeitung angemessenen Empfang rüsten.“

Trudy Superstar. In Manhattan wartet der Konfettiregen, Hunderttausende bejubeln den Teenager bei der Parade über den Broadway, New Yorks

Bürgermeister sonnt sich in ihrem Ruhm, US-Präsident Calvin Coolidge ernennt sie zu „America`s Best Girl“, und ein Schlager wird komponiert: „Trudy.“ Sie spielt mit Hollywood-Star Bebe Daniels in der Stummfilm-Komödie „Swim, girl, swim“, fährt einen roten Sportwagen und ist ganz oben. Höher geht es nicht. Nur tiefer.

Als der Dichter Curt Riess („Einsam vor Millionen Augen“) die Schwimmerin später trifft, spricht er von seinem „seltsamsten Interview“ – denn sie hört fast nichts mehr. Das kalte Salzwasser im Kanal, die harten Wellen, das angegriffene Trommelfell. Und er schildert, was geschah, nachdem sie erfuhr, dass sie taub sein würde: Wie in Trance fährt sie ins Theater, und mit einer Axt schlägt sie auf das gläserne Bassin ein, in dem sie normalerweise für 6000 Dollar pro Woche ihre Varietennummer vorführt. Das Wasser schießt in den Zuschauerraum. Sie wird verklagt, von ihrem Verlobten verlassen und ist nach einem Sturz auch noch zeitweise gelähmt. Amerika liebt seine Helden, nicht die Pechvögel.

Dann kommt das Dritte Reich, und Gertrude Ederle, die bis dahin im alten Deutschland des Vaters Bewunderte und Gefeierte, gerät ins Visier der Nazis. In einer US-Rüstungsfabrik arbeitet sie und passt nicht mehr ins deutsche Weltbild, nur noch ins Feindbild. Im Kanonendonner zieht die Berliner Goebbelspropaganda gegen Ederles „neuen Typ des Weiblichen“ zu Felde: „Sport, Ruhm, Rekord, sieghafte Körperlichkeit - es wird Jahrzehnte dauern, bis dieser Irrwahn aus der Phantasie junger Mädchen verschwunden ist.“ Stück für Stück wird ihr Bild zerstört: Die Ederle sei bettelarm, eine Hausiererin, lebensmüde.

In Bissingen wissen sie freilich immer, was davon zu halten ist. Märchen. Lügen. Hetze. Einmal fliegt Else, die „Lamm“-Wirtin, nach New York, wo die berühmte Tante eine Zeitlang noch als Schwimmlehrerin mit tauben Kindern arbeitet - zurückgezogen verbringt sie ihren Lebensabend, vergessen von der Welt, deren größte Heldin sie war. Mit 97 stirbt sie 2003 in einem Altenheim in New Jersey.

„Mit der Vergangenheit“, hat Cousine Else im „Lamm“ erzählt, „wollte sie nichts mehr zu tun haben.“

Hollywood will das jetzt in Ordnung bringen. Die Hauptrolle ist der aus „Downtown Abbey“ bekannten Lily James zugeordnet. „Man könnte sie einladen“, hat der Bissinger Bürgermeister im Lokalblatt vorsichtig angedeutet, „vielleicht kann sie dann wie Gertrud Ederle im Sommer 1926 in den See steigen.“



9. Juni 2015

Ein jüdischer Geschichtsprofessor zwingt uns zum Nachdenken: Ist uns Deutschen eigentlich klar, was wir Jürgen Klinsmann über seine Torschüsse und Trainergedanken hinaus zu verdanken haben?

„Verzeihen Sie, dass ich Sie für einen Idioten hielt“

Nirgends gilt der Prophet weniger als in seiner Heimat, soviel steht seit der Rückkehr von Jesus nach Nazareth fest. Aber wir sind hier im Sport - und der kann diesbezüglich durchaus vor der eigenen Haustür kehren.

Jürgen Klinsmann kehrt heim.

Als US-Nationaltrainer kommt er jetzt mit seinen Amerikanern zum Länderspiel nach Köln, aber es ist nicht direkt so, dass aus Millionen deutschen Augen die Tränen der Wiedersehensfreude kullern - was beispielsweise Dr.

Hartmut Stirner sehr wundert. „Wird“, fragte er als Leser der „Stuttgarter Zeitung“ dieser Tage, „die Bedeutung Klinsmanns in Deutschland eigentlich ausreichend erkannt?“

Stirner war kürzlich im Stuttgarter Schauspielhaus, das die Diskussionsreihe „Theater X Wirklichkeit“ organisiert. Auf der Bühne wurde das heikle Thema „Israel - Konflikt ohne Ende?“ debattiert - und bei der Frage, wie man so komplizierte Beziehungen am besten entflechtet, hob auf dem Podium plötzlich der Historiker Moshe Zimmermann den Finger und sagte: „Jürgen Klinsmann darf nicht unterschätzt werden.“

Der Saal stutzte und schmunzelte, und etliche klatschten auch, denn die Schwaben kennen ihren Klinsi. Er war nie zu unterschätzen, schon als VfB-Torjäger nicht. Und auch als Trainer hat er es gerade wieder gezeigt, letzten Samstag in Amsterdam. Gegen Holland stand es zwei Minuten vor Schluß 2:3, da klatschte Klinsmann wild in die Hände, seine US-Boys krempelten die Ärmel hoch, stürmten mit dem Kopf unter den Arm nach vorn - und siegten 4:3.

Aber natürlich war es nicht das, was Moshe Zimmermann sagen wollte: Er meinte nicht den Fußballer, sondern den Botschafter Klinsmann, der nicht unterschätzt werden darf - „denn er hat bewiesen, dass der Fußball manchmal mehr schafft als Diplomatie.“

Moshe Zimmermann ist der Sohn Hamburger Juden, die vor dem Holocaust flohen. Er wurde 1943 in Jerusalem geboren, lehrt dort jetzt als Professor für Zeitgeschichte an der Hebräischen Universität („Wenn wir Fußball spielen, trage ich immer mein HSV-Trikot“) - aber vor dem Hintergrund der mittlerweile 50jährigen deutsch-israelischen Beziehungen verrät er vor allem gerne, dass er Klinsmann-Fan ist.

„Klinsmann“, sagt Zimmermann, „hat durch sein Auftreten und den neuen, schönen Fußball, für den er verantwortlich ist, das Deutschlandbild im fußballverrückten Israel grundlegend verändert.“

Es ist kein Fehler, dass uns daran ein Ausländer gelegentlich erinnert, denn haben wir hierzulande nicht fast schon wieder vergessen, was Klinsmann vollbracht hat - haben wir nicht verdrängt, gegen wie viele Wände er sich einst die Stirn blutig rennen musste?

Unter dem Motto „Reformen ja, aber es darf sich nichts ändern“ wollte halb Deutschland den Erneuerer vor zehn Jahren fusilieren, mindestens aber mit der Lufthansa ausfliegen in seine kalifornische Hängematte. Gesteinigt wurde er als „zu amerikanisch“, weil er US-Fitnesstrainer importierte (die übrigens heute noch da sind), Psychologen einführte und an den verkrusteten DFB-Strukturen rüttelte („Der Laden wird auseinanderge-

nommen“) - jedenfalls gingen Heckenschützen, Blindgänger, Exnationalspieler und sonstige Experten derart auf ihn los, dass sich „Bild“-Kolumnist Franz Josef Wagner („Post von Wagner“) nach der WM 2006 bei Klinsmann im Namen des Volkes entschuldigte: „Verzeihen Sie, dass ich Sie für einen Idioten hielt.“

Das Ausland machte diesen Fehler weniger. Klinsmann kam dort stets prima an, weil sein Horizont nicht am Tellerrand endet. Schon 18jährig trampelte er mit dem Rucksack neugierig durchs Land der unbegrenzten Möglichkeiten, und er war in seiner Weltoffenheit so anders, dass die Chicago Tribune einmal extra ihren Starkolumnisten losschickte. „Ein Deutscher ohne Grenzen“, staunte der, „ein Mann mit globaler Sichtweise“. In England wurde Klinsmann Fußballer des Jahres, und der „Observer“ kreischte: „Der coolste Deutsche seit Marlene Dietrich“.

Die Diva Marlene hat einst Hollywood erobert und Klinsmann dann die Erfolgsgeschichten der deutschen Auswanderer würdig weitergeschrie-

“Der coolste Deutsche seit Marlene Dietrich

ben, ganz im Sinne von Levi Strauss, Henry Kissinger, Wernher von Braun oder Albert Einstein. Hinter dem Ulmer ist Klinsmann mittlerweile der zweitberühmteste Schwabe Amerikas, vermutlich mit Einsteins Erfolgsformel $E = mc^2$ hat er den US-Fußball umgekrempelt. Nach der letztjährigen WM war

er im „Time“-Sonderheft 2014 eines der „Gesichter des Jahres“ und wurde hymnisch gefeiert als Pionier, hören wir nochmal kurz rein: „Als die Bars der Nation sich füllten mit schreienden, feiernden, gesichtsbemalten Fans, war das der jähe Umkehrpunkt - diese Fußball-WM ließ unsere nationale Vergangenheit, das liebe, alte Baseball, urplötzlich aussehen wie das Spiel unserer Großväter, oder gar wie unsere Großväter selbst.“

Wir Deutschen waren Klinsmann anno 2006 höchstens halb so dankbar. „Für mich war Jogi Löw bei der WM der bessere Klinsmann“, verriet Günter Netzer schon kurz danach - viel hat da nicht mehr bis zur Behauptung gefehlt, Klinsmann sei beim Sommermärchen gar nicht dabei gewesen. Der Gepeinigte hat das alles geschluckt - und es mag ihm ein Trost sein, dass sich das Ausland umso besser an ihn erinnert.

Israel steht als bestes Beispiel für alle. Das Sommermärchen 2006 mit diesem neuen Fußball, sagt Moshe Zimmermann, hat den Blick auf Deutschland verändert. Vier Jahre später, bei der WM in Südafrika, landete das DFB-Team bei einer Sympathieumfrage unter israelischen Fans („Wen hast Du seit Beginn des Turniers unterstützt?“) hinter Argentinien und

Holland an dritter Stelle. Einer Revolution komme das gleich, sagt Zimmermann. Denn er kann sich lebhaft an Zeiten erinnern, in denen er noch zu Fußballrunden ins israelische TV-Studio eingeladen wurde, ein Kollege ihn mit „Heil Zimmermann!“ begrüßte und die Moderatorin, bei der es sich um die Frau des ehemaligen National- und Chelseatrainers Avram Grant handelte, ihn fragte: „Wieso hassen alle die deutsche Nationalmannschaft?“

Die Frage ist überholt. Und Klinsmann hat daran seinen Anteil, denn der Fußball war für ihn nie bloß ein 1:0, es war immer das gewisse Etwas mehr - schon als Kapitän der Nationalmannschaft legte er 1997 an der Holocaust-Gedenkstätte in Jerusalem einen Kranz nieder mit den Worten: „Wir haben die Verantwortung, auch der nächsten Generation zu erklären, was passiert ist.“ Damals in Yad Vashem, spürt der Politologe Andrei S. Markovits von der US-Universität in Michigan, legte Klinsmann die Wurzeln des Vertrauens, „er hat verstanden, worum es geht - und es ist kein Zufall, dass er auch als Begründer des deutschen Erfolgsfußballs gilt.“ Dieser Fußball fasziniert inzwischen die Welt: Das WM-Finale in Rio schaute sich Markovits mit vielen Freunden an der Uni in Ann Arbor an - „und wir waren alle für Deutschland.“

Beim Spiel in Köln wird die Sache jetzt komplizierter: Sollen sie für Klinsmann und sein US-Team sein - oder für den neuen deutschen Fußball, den er vor zehn Jahren erfunden hat?



29. September 2000

Hans Günter Winkler glaubt vor dem großen Springen in Sydney: „Der Kampf ums Gold wird im Kopf der Reiter entschieden.“ Früher war es umgekehrt, jedenfalls am 17. Juni 1956.: Ross ritt Reiter. Schwer verletzt wurde Winkler damals von seiner Wunderstute zum Olympiasieg getragen.

„Gemein: Halla zu Seife verarbeitet!“

Das größte Problem von uns Sportjournalisten ist der Leser. Er zahlt viel Geld für seine Zeitung und erwartet dafür, dass wir ihm schon gestern sagen, was morgen passiert. Was morgen beispielsweise im olympischen Sydney passiert, ist der krönende Abschluß mit dem Einzelspringen, und ich bin geschwind hinausgefahren ins Equestrian Centre im Horsley Park, um keinen Geringeren als Hans Günter Winkler zu bitten, Ross und Reiter zu nennen und schon vorab brühwarm zu verraten, wer gewinnt.

Ich finde den Grandseigneur des Parcours im VIP-Zelt. Als eine der Very Important Persons nippt er genüsslich an einem erfrischenden Getränk, dann schließt er die Augen und holt aus zu einer inneren Rückreise in die ruhmreiche Vergangenheit

„Ich habe diese packende Situation ja oft genug mitgemacht“, sagt er, „diese Tage der Wahrheit, diese aufregenden Ritte ums Gold. Es geht dir wie einem Schauspieler. Der mußt durchaus etwas nervös sein, bevor der Vorhang hochgeht und die Lampen angehen - du brauchst dieses Prickeln, auf der großen Bühne wie im Parcours.“

Und wem trauen Sie dieses Prickeln hier zu?

„Nageln Sie mich nicht fest“, fleht die Legende, „ich kann nicht aus Taschen lesen. Doch eines weiß ich: Der Kampf ums Gold wird im Kopf der Reiter entschieden.“

Das war nicht immer so.

Jedenfalls nicht in den wunderbaren Zeiten, als Winklers Wunderstute Halla noch lebte. Die Pferde haben ja grundsätzlich den größeren Kopf, aber Halla hatte auch noch einen klugen. Sie wurde zur ersten Volksheldin unter den Pferden, und bei den Großen des Sports ist dann auch die letzte Schlagzeile noch einmal aus den ganz großen Buchstaben. So war es auch an jenem traurigen Tag im Mai 1979, als „Bild“ balkendick meldete: „Gemein: Halla zu Seife verarbeitet!“

Es war ein Aufschrei der Wut und Empörung.

Allerdings muß zur Ehrenrettung der Darmstadter Tierkörperverwertungsanstalt „A. Fischer und Söhne“ rückwirkend gesagt werden, daß sie keine würdelosen Leichenschänder und ehrlosen Lumpen waren, sondern nur ihre Pflicht taten. Die Gesetze sind, was Tierkadaver betrifft, nun einmal streng, und so, wie vor Gott alle Menschen gleich sind, sind es vor A. Fischer und Söhne die Pferde. Jedenfalls war die Bestürzung ob des Todesfalls groß: Wäre Halla kein Pferd, sondern ein Mensch gewesen, die Nation hätte getrauert wie an dem Tag, als Bundestrainer Sepp Herberger starb.

Halla und Herberger waren Helden derselben Epoche: Zwei Jahre nach dem Wunder von Bern stiegen die Deutschen schon wieder auf ihre Stühle – und erfreuten sich diesmal am fröhlichen Wiehern einer Wunderstute.

Der 17. Juni 1956 ist der Schlusstag der Olympischen Reiterspiele in Stockholm. Das krönende Jagdspringen steht im Programm, kombiniert mit dem Preis der Nationen, und im Parcours befindet sich Hans Günter Winkler auf Halla. Als vorletztes Hindernis des ersten Umlaufs stellt sich den beiden eine Strohwand entgegen, 1,60 Meter hoch – und mitten im Steilsprung schreit Winkler plötzlich auf wie einer, der im Bauch einen Messerstich

spürt. Von einem Mittelding aus schwerer Zerrung und Sehnenriß in der Leiste ist später die Rede, jedenfalls verliert er den Bügel, und Halla reißt zwar das letzte Gatter nieder, trägt den Reiter aber ins Ziel.

„Ich war“, beschreibt der sein Leiden, „fast ohnmächtig vor Schmerzen.“

Hans Günter Winkler, kurz: „HGW“, ist 29 Jahre alt und im Begriff, auf Halla der erfolgreichste Springreiter der Welt zu werden. 1954 (in Madrid) und 1955 (in Aachen) sind die beiden Weltmeister geworden, 1957 holen sie den EM-Titel, am Ende werden sie zusammen 128 Siege errungen haben, darunter fünf Deutsche Meistertitel - und von seinen fünf Goldmedaillen bei sechs Olympischen Spielen gewinnt Winkler drei mit Halla.

„Ich habe“, sagt er, „nie eine größere Persönlichkeit auf vier Beinen gekannt.“

Seine eigenen zwei Beine kann er an jenem 17. Juni 1956 vergessen. Er ist krankenhaushausreif. Ausgeschlossen, daß er im zweiten Umlauf noch einmal springt. Doch dann sieht Winkler seine Teamkameraden, Thiedemann und die anderen, und weil auch deren Olympiagold in der Mannschaftswertung auf dem Spiel steht, beißt er auf die Zähne. Sie setzen ihn probenhalber aufs Pferd – als er die Beine spreizt, durchzuckt ihn ein höllischer Schmerz, er ist wie gelähmt.

„Es muß gehen“, sagt Winkler. Sie geben ihm Morphin, damit er die Qualen aushält. Aber kann ein Ross ohne Reiter gewinnen, ohne dessen Hilfe über die Hindernisse? Alle Hoffnungen gelten Halla, geboren 1945 – auch die Ausnahmegerichte Franz Beckenbauer und Gerd Müller entstammen diesem offenkundig besonderen Jahrgang.

„Halla“, sagt Winkler, „wußte sofort, daß mit ihrem Reiter etwas nicht stimmte. Sie war einmalig.“

So wie er. Nach dem Krieg dient Winkler als Reitlehrer bei den US-Streitkräften in Frankfurt, begleitet General Eisenhower, den späteren Präsidenten, zu seinen Ausritten durch den Taunus – und dann, 1951, sieht er diese



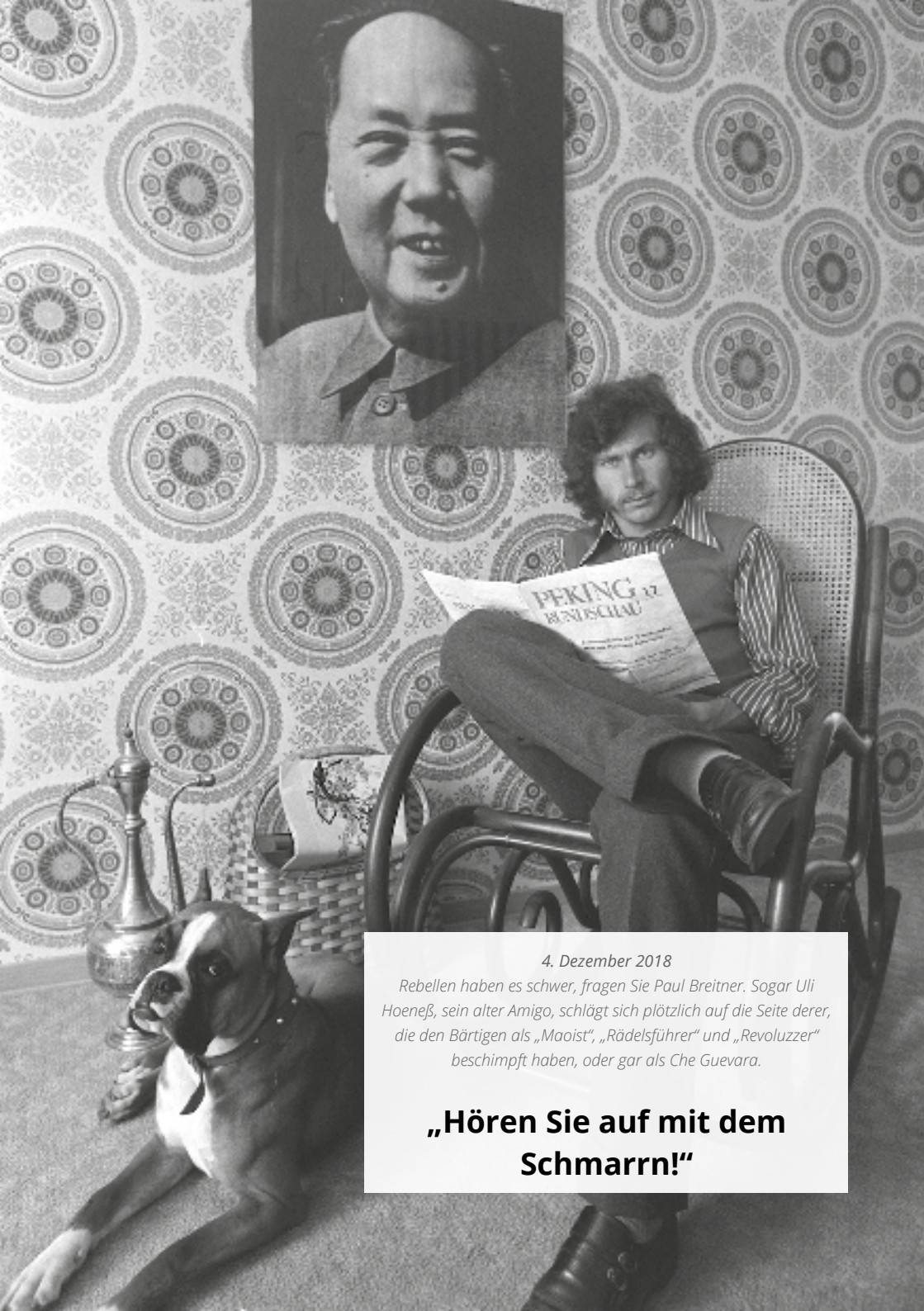
Stute und stellt sie sich in den Stall, obwohl sie als turnieruntauglich gilt. Sie stammt von einem auf sportlicher Ebene nicht im geringsten auffällig gewordenen Traberhengst namens „Oberst“ ab, und ihre Mutter ist die nicht minder unbekannte „Helena“, eine französische Beutestute, von der die Geschichtsforschung behauptet, die sei im Schlachtenlärm des Kriegs in wilder Panik in die deutschen Stellungen übergelaufen, um schließlich im Stall des Darmstadter Landwirts Gustav Vierling zu landen. Dort kommt es zu jenen zwischenpferdlichen Beziehungen, die dann zur Zeugung des Wundertiers führen.

Ihr größtes Wunder vollbringt Halla in Stockholm. Winkler leidet, mit verzerrtem Gesicht hängt er über dem Pferd. Er kann es nur an die Hindernisse heranführen – springen muß es von selbst. Der Verletzte ist kaum imstande, sich im Sattel zu halten, bei der dreifachen Kombination hört das ganze Stadion seine Schmerzensschreie. Doch die Stute erledigt die Sache allein, sie geht ohne Schenkeldruck, und das fehlerlos. Gold für Winkler und Halla, Gold für die deutsche Equipe – es ist der einzige Nullfehler-Ritt dieser Olympischen Reiterspiele.

„Meine Halla“, hat Winkler sein Paradepony später charakterisiert, „war eine Mischung aus Genie und irrer Ziege. Sie hatte eine Schraube locker – wie ich.“ Auch ein Pferd ist halt nur ein Mensch. Acht Fohlen hat sie alles in allem geworfen, doch weil der Pferdeapfel jedesmal weit vom Stamm fiel, war kein weiterer Olympiaheld darunter.

Die Nachricht von Hallas Tod kam sogar in der Tagesschau. Dass sie dann dieses auf den ersten Blick etwas unwürdige Ende in der Abdeckerei nahm und im Geschäftsbuch von A. Fischer und Söhne unter „Nr. 491, 7.30 Uhr, Pferd“ nicht mehr als Wunderstute, sondern als Nummer unter vielen abgehakt wurde, nimmt ihr nichts von ihrem bleibenden Ruhm. Noch heute halten in Warendorf Busse mit Touristen, die sich vor dem Halla-Denkmal des Deutschen Olympiakomitees für Reiter fotografieren, und die Dominikanische Republik hat eine Sonderbriefmarke herausgebracht, auf der Halla und HGW so strahlend abgedruckt sind wie auf den Autogrammkarten, die Winkler noch manchmal verteilt – wobei die Unterschrift von Halla allerdings fehlt.

Schreiben konnte die Wunderstute nicht auch noch.



4. Dezember 2018

Rebellen haben es schwer, fragen Sie Paul Breitner. Sogar Uli Hoeneß, sein alter Amigo, schlägt sich plötzlich auf die Seite derer, die den Bärtigen als „Maoist“, „Rädelsführer“ und „Revoluzzer“ beschimpft haben, oder gar als Che Guevara.

„Hören Sie auf mit dem Schmarrn!“

Dass man sich mit Paul Breitner in die Wolle geraten kann, war diesem Krauskopf schon immer irgendwie anzusehen - vor allem früher, als er noch mit seinem raumfüllenden Afrolook daherkam, in Tateinheit mit der bedrohlich wilden Mähne des bayrischen Löwen.

Bürgerschreck wäre vielleicht zuviel gesagt, aber viele haben die Straßenseite gewechselt, wenn Breitner nahte. Es konnte dann nämlich schnell haarig werden, wie beispielsweise bei der WM 1986 in Mexiko. Der deutsche Fußballertross hauste seinerzeit im idyllischen Hotel „Mansion Galindo“ in Queretaro, auch wir Reporter waren dort untergebracht, darunter der mittlerweile zum Journalisten umgeschulte Exweltmeister Breitner - und an einem spielfreien Tag kam der Schreiber hier auf die verhängnisvolle Idee, eine kritisch distanzierte Betrachtung über Breitners Umtriebe als „Bild“-Kolumnist zu verfassen.

Tags darauf hörte ich ein lautes Klopfen, und der Kollege Breitner fiel mir mit der Tür ins Hotelzimmer - aber vor allem mit einem garstigen Wort, das, wenn mir mein Langzeitgedächtnis keinen Streich spielt, mit „A“ anfang und mit „loch“ aufhörte.

„Jetzt müssen wir nur noch klären“, schlug ich ihm im Rahmen der spontanen Notwehr ungefähr vor, „wer von uns beiden das Größere ist.“

So oder ähnlich scheint sich nun dieser Tage auch die ergebnisoffene Diskussion zu entwickeln, die die deutsche Fußballseele erschüttert und vor allem die Fans des FC Bayern kaum noch schlafen lässt. Dass sich Paul Breitner und Uli Hoeneß jemals streiten oder gar entzweien würden, galt fünfzig Jahre lang als ausgeschlossen. Aber so, wie es plötzlich aussieht, werden die beiden nie mehr ein Doppelbett teilen wie früher, als sie noch die dicksten Kumpel und eineigsten Zwillinge im Fußball waren und zusammengehörten wie Garmisch und Partenkirchen.

Hollywood hat uns einmal grässlich vor Augen geführt, wohin die Zerwürfnisse einer zerrütteten Ehe führen können. „Rosenkrieg“ hieß der Film, in dem Michael Douglas von Kathleen Turner in die Weißglut getrieben wurde, bis er irgendwann fuchsteufelswild auf den Küchentisch stieg, sich den Hosenladen aufriss und über den Fisch pinkelte. Der FC Bayern dreht jetzt mit Breitner und Hoeneß eine Art Neuverfilmung, aber wenn es mit den alten Amigos so weitergeht, wird da demnächst nicht mehr nur halbherzig gepinkelt, sondern mannhaft gepisst.

Was ist passiert?

Die berühmte-berüchtigte „Krawall-Pressekonferenz“ der Bayern war der Auslöser, jeder erinnert sich: Der Vorstandsvorsitzende Kalle Rummenigge las da dem Fußballvolk aus dem Grundgesetz vor, und sein Neben-

sitzer, der Präsident Hoeneß, machte die Sache durch sein verbales Zutun nicht besser, sondern noch schlimmer. Jedenfalls meldete sich hinterher der geschockte Paule zu Wort und motzte öffentlich gegen seinen alten Freund Uli: „Es geht immer um die Familie, die FC-Bayern-Familie, und heute müssen die Kinder leider sagen: Für den Papa müssen wir uns jetzt mal gewaltig schämen.“

Und schon war es passiert. „Verbal geschlachtet“ habe der Paul den Uli, sagte der Kalle, und als Metzgerssohn wird man dann vermutlich automatisch zur beleidigten Leberwurst. Papa Hoeneß hat dem Nestbeschmutzer diesen Verrat am Ehrenkodex der Familie jedenfalls nicht durchgehen lassen und ihn von der Ehrentribüne verbannt, inklusive des Entzugs seiner lebenslänglichen Tribünenkarten als Ehrenspielführer. Vor ein paar Tagen bei der Jahreshauptversammlung ist die Sache nun vollends eskaliert, denn ein Bayernmitglied namens Bachmayr erklärte Breitner zum Märtyrer und Hoeneß zum Herrscher nach Gutesherrenart und polterte: „Der FC Bayern ist keine One-Man-Show!“

Alte Kinogänger fühlen sich jetzt wieder an den „Rosenkrieg“ erinnert, manche allerdings auch an die berühmte Szene, in der Al Pacino sich als Don Corleone in „Der Pate“ von seinem Bruder verraten wähnt und sagt: „Ich weiß, dass du es warst, Fredo, und es bricht mir das Herz!“ Auf einer Bootsfahrt in Lake Tahoe lässt er Fredo erschießen.

Jetzt hat es Breitner erwischt.

Er teilt das Schicksal vieler Rebellen, und er war einer, weißgott. Unter den Sammlern wertvoller Raritäten erfreuen sich vor allem Fotos aus den frühen 1970ern großer Beliebtheit, gerne ließ sich der Freigeist aus Freilassing da gelegentlich vor einer Wand fotografieren, an der das berühmte Revoluzzer-Poster von Che Guevara hing. Oder er las mit seinen feurigen Augen die „Peeking Rundschau“, und an der Wand hing dazu der große Vorsitzende Mao Tse Tung. Als „Mao-Paule“ wurde Breitner zur Kultfigur, sogar mit der „Mao-Bibel“ hat er sich aufmüßig ablichten lassen, und um seinen Standpunkt auch auf dem Platz glaubhaft zu untermauern, kam er als Verteidiger rebellisch über links. Warum er später bei Real Madrid landete, dem Klub des Generals Franco, lässt sich im Nachhinein nicht mehr schlüssig ermitteln.

Auf jeden Fall war Paul Breitner, wenn ihm etwas nicht passte, für andere kein pures Vergnügen. Nicht einmal Johan Cruyff hat er verschont, und das auch noch an dessen Ehrentag. Im November 1978 war das, der große Holländer suchte sich für sein Abschiedsspiel bei Ajax den FC Bayern als Gegner aus, 60 000 kamen ins Amsterdamer Stadion, und Breitner hat das Geschehen später so nacherzählt: „Als wir zum Aufwärmen auf den Platz

kamen, beschimpfte man uns von der Tribüne als ‚Nazi-Schweine‘. Auf dem Weg in die Kabine wurden wir durchs Publikum bespuckt.“ Als Bayern-Bandenchef ließ Breitner dieses Benehmen nicht ungestraft durch, sondern hielt an die Mitspieler eine flammende Rede. „Herrschaften“, befahl er, „wir werden heute Geschichte schreiben. Ich will, dass Ihr euch keine dreißig, keine sechzig, sondern neunzig Minuten die Beine aus dem Leib rennt!“

Die Bayern überrollten Ajax mit 8:0. Der letzte große Tag des niederländischen Volkshelden Cruyff war eine Demütigung - sogar in Manndeckung sei er von den Bayern nochmal genommen worden, behaupten holländische Blätter, wie anno `74 von Berti Vogts.

Die WM 1974. Auch da stockt vielen jetzt noch der Atem, wenn sie an Breitner denken. Damals ging es um die Prämien. Fünf Tage vor dem ersten Spiel eröffnete Kapitän Franz Beckenbauer dem DFB-Unterhändler Hans Deckert, dass die Mannschaft selbstverständlich Weltmeister werde, allerdings am ehesten bei einer Gegenleistung von 100 000 Mark pro Kopf. „Er schaute mich an wie einen Bankräuber“, hat sich der Kaiser später erinnert.

Nur langsam rückte der DFB in jener langen „Nacht von Malente“ von seinem Angebot - 30 000 Mark - schrittweise ab. Morgens gegen Drei beschimpfte Bundestrainer Helmut Schön seinen Verteidiger Breitner als „Rädelsführer“ und „Maoist“, ehe er sich in seinem Zimmer einschloss. Beckenbauer hat später enthüllt, wie bedroht das deutsche WM-Glück in jener dramatischen Stunde war. Torjäger Gerd Müller rannte durchs Quartier mit der Hiobsbotschaft: „Der Paul will abhauen. Er packt schon.“ Man hat sich im Morgengrauen dann aber doch noch irgendwie auf 70 000 Mark geeinigt, und fünf Tage später schoss der bärtige Aufwiegler im Eröffnungsspiel gegen Chile das Tor des Tages, aus 25 Metern, Dreiangel. Später, im Endspiel gegen Holland, gab es Elfmeter, und Breitner vollstreckte eiskalt. In der folgenden Nacht, beim Bankett, paffte er dann eine Zigarre und verkündete: „Ich spiele nie mehr für Deutschland.“ In seinem nächsten WM-Endspiel, anno `82, versenkte er aber doch nochmal einen Elfmeter und wurde immerhin nochmal Vizeweltmeister.



Breitner ist Breitner. Man liebt ihn als Grantler, oder man hasst ihn als Motzer - und auf diesem schmalen Grat hat ihn einmal der DFB-Präsident Egidius Braun um ein denkwürdiges Gespräch gebeten.

Kurz vor der Jahrhundertwende war das. Braun suchte einen würdigen Nachfolger für den zurückgetretenen Berti Vogts. Im Rahmen der Volksbelastung stocherte der DFB-Chef mit dem Stange im Nebel, und eine Woche lang fühlte sich jeden Tag ein anderer als neuer Bundestrainer, von Uli Stielike über Udo Lattek bis Klaus Augenthaler. Auf der verzweifelten Suche nach einem guten Rat rief Braun schließlich bei Breitner an, der im Fernsehen gerade lauthals verlangt hatte, „dass die alten Zöpfe endlich abgeschnitten werden“ - und bat ihn um sein Urteil zu mehreren Kandidaten.

„Nach dem vierten“, erzählte Breitner später, „habe ich gesagt: Hören Sie auf mit dem Schmarrn, bei den Namen wird mir ja schlecht. Nach einer Viertelstunde fragte mich Braun: Möchten Sie denn Teamchef werden? Meine Antwort war: Herr Braun, ich sage Ihnen, ich wäre der Beste.“ Breitner sagte zu und war damit Bundestrainer, allerdings nur für sechzehn Stunden, denn anderntags rief Braun wieder an und sagte: „Herr Breitner, ich muss das Ganze zurücknehmen. Wenn Sie sagen, Sie machen Tabula rasa, dann muss ich ja damit rechnen, dass Sie auch mich rasieren.“

Geht die Sache mit Hoeneß jetzt friedlicher aus?

„Es ist nichts ist mehr zu kitten“, droht der. Das spricht beängstigend für ein Aus der alten Amigos, auch wenn es vor allem der Kaiser nicht wahrhaben will. Fassungslos schüttelt Franz Beckenbauer den Kopf und drängt die alten Kameraden zum Zusammenraufen, „das sollte doch möglich sein zwischen zwei erwachsenen Menschen.“ Hoeneß ist ja immerhin 66, und Breitner sogar schon 67.

Aber haben die Zwei auf den Franz je gehört? In einer seiner Memoiren findet sich über seine Endphase als kickender Kaiser Schauerliches. Udo Lattek war in jenen späteren 70er Jahren Bayerntrainer, und Beckenbauer schreibt:

„Ich fühlte mich wie in einem Rudel von Wölfen“

„Hoeneß, Breitner und Lattek bildeten eine verschwörerische Allianz. Eine spöttische Bemerkung beim Essen, eine kleine Bösartigkeit beim Training, die Luft hatte plötzlich einen giftigen Geruch... Es entwickelte sich eine gewisse Feindseligkeit... Ich fühlte mich wie in einem Rudel von Wölfen.“

Breitner und Hoeneß waren zu der Zeit also die besten Freunde. Und noch letztes Jahr fungierte Breitner bei den Bayern als Markenbotschafter. Doch am Ende steht jetzt die Abrechnung, die Hoeneß zum Aussprechen so unpopulärer Zahlen wie

den folgenden zwingt: „Breitner hat in den letzten acht Jahren beim FC Bayern fast zwei Millionen Euro an Honorar für fünfzehn bis zwanzig Vorträge bei Sponsoren erhalten.“

Aber, und damit kommen wir endlich zur einzigen guten Nachricht: Paul Breitner ist nicht nachtragend. Ich kann es bezeugen. Als damals, in meinem Zimmer in Mexiko, ein A-Wort das andere ergab, hätte unser Dialog eigentlich schlagartig beendet sein können, aber in Wirklichkeit fing er erst an. Ich habe mich auf mein Bett gesetzt, Breitner auf einen Stuhl am Ende des Bettes, und es ergab sich ein langer und lohnender Gedankenaustausch über Gott, die Welt und das Leben als solches.

An Paul Breitner würde die Versöhnung mit Uli Hoeneß also nicht scheitern. Und notfalls muss Franz Beckenbauer halt nochmal seinen alten Erfolgshit singen: „Gute Freunde kann niemand trennen.“



14. März 2018

Montagsfußball? Alle verfluchen die Macht des Fernsehens. Dabei gab es schon einen weit schlimmeren Montag. 1976 in München. Mit Muhammad Ali. Der machte den Montag sogar zum Dienstag. Fragen Sie Waldi Hartmann. Oder mich.

„Herrgottssack, wann fangen die endlich an?“

In allen Fußballstadien hängen zur Zeit fuchsteufelswilde Spruchbänder, auf denen verlangt wird: „Fanfreundliche Anstoßzeiten statt TV-Diktat!“ Die sozialen und asozialen Netzwerke beben vor Wut und möchten die Strolche vom Fernsehen am liebsten an der Torlatte aufhängen oder zerstückeln, so wie die ihnen jeden Spieltag der Bundesliga zerstückeln.

Sogar montags wird jetzt gekickt. Montags will der Fan aber nicht zum Fußball, sondern frei haben wie die Frisösen, und deshalb flucht er: Wieso befehlen uns diese TV-Tyrannen, wann der Ball rollt?

Die Antwort ist brutal. Der für seine schonungslose Offenheit bekannte und viel zu früh verstorbene „Tagesthemen“- und „Sportstudio“-Moderator Hajo Friedrichs hat uns den einleuchtenden Satz hinterlassen: „Wer die Kapelle bezahlt, bestimmt die Musik.“

Der unaufhaltsame Machtanstieg des Fernsehens ist untrennbar verknüpft mit Muhammad Ali und lässt sich am Beispiel des Größten aller Zeiten eindrucksvoll beweisen. Der boxte im Februar 1976 gegen den Belgier Jean Pierre Coopman, den sie daheim den „Löwen von Flandern“ nannten, der aber in Wahrheit eine schreckliche Niete war. Nach der ersten Runde lehnte sich Ali sichtlich gelangweilt über das Seil und erklärte den vom US-Fernsehsender „CBS“ an den Ring entsandten Kommentatoren Tommy Brookshier und Pat Summerall: „Der kann nichts, Eure Werbespots könnt Ihr vergessen.“

Die beiden TV-Männer schauten Ali todtraurig und flehentlich an - worauf der ein Einsehen hatte und den Belgier doch ein paar Runden stehen ließ.

Ein paar Wochen später boxte der Größte dann in München, anlässlich seiner legendären „Bum of the Month“-Tournee. Bum heißt Flasche und Month heißt Monat, auf Deutsch gesagt reiste Ali also ein bisschen um die Welt, um sich vom Stress seiner zurückliegenden Jahrhundertkämpfe zu entspannen, er genoss das Leben, verband das Angenehme mit dem Nützlichen und fällte für leicht verdientes Geld jeden Monat eine andere Flasche.

Sein Gegner in München war ein Engländer namens Richard Dunn, und auch Waldi Hartmann war da. Der war noch nicht TV-Moderator, sondern unschuldige 28, führte einen Pub, schrieb ein bisschen für die Augsburger Allgemeine, machte für die Veranstalter in den Tagen vor dem Kampf ein bisschen PR mit dem Superstar und hat sich beim Rückblick später erinnert: „Ich dachte, Ali haut ihn in der ersten Runde um. Aber dann erfuhr ich, dass NBC Werbung für fünf Runden gebucht hatte, und so kam es dann auch.“ Nach CBS also auch NBC - erst als der letzte Spot ausgestrahlt war, schlug Ali den Briten k.o.

Es war der 24. Mai 1976, und der Abend ist in den Geschichtsbüchern verewigt als „Lange Nacht von München“. Hans Blickensdörfer, kurz: „Bli“, der große schwäbische Kolumnist und Romanschriftsteller („Die Baskenmütze“), saß neben mir auf der Tribüne der Olympiahalle und bruddelte kurz vor Mitternacht: „Herrgottsack, wann fangen die endlich an?“ Wir mussten uns gedulden, bis drüben in Amerika die beste Sendezeit anbrach. Irgendwann war es auf der Tribüne dann kurz vor vier Uhr morgens, der nächste Tag hatte längst begonnen, und ich rüttelte am Ellbogen neben mir und sagte: „Aufwachen, Bli, es geht los.“

Auch jener 24. Mai 1976 war ein Montag. Aber kein Fan hat dagegen gemeutert. Nur sonntags hatte sich in den späten 60ern noch kurz der kirchliche Widerstand geregt, als das Fernsehen in Amerika gotteslästerlich in den Herrschaftsbereich des Gottesdiensts eindrang, weil es mit Rücksicht auf die Einschaltquoten nicht anders ging. Die unterschiedlichen US-Zeit-zonen waren beim besten Willen nicht auf einen einheitlichen Nenner zu bringen, also blieb als einziger Ausweg der, über den der „Spiegel“ dann so berichtete: „Basketball-Profis müssen in Los Angeles gegen die Proteste der Kirchen um elf Uhr spielen, damit die TV-Fans in New York sie nach dem Lunch um 14 Uhr sehen können.“ Etwa zur selben Zeit lief im Baseball das Geschäft mit den Boston Braves nicht mehr so richtig, worauf das US-Fernsehen den Klub über Nacht kurzerhand nach Atlanta verpflanzte - dort fehlte ein Klub.

Wenn das Fernsehen will, wird beim Tischtennis der Ball vergrößert oder ein Skispringen selbst bei einem Wirbelsturm durchgezogen mit der Begründung, dass schon „Vom Winde verweht“ großes Kino war. Um Michael Phelps zur besten US-Zeit auf Sendung zu haben, wurden die olympischen Finals in Peking im frühen Morgen geschwommen und die in Rio zwischen 22 Uhr und Mitternacht.

Das Fernsehen scheut für den Profit keine Tageszeit. Bei der Fußball-WM 1994 sagten die TV-Strategen zur FIFA und den US-Veranstaltern: Was haltet Ihr davon, wenn wir um 12 Uhr mittags spielen, wir hätten dann in Europa herrliche Einschaltquoten. Perfekt, jubelten alle und dachten an Gary Cooper: Hatte der nicht schon als Sheriff in „12 Uhr mittags“ bewiesen, dass es für ein Shootout keine bessere Zeit gibt als 12 Uhr mittags? Die WM konnte also beginnen, auch wenn ein Nörgler von der „New York Times“ noch kurz den Kopf schüttelte: „Nicht nur verrückte Hunde und Engländer wagen sich in die 12-Uhr-Sonne hinaus, sondern auch Fußballer und ihre Fans.“

In Orlando wurde damals gespielt, mitten in Florida, mitten im Sommer, mittags um Zwölf, und ich mache jetzt keinen Witz: Der Tennisschläger, den ich einmal im Auto hatte, war nach der Rückkehr vom Spiel in Orlando nicht mehr oval, sondern zu seltsamen Kurven zerschmolzen, kurz: zum Wegwerfen. Einmal schlich Luc Nilis, der Star der Belgier, mitten im Spiel vom Platz, ausgedörrt und um Jahrzehnte gealtert, und wir Journalisten auf der Tribüne bekämpften bei 40 Grad und 95 Prozent Luftfeuchtigkeit Hitzschlag und Schwitzschlag. Aber die Einschaltquoten stimmten.

Ungefähr zu der Zeit ist der letzte Widerstand gegen die TV-Allmacht vollends zusammengebrochen. Der DFB hat sich noch eine Zeitlang halb-

herzig aufgebäumt und gesagt: Spiele mitten in der Woche dürfen nicht später als acht Uhr abends beginnen, denn die Kinder müssen am nächsten Morgen in die Schule. Das Fernsehen hat dann aber allen ganz schnell vollends beigebracht, dass ein Kind auch mal schwänzen darf. Seither wird, bei Verlängerung und Elfmeterschießen, manchmal bis kurz vor der Morgenröte gespielt.

Und jetzt sogar montags.

Wer die Kapelle bezahlt, bestimmt die Musik. Aber eines, ich bestehe darauf, muss mir das Fernsehen schwören - nie darf es dazu kommen, dass 60 000 Fußballfans montagabends in München auf der Tribüne sitzen, und dienstagsmorgens um Vier brüllt der Stationsprecher endlich in sein Megafon: „Gleich geht`s los!“





9. Mai 2016

Ralf Rangnick ist der Visionär unter den deutschen Fußballtrainern. Er hat die Taktik erfunden, mindestens aber revolutioniert. Und sein Adlerauge für Talente bekam sogar ein Wunderkind mit Zahnsperre zu spüren.

„Überfallen Sie notfalls eine Bank, aber kaufen Sie ihn!“

Am 29. Juni 1958 sind keine Gewöhnlichen auf die Welt gekommen: Im Rasunda-Stadion in Stockholm wurde im WM-Endspiel ein 17-jähriger namens Pele beim 5:2 der Brasilianer gegen Schweden als König des Fußballs geboren - und zeitgleich in einem Backnanger Krankenhaus ein Säugling namens Ralf Rangnick.

Beide gelten heute als große Erfinder: Pele erfand ständig neue Tricks - und Rangnick für den deutschen Fußball die Taktik.

„Bereits mit Sechs“, erinnert sich der schwäbische Tüftler an seine Kindheit, „hat mich mein Vater bei Viktoria Backnang in der D-Jugend angemeldet, und ich habe schon da die Zehnjährigen in Mannschaften eingeteilt und ihnen Kommandos erteilt.“

Ralf Rangnick hat seine angeborene Begabung dann vollends derart zum Tragen gebracht, dass er heute, die Geschichtsforscher sind sich diesbezüglich einig, als Revolutionär des deutschen Taktik- und Trainerwesens gilt. Schon als junger Visionär trainierte er um die Jahrhundertwende den Drittligisten SSV Ulm 1846 bundesligareif, ein Team ohne Geld und Stars - als „Professor Dr. Rangnick“ (so der verblüffte „Bild“-Bundesligatester Max Merkel) erfand er seinerzeit die ballorientierte Raumdeckung mit Viererkette und Pressing.

Rangnick hatte Glück, dass er dafür nicht eingesperrt wurde. Deutsche Fußballtrainer hielten sich nämlich bis dahin strikt an die alten Erkenntnisse des Hundertjährigen Kalenders und beschränkten sich auf unsere traditionellen Tugenden wie Manndeckung und Nahkampf und im Übrigen auf die Strategie von Franz Beckenbauer: „Geht's raus und spielt's.“ Als TV-Experte schob Günter Netzer gelegentlich noch die Philosophie hinterher: „Keine noch so kluge Taktik ist so gut wie ein dummes Tor.“

Deshalb verstanden zunächst viele nur Bahnhof, als der Emporkömmling Rangnick eines Samstagabends im ZDF-Sportstudio an eine Schultafel schritt und mit Kreide sein innovatives System draufmalte. Fasziniert und tief beeindruckt soll die Frau von Bundestrainer Ribbeck daheim vor dem Fernseher gerufen haben: „Sag mal, Erich, warum lässt Du nicht so spielen?“ Was Ribbeck ihr antwortete, ist weitgehend ungeklärt, historisch halbwegs gesichert ist nur seine öffentliche Erwiderung zu Rangnicks Lehre: „Das sind Binsenwahrheiten“, sagte er, „oder waren die Trainer in der Bundesliga bisher Volltrottel?“

Nicht alle.

Die in Italien oder in der Schweiz waren jedenfalls taktisch weiter, vor allem die Holländer. Einer der dortigen Fortschrittlichen hieß Louis van Gaal, und lange bevor der dann später den FC Bayern missionierte, lästerte er schon ungestraft, man müsse uns Deutschen nur im Spielaufbau die Räume eng machen, weil dann automatisch unsere Manndecker das bekommen, was sie am wenigsten mögen: den Ball. Leo



Beenhakker, eine andere holländische Koryphäe, soll vor einem Länderspiel sogar einmal einem Reporter auf die Frage nach den taktischen Finessen des deutschen Fußballs geantwortet haben: „Haben Sie zwei Minuten Zeit?“ Notfalls wäre es auch schneller gegangen.

Der modernste Trainer war zu der Zeit Waleri Lobanowski. Mit Dynamo Kiew eroberte er gerade Europa, und ein Freundschaftsspiel in Backnang gilt als Erweckungserlebnis des dortigen Jungtrainers Rangnick. „Die waren auf dem Platz irgendwie immer einer mehr“, erinnert er sich, „dauernd haben die uns umzingelt.“ Sein anderer Lehrmeister war Arrigo Sacchi beim AC Mailand. Der sah aus wie Louis de Funès, war ursprünglich Schuhverkäufer und in jungen Jahren nie ein großer Fußballer - und bei der damaligen Betrachtungsweise in Deutschland, mutmaßt Rangnick, „hätte er in der Bundesliga auch nie eine Chance bekommen.“

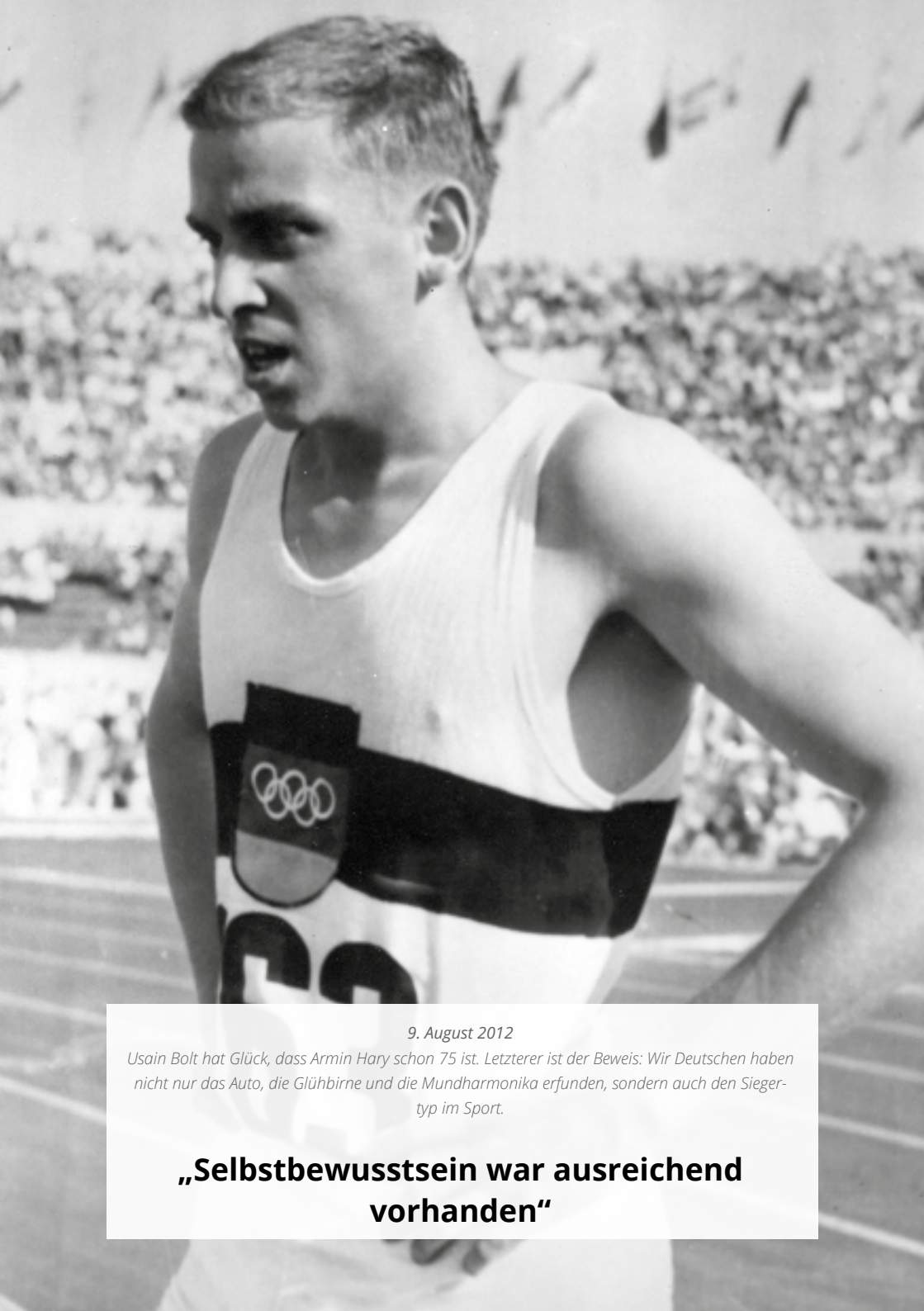
Rangnick hat dann alles verändert. Heute sind deutsche Trainer bei den großen Klubs quer durch Europa begehrt, als raffinierte Taktiktüftler nehmen sie den Gegnern die Luft zum Atmen, die Lust am Zaubern und den Ball wieder ab, noch ehe die ihn überhaupt haben. Sein visionäres Auge für die Taktik wird höchstens noch übertroffen von seinem Auge für Talente.

Einmal, im April 1994, reiste Rangnick als Amateurchef des VfB Stuttgart nach Brasilien und verfolgte ein Spiel, in dem ein 17-jähriger zwei fulminante Tore schoss und zwei weitere vorbereitete. Hinterher trafen die Zwei sich im Hotel, der Talentierte schenkte Rangnick sein Trikot von Cruzeiro Belo Horizonte, Rangnick schenkte dem Begabten im Gegenzug ein VfB-Trikot - und das Wunderkind sagte durch seine Zahnsperre: „Es wäre mir eine Ehre, für Stuttgart zu spielen.“

Rangnick vergisst den Moment nie: „Sechs Millionen Dollar hätte der Junge gekostet. Ich habe am Telefon zu VfB-Manager Dieter Hoeneß gesagt: Überfallen Sie notfalls eine Bank, aber kaufen Sie ihn.“ Doch der VfB, sparsam wie jeder anständige Schwabe, winkte ab. Ein paar Tage später überwies der PSV Eindhoven die sechs Millionen, und kurz danach war der 17-jährige als „El Fenomeno“ der beste Stürmer seiner Zeit - aus dem Talent mit der Zahnsperre wurde der große Ronaldo.

„Ich habe jetzt immerhin sein Trikot“, sagt Ralf Rangnick. Der VfB hat gar nichts. Vermutlich war der Visionär aus Backnang damals einfach noch zu jung.

Heute würden sie ihm glauben.



9. August 2012

Usain Bolt hat Glück, dass Armin Hary schon 75 ist. Letzterer ist der Beweis: Wir Deutschen haben nicht nur das Auto, die Glühbirne und die Mundharmonika erfunden, sondern auch den Siegetyp im Sport.

**„Selbstbewusstsein war ausreichend
vorhanden“**

Bei Olympischen Spielen sieht man vier Sorten von Sportlern: Die einen sind gut, die anderen sehr gut, die dritten verdammt gut - und dann gibt es noch solche, die so übermenschlich gut sind, dass sie Probleme hätten, sich selbst zu besiegen. Diese Ausnahmeathleten werden gefeiert als lebende Legenden, denn sie sind siegessicher, selbstsicher und eine coole Show.

Wer ist der geborene Siegertyp?

In ihrem jugendlichen Leichtsinn schnalzen jetzt viele mit den Fingern und brüllen die vermeintlich kinderleichte Antwort hinaus: Usain Bolt! Was aber grottenfalsch ist – in Wahrheit gehört der Jamaikaner als Plagiatör disqualifiziert, er ist nur ein dreister Nachahmer und eine billige Kopie.

Das Original saß vor ein paar Tagen in der TV-Talkshow „Beckmann“, und untröstlich hat der Schreiber hier mit Millionen Deutschen der Alterskategorie Ü 60 bedauert, dass unser blonder Blitz nicht fünfzig Jahre jünger ist, denn dann würde er nicht grau, gnädig und gemütlich in Talkshows, sondern bissig, gefräßig und nimmersatt wieder im Startblock hocken und diesem aufgeblasenen Imitator aus der Karibik zeigen, dass wir Deutschen nicht nur das Auto, die Glühbirne und die Mundharmonika erfunden haben, sondern auch den Siegertyp.

In letzter Zeit arbeiten wir leider mehr am Verlierertyp, und an der Stelle versteht der Mann, von dem im Folgenden die Rede sein soll, keinen Spaß. Dabeisein ist alles? Armin Hary wollte auch immer dabeisein, allerdings nur, um zu gewinnen. „Für mich“, sagt er, „gab es nichts anderes.“

Er hat immer gewonnen.

Armin Hary heißt also die richtige Antwort auf die Frage, aus welchem Holz einer geschnitzt sein muss, um höchstens noch vor sich selbst Angst zu haben. Dieser alte König des Sprints ist im Grund die lebende Gebrauchsanweisung für Usain Bolt, den König von heute – nur war Hary schon vor fünfzig Jahren so locker, so cool und so gierig. Olympisches Gold musste her. Und der Weltrekord. Der Beste wollte er sein. Der Erste. Also lief Hary als erster Mensch die 100 Meter in blanken zehn Sekunden, und er musste die Fabelzeit sogar dreimal laufen, bevor die Welt sie ihm endlich abnahm.

“Für mich
gab es nichts
anderes

In Friedrichshafen ging es los. Ein kleines Sportfest im September 1958 war es, und Stefan Waggershausen war auch dabei. Ich habe den Balladensänger vom Bodensee („Hallo Engel“) einmal interviewt, und eigentlich ging es uns um Musik, aber bald landeten wir bei Armin Hary. „Als begeistertes Kerlchen in kurzen Hosen kniete ich neben der Ziellinie“, erinnert

sich Waggershausen, aber vor allem daran, dass direkt neben ihm Hary die Schallmauer durchbrach: 9,9 - 9,9 - 10,0.

Der Rekord war unfassbar, wurde aber nicht anerkannt. Die Bahn, hieß es zur Begründung, weise statt der erlaubten zehn ein Gefälle von elf Zentimetern auf. Hary musste dann noch einmal schlucken, diesmal beim Letzigrund-Meeting in Zürich im Frühsommer `60. Die Stoppuhren meldeten erneut Unbegreifliches: 10,0 – 10,0 – 9,9 – 9,8. Die Welt stand kopf, doch nachträglich entschied ein Kampfrichter: „Frühstart.“

„Dann lauf ich halt nochmal“, sagte Hary, trommelte zwei Gegner zusammen, die laut Regelheft nötig waren für einen Wiederholungslauf, und alle schüttelten den Kopf: Will dieser Spinner einen Rekord, den noch nie ein Mensch auf der Welt gelaufen war, binnen einer halben Stunde gleich zweimal laufen?

Er tat es. Beschwingt von seinem üblichen Blitzstart („Ich habe mich auf den Knall gestürzt wie ein Boxer auf den Gegner“) lief er ins ewige Buch der Geschichte und nahm den Titel seiner späteren Memoiren vorweg: „Armin Hary - 10,0.“ Hinterher kam heraus, dass er sich am Morgen erst im letzten Moment in Frankfurt noch einen Platz im ausgebuchten Flieger nach Zürich ergattert hatte. Und dass ihm deutsche Verbandsfunktionäre den Start eigentlich versagen wollten, um ihn für die nahenden Olympischen Spiele zu schonen. Aber das war ihm egal.

Nerven wie Stahlseile. Geimpft mit Vitamin E. Hary war eigensinnig, eigenwillig, ehrgeizig, erfolgshungrig und eiskalt, wenn es um das Umsetzen dessen ging, was er für gewinnbringend hielt. Aufgrund seiner herausfordernden Mündigkeit galt er in jenen eher noch obrigkeitshörigen Nachkriegszeiten abwechselnd als rasender Flegel, Enfant Terrible oder Bruder Leichtfuß auf Spikes (einmal wurde er als Spesenritter gesperrt), aber auch das war ihm schnuppe, diesem geborenen Sohn eines saarländischen Bergmanns und geborenen Siegertypen.

Hary hatte Charisma und Chuzpe, er war der selbstsicherste Strahlemann unter allen Kaltschnäuzigen auf der Piste, und als er ein paar Wochen lang für eine Uni im sonnigen Kalifornien lief, war seine Körpersprache auch dort so rotzfroh, dass der Pulitzerpreisträger David Maraniss in seinem späteren Olympiabuch „Rome 1960“ einen US-Trainer mit den vorausschauenden Worten zitiert: „Dieser Kerl wird uns gefährlich.“ Mit James Dean wurde Hary damals sogar verglichen, dem Aufmüpfen in „Rebels without a cause“. Die Rebellen wissen nicht, was sie tun. Dafür wissen sie, was sie wollen - und bei Olympia ist es Gold.

Ich war damals ein zehnjähriger Bub, und der Außergewöhnliche wurde

zu meinem Kindheitshelden, nie vergesse ich die schwarzweißen TV-Bilder aus dem Stadio Olimpico in Rom. Wie ein lockerer Riminiurlauber auf Brautschau kam Hary zum 100-Meter-Finale, mit Cowboyhut und kariertem Hemd, locker und lässig verübte er einen Fehlstart, und beim nächsten wäre er weg gewesen. Doch was passiert? Er stürzt sich erneut früh und unbeeindruckt in den Knall und rennt zum Gold. In Puma-Schuhen. Bei der Siegerehrung trägt er Adidas. So erfindet Hary auch gleich noch den kommerziellen Nebeneffekt im Sport. Im Übrigen ist er der eine von Zweien, die bei diesen Spielen in Rom den Weg ebnen für einen ganz neuen Sportlertyp. Der andere ist Cassius Clay. Er holt Gold im Boxen, heißt bald danach Muhammad Ali und schreit jedem Mikrofon, das sich ihm entgegenstellt, ins Gesicht: „Ich bin der Größte.“

Armin Hary ist es schon jetzt. Zur Krönung rennt er in Rom noch zum Gold mit der deutschen 4x100-Meter-Staffel: 39,5 Sekunden – Weltrekord. Was sonst.

Schon wenig später, nach einem Autounfall, ist dann Schluss. Drei Sommer lang ist Hary nur gelaufen, von 1958 bis 1960, mit der totalen Bilanz in Sprint und Staffel: Doppel-Europameister, Doppel-Olympiasieger, Doppel-Weltrekordler. Wenn er gefragt wird, warum er niemals verloren hat, sagt er: „Selbstbewusstsein war ausreichend vorhanden.“

Und ganz offensichtlich verlernt das einer wie er so wenig wie das Essen mit Messer und Gabel. Jedenfalls sagt Hary, der inzwischen 75 ist, aber nach 50 aussieht und wie mit 25 plaudert, in Interviews immer mal wieder pfiffig, dass sich Usain Bolt unter den Bedingungen von anno Tobak gar nicht auf die Bahn trauen würde, „also auf Asche, mit meinen alten Spikes und vier Zentimeter langen Dornen – der müsste sich mächtig anstrengen, um bei seiner Größe und seinem Gewicht unter 10,0 zu kommen.“

Die Gelehrten werden sich jetzt die Köpfe zermartern, welcher Blitz zuerst im Ziel einschlagen würde, der alte oder der neue, aber das führt zu nichts. Also stelle ich zum guten Schluss lieber eine leichtere Frage: Wer wurde von einer großen deutschen Zeitung einmal als „schnellster Angeber der Welt“ bezeichnet – a) Usain Bolt oder b) Armin Hary?

Die richtige Antwort kennen nur wir Älteren. Aber sie wird nicht verraten.



8. Juli 1991

Vor einem Jahr hat Andreas Brehme mit einem Elfmeter mutig die Fußball-WM entschieden. Aber im Interview tut der Andy-Held jetzt so, als hätte er nur ein kühles Pils aus dem Kühlschrank geholt..

„Wieso Angst? Ich bin halt hin und hab` geschossen“

Sir Peter Ustinov hat auf dem Höhepunkt seiner Schauspielkunst einen Oscar gewonnen für seine Charakterrolle in „Topkapi“, einer Gaunerkomödie. Aber auch mit den Tragödien und Dramen des Elfmeterschießens nach der Verlängerung kannte er sich gut aus, weil seine Engländer da immer verlieren, und er hat diese gnadenlose Unmenschlichkeit schonungslos so beschrieben: „Es ist, als ob man einen Krieg beendet mit einer Partie russischem Roulette zwischen ausgewählten Gefreiten auf beiden Seiten.“

Jeder Elfmeter ist ein Himmelfahrtskommando, nicht erst nach der Verlängerung. Deshalb kann man es keinem verdenken, wenn er zu diesem unerträglichen Stress auch einmal nein sagt wie vor einem Jahr Lothar Matthäus. Im WM-Finale in Rom war das, beim Stand von 0:0 gab es kurz vor Schluß Elfmeter, und der deutsche Kapitän, bis dahin weltweit gefürchtet als einer der bombensichersten Strafstoßschützen, wandte sich hilfesuchend seinem besten Kumpel zu und flehte mit einem Querverweis auf seine drückenden Schuhe: „Andy, schieß du.“

Der Rest ist Geschichte: Andreas Brehme hat den gewinnbringendsten Elfmeter der deutschen Fußballgeschichte im nächsten Moment unhaltbar verwandelt, eiskalt wie eine Hundeschnauze, scharf unten links - aber hat er das volle Ausmaß seiner Heldentat begriffen?

Im Rahmen der Feierlichkeiten aus Anlass des einjährigen Jubiläums des großen Sieges habe ich den Vollstrecker jetzt angerufen, um den goldensten Schuss seines Lebens noch einmal mit ihm Revue passieren zu lassen, mit dem nötigen Abstand auch den nervlichen Aspekt etwas näher zu beleuchten und zu analysieren, wie er den geschichtsträchtigen Moment innerlich verarbeitet hat.

Anruf bei Brehme. Eine unbekannte Stimme meldet sich und sagt: „Könnten Sie es später nochmal versuchen, vielleicht in ‘ner Stunde? Wissen S’, Herr Brehme sitzt in der Badewanne.“

Wenn ein Weltstar nicht gerade am Ball ist, denkt man immer, sitzt er entweder in einer gut dotierten Autogrammstunde oder im Büro, verwaltet seinen Ruhm, sortiert den Kalender, Termine, Geschäfte. Und wo sitzt dieser Brehme? Im Zuber. Seift sich ein, planscht in der Wanne und fährt mit Söhnchen Ricardo und den Plastikenten eine Regatta.

Also zweiter Versuch, eine Stunde später. „Brehme“, meldet sich Brehme. Er outet sich als frisch gebadet, und ich komme ohne unnötigen Umweg zur Sache: Sie haben eine Fußball-Weltmeisterschaft entschieden - wie hat sich danach Ihr Leben als Held verändert?

„Wieso?“, stutzt er.

Andreas Brehme ist gebürtiger Hamburger. Dort kommen sie schon unterkühlt auf die Welt. Selbst in der Sekunde nach jenem goldenen Schuß von Rom hat er seine Gefühle nur kurz an die große Glocke gehängt, unmittelbar danach: der Ball lag im argentinischen Tor, Brehme gab einen Urschrei von sich, ging in die Luft, stürzte dann ins Gras, überschlug sich, und am liebsten hätte ihn Rudi Völler vor Lust und Liebe geschwängert, oder einer der vielen anderen, die auf ihm lagen. Doch fünf Minuten später war das Spiel dann aus, und seither sagt der Hanseat Brehme so cool,

daß ihm der Satz auf den Lippen erfriert: „Einer mußte ja schießen.“

Immerhin gibt der Andy-Held zu, daß er es war. Und nicht der Lothar. Der hat sich sonst ja keinen Elfmeter nehmen lassen, aber in dem Moment hat der Matthäus abgewinkt und lieber seinen besten Freund zum Kreidepunkt geschickt. „Ich bin halt hin“, sagt Brehme, „und hab’ geschossen“ - so, als habe er in jenem nervtötenden Augenblick nicht das Endspiel um die WM entschieden, sondern nur mal schnell ein kühles Pils aus dem Kühlschrank geholt.

Ach, was könnte Brehme für eine sagenhafte Geschichte erzählen. Die Angst des Schützen beim Elfmeter – für den Rest seines Lebens könnte er mit dieser Nummer auf Tournee gehen und einen Lichtbildervortrag halten, bei Vereinsjubiläen, Seniorentreffs und Kindergeburtstagen. Er könnte von seinem Angstschweiß auf der Stirn erzählen, und wie er sich noch rückwirkend patschnaß im Bett wälzt angesichts des Elfmertertöters Goeoechea, der vor ihm immer größer wurde, und das argentinische Tor immer kleiner. Das ist der Stoff, aus dem die ewigen Helden sind.

Doch Brehme hält es mit Goethe: Die Tat ist alles, nichts der Ruhm. Stur bleibt er bei der Wahrheit, auch wenn sie ungeschminkt etwas bleich und geschäftsschädigend daherkommt, und wiegelt ab: „Einer mußte ja schießen. Der Lothar wollte nicht. Also bin ich halt hin.“

„Keine Angst?“, bohre ich nochmal verzweifelt.

“**Ach was,
ich wußte,
ich tu’ ihn
rein.**

„Angst? Ach was“, sagt Brehme über den Schuß seines Lebens. „Ich wusste, ich tu’ ihn rein.“

Richard von Weizsäcker hat ihn trotzdem für seine Courage bewundert, in Bonn, wo der Bundespräsident den Helden nach dem Triumph von Rom den Silberlorbeer umgehängt und Brehme verraten hat, wie er den Wackelpudding im Knie spürte in diesem kitzligen Augenblick. „Er hat mir erzählt, dass er gezittert hat beim Elfmeter“, erinnert sich Brehme, der gar nicht gezittert hat, als er das Ding reintat, rechter Fuß, Innenrist, unten links, messerscharf, millimetergenau. Seine Endspielstiefel sind übrigens in einem Museum gelandet.

„Vergoldet?“, will ich wissen.

„Vergoldet?“, fragt Andy Brehme entgeistert zurück, „wieso das denn?“



16. Juni 2003

Michael Schumacher hat übers Wochenende seinen Vertrag mit Ferrari verlängert. Bis 2006. Er wird also noch mindestens dreimal Weltmeister. Unsere Sonntage sind auf Jahre hinaus gerettet.

„Schumi, gib Gummi!“

Vergessen Sie alles, was Sie übers Wochenende im Sport an tollen Stabhochsprüngen, linken Aufwärtshaken, beidhändig geschlagenen Rückhandpeitschen und rasanten Überholmanövern gesehen haben – alles wird in seiner Tragweite überstrahlt von dem, was Michael Schumacher in Montreal sämtlichen Mikrofonen bestätigt hat: „Wir haben Nägel mit Köpfen gemacht. Ich bin fit und hungrig. Ich mache weiter.“

Nachdem unser Schnellster sein Versprechen vertraglich verankert hat, dem Rest der Welt mindestens bis 2006 die Rücklichter zu zeigen, fällt allen Betroffenen ein Stein vom Herzen. „Das ist die wichtigste Meldung“, haben wir Florian König, den Formel-1-Moderator von RTL, aufatmen hören – und begeistert hat sein Experte Niki Lauda („Michael ist hochmotiviert“) dazu genickt. Ihr Job ist bis 2006 gesichert. Und unsere Sonntage bis 2006 gerettet.

Wir sind alle eine große Sorge los. Das heißt, nicht alle. Den üblichen Gesundheitsfahrern, Schattenparkern und Verfechtern des autofreien Sonntags, die den „Bild“-Schlachtruf „Schumi, gib Gummi!“ schon immer abgelehnt haben, wird es schnuppe sein – spontan fällt uns beispielsweise ein, wie im ZDF-Sportstudio einmal über die Formel 1 debattiert wurde und der 5000-Meter-Dauerläufer Dieter Baumann in einem Anfall schamloser Schandmäuligkeit murrte: „Ich dachte, wir reden hier über Sport.“

Hell und grell war danach die Empörung. Da haben wir Deutschen endlich wieder einen Sport, in dem uns keiner in die Suppe spuckt, und was tut dieser Stimmungstöter? In ganz Schumiland ist es aus Protest in jener Samstagsnacht zu kilometerlangen Autostaus und wütenden Hupkonzerten gekommen, und Millionen Fans hätten den Banausen Baumann am liebsten auf der Stelle für weitere zwei Jahre gesperrt, nur diesmal nicht wegen harmlosen Zahnpastamißbrauchs, sondern als Vaterlandsverräter und Heldenschänder.

Sie merken, hier schreibt ein von Kopf bis Fuß leidenschaftlicher Deutscher, der diese Einmannshow namens Formel 1 jedes Jahr mehr genießt, vor Stolz längst heimlich platzt und komplett die Begeisterung des Managers Willi Weber teilt, der sich zu dem überschäumenden Bekenntnis hat hinreißen lassen: „Für Michael würde ich mich überfahren lassen.“ Wenn es um Schumi geht, reden wir Deutschen im Fieber - wir hängen an der Nadel seines Tachos, berauscht von seinen Auspuffdämpfen und sonstigen Abgasen.

Wir sind süchtig.

Wir brauchen unseren täglichen Schuß, und der ist uns durch RTL dankenswerter Weise gewährleistet: Selbst im tiefsten Winter, bei Tiefschnee, Dachlawinen, Glatteis und 32 Grad minus, hat unser Formel-1-Sender uns in den Abendnachrichten zuverlässig und exklusiv mit der täglichen Topmeldung über Schumi versorgt – mittels lückenloser Communiques haben wir erfahren, wann genau sich unser Pistenliebbling rasiert, was es wieder zum Frühstück gab oder wie sein Atü-Druck ist, wenn er unter Dünnpfliff leidet. Wir kennen Schumis Schuhgröße, die Lebensgeschichte jeder Rad-

kappe an seinem Ferrari und den Spitznamen des verwitweten Hunds seines Nachbarn – und wenn „Bild“ uns vor dem nächsten Rennen in Japan wieder einen Wecker abbildet und ihn auf morgens sechs Uhr stellt („Steht auf, wenn ihr für Schumi seid!“), stehen wir sogar schon um zehn vor sechs auf und beginnen zu zittern – im Übrigen bricht uns der kalte Schweiß aus, bei jedem Boxenstopp, aus Angst, dass der Benzineinfüllstutzen klemmen könnte oder einer der Ferrarifuzzies beim Radwechsel die Schrauben nicht anzieht.

Ein Sonntag ohne Schumi ist kein Sonntag.

Wen haben wir denn sonst noch an Stars, die uns das Wochenende retten? Mit Rudis Rumpelkickern haben wir das 2:0 gegen die Färöerinseln leider nicht mehr groß nachfeiern können, weil sie nach ihrem Auftritt mit unbekanntem Ziel geflüchtet sind. Und Kiefer in Halle ist auch nicht mehr wie früher Becker in Wimbledon. Nur auf Schumi ist Verlass. Keine Rückschläge. Kein Nachlassen. Er bleibt sich und uns immer treu, und am Ende ist er Weltmeister. Vorläufig also bis 2006. „Die Konkurrenz“, hat Niki Lauda über seine Vertragsverlängerung gesagt, „wird daran zu knabbern haben.“

Wir nicht. Unsere Sonntage sind auf Jahre hinaus gerettet.



18. April 2018

Bayerntrainer Jupp Heynckes und seine Assistenten Peter Hermann und Hermann Gerland sind zusammen 200 Jahre alt. Aber immer noch großes Kino. Wie die alten Bankräuber und Rumtreiber in der Traumfabrik Hollywood.

„Habt Ihr Jungs zufällig Drogen?“

Kürzlich betrat ein weißhaariger älterer Herr den Aufzug eines Münchner Hotels, und weil er eine Einkaufsstüte mit der Aufschrift „FC Bayern“ bei sich hatte, fragte ihn ein mitfahrendes amerikanisches Ehepaar: „Oh, Sie sind ein Fan dieses großen Klubs?“

„Ja, das bin ich“, lachte der Alte.

Die Zwei werden aus allen Wolken fallen, falls sie in den nächsten Tagen fernsehen und beim Zappen in der Champions League landen, beim Halbfinale Bayern gegen Real - und da steht er plötzlich wieder, dieser 72jährige Rentner, nur diesmal nicht im Aufzug mit Tüte, sondern als Trainer am Spielfeldrand.

Jupp Heynckes gehört zu den drei Menschen im Fußball, die jedes Jahr ein Jahr jünger werden, die beiden anderen sind seine Cotrainer Hermann Gerland und Peter Hermann. Da lässt es ein 72jähriger mit einem 65jährigen und einem 63jährigen so richtig krachen, zusammen sind sie 200, aber kein bisschen greise. Sie machen Lust, heben die Laune, klatschen sich beim Torjubiläum feixend ab und haben ihren Spaß, wie man das in dieser Ausgelassenheit nicht mehr gesehen hat, seit Willy Fritsch, Heinz Rühmann und Oskar Karlweis als „Die Drei von der Tankstelle“ (1930) die Tankstelle „Zum Kuckuck“ eröffneten.

Jetzt versetzen Jupp und seine Hermänner mit ihrer lockeren Art die Gegner in Panik und untermauern zugleich den Wandspruch: Alte Männer sind gefährlich, sie haben nichts zu verlieren. Auch dieser Aspekt ist reichlich verfilmt worden, jeder Kinogänger erinnert sich beispielsweise sofort, wie die Veteranen Morgan Freeman (als Willie), Michael Caine (als Joe) und Alan Arkin (als Al) in der Hollywoodkomödie „Abgang mit Stil“ noch rüstig Banken überfallen. Großes Kino ist das, wie jetzt beim FC Bayern.

Die Münchner wussten schon immer, wie unbezahlbar Erfahrung ist. Schon unter Ottmar Hitzfeld gewannen sie alles, und vor fünf Jahren erst recht mit Heynckes. Oder denken wir, abseits des Fußballs, an Horst Tappert. Der war in München jahrzehntelang der Heynckes der Verbrechensbekämpfung, als TV-Oberinspektor Derrick ermittelte er in der gleichnamigen TV-Serie noch mit Mitte 70, und als ich ihn einmal für eine Fernsehzeitschrift interviewen durfte, schenkte er mir den zündenden Satz: „In Hollywood stellen sie lieber den 74jährigen Robert Mitchum vor die Kamera als zwei 37jährige.“ Derrick war cleverer als sein „Tatort“-Kollege Götz George alias Schimanski. Der sprang den Ganoven über die Tische hinweg unter hoher Kraftanstrengung immer halsbrecherisch an die Gurgel, während bei Derrick jeder Mörder irgendwann entnervt kapitulierte, die Pistole auf den Tisch legte und flehte: „Verhaften Sie mich, Sie haben mich psychologisch zermürbt.“

So ist es auch mit den Trainern, in ihrer Spätphase setzt sich ihre unerschütterliche Bierruhe durch. Und einer wie Heynckes arbeitet auch noch preiswert, er pfeift bei der Ausarbeitung seiner genialen Taktik auf technologischen Firlefanz, sein treuer Weggefährte Uli Hoeneß hat diese Vorzüge einmal so beschrieben: „Jupp braucht nur einen Flipchart und fünf Eddingstifte. Da kostet einer 2,50 Euro. Und dann malt er auf die Tafel die Aufstellung des Gegners und sagt ein paar Takte dazu. Mit Heynckes gewinnen wir Spiele für 12,50 Euro.“

Gelegentlich spürt zwar auch der alterslose Jupp inzwischen den Stress,

wie beispielsweise beim mörderischen Pokal-Hitchcock in Leipzig, aber dann hat er sich in der Not halt geschwind einen Wattebausch in die blutende Nase gestopft, und fertig. Jetzt will er zum dritten Mal die Champions League gewinnen, nach 1998 mit Real und 2013 mit den Bayern. Und in München sind viele überzeugt, dass er mit der Kraft seines Alters nochmal Löffel verbiegt, aus Wasser Wein macht und zu Fuß über den See Genezareth geht, auf jeden Fall aber über die Isar. Im Herbst hat er den schwächelnden Carlo Ancelotti abgelöst, und sofort sind die Bayern von den Scheintoten auf-erstanden. Heynckes kennt sich aus mit Trümmern und Ruinen, er wurde in der Stunde Null geboren, genau gesagt am 9. Mai 1945, am Tag nach der deutschen Kapitulation.

Wo endet der Wiederaufbau der Bayern?

Vom „Triple“ träumen sie wieder, das ihnen Heynckes schon 2013 beschert hat, also vom Dreifachtriumph in Bundesliga, DFB-Pokal und Champions-League, und warum auch nicht? Die Traumfabrik Hollywood hat schließlich nicht nur bewiesen, dass zackige Rentner in Hochform problemlos noch eine Bank überfallen. In der Altherrenkomödie „Last Vegas“ mischen Michael Douglas (als Billy), Robert de Niro (als Paddy), Morgan Freeman (als Archie) und Kevin Kline (als Sam) sogar das Spielerparadies auf. Als Billy den anderen zwischendurch erzählt, dass seine Freundin erst 32 ist, muss Archie zwar kurz nörgeln („Ich habe eine Hämorrhoid, die auch erst 32 ist“) - doch mutig stürzen sich die Oldies dann in Pool-Partys mit brandheißen Schönen. In der packendsten Szene fragt eines der Girls: „Habt Ihr Jungs zufällig Drogen?“ Worauf Sam meint: „Zählen auch Blutdrucktabletten?“

Beim FC Bayern gibt es bald die Antwort.





5. April 2016

Billy Jean King ist 72. Trotzdem beugt die alte Tenniskönigin im „Krieg der Geschlechter“ kein Knie. Bei den „Miami Open“ zeigt sie schon wieder einem frauenfeindlichen Waschlappen, wer die Hosen anhat. Diesmal kuschelt Novak Djokovic.

„Okay, lass es uns klären!“

Billie Jean King ist ein paar Jahre älter geworden, aber in ihren Grundrissen sieht sie immer noch aus wie einst im Mai. Die Brille ist modischer geworden, die Gläser sind nicht mehr ganz so groß und rund - aber wenn Billie Jean Dampf ablässt, kann es immer noch sein, dass es ihr die Brille beschlägt.

Es knistert im Saal.

Wie elektrisiert bringen wir Journalisten im Presseraum der „Miami Open“ in Key Biscayne unsere Kugelschreiber in Hab-acht-Stellung. Denn nicht nur die neue Brille der einstigen Tennisskönigin ist rot um-

rahmt, auch sie selbst sieht ein bisschen rot, als sie da vorne am Tisch die Stimme hebt und sagt: „Ich habe gehört, dass Novak einen kleinen Sohn hat. Wenn er eine Tochter hätte, würde er nicht so daherreden. Ich bete, dass viele Tennisspieler eine Tochter haben. Das würde manches ändern.“

Novak, das ist Novak Djokovic, der Star im Männertennis. Und Billie Jean King, die frühere Queen im Tennis, ist extra zum Turnier in Key Biscayne gekommen, um dem Serben die Leviten zu lesen. Als männermordende Lady gilt die Resolute, die da im Pressesaal vor uns sitzt, jedenfalls hat das „Life Magazine“ sie einst nicht nur wegen ihrer fulminanten Vorhand in die Liste der 100 wichtigsten Amerikaner des 20. Jahrhunderts aufgenommen, sondern wegen ihrer feministischen Befreiungsschläge.

Djokovic ist ihr ein Dorn im Auge.

Er ist ein Mann, und er spürt: Wir Männer müssen langsam höllisch aufpassen, sonst graben uns die Frauen das Wasser ab. Wir Männer befinden uns in unserer größten Krise seit Adam und Eva, werden mittlerweile regiert von einer Kanzlerin, machen mobil mit einer Verteidigungsministerin, bald folgt vermutlich die erste US-Präsidentin, und der FC Bayern hat inzwischen sogar eine Busfahrerin. Der Tag, an dem wir Männer um Gleichberechtigung betteln müssen, rückt also immer näher - und vermutlich deshalb hat sich Djokovic neulich zu Wort gemeldet mit einer Frage, die plötzlich die Welt spaltet.

Sind die Tennisfrauen überbezahlt?

Ihre Siegerschecks entsprechen nämlich plötzlich denen der Männer, und Djokovic hat sich dazu vor zwei Wochen offensiv geäußert. Wir Männer, sagte er, locken mit unserem Spektakel die Massen ins Stadion, mähen für die Mädels sozusagen die Wiese und hätten deshalb das höhere Preisgeld verdient - es war sein Schlusswort nach seinem Sieg in Indian Wells, und es deckte sich mit der Einschätzung des dortigen Turnierrichtors Raymond Moore: „Die Spielerinnen sollten jeden Tag niederknien und Gott danken, dass es Federer und Nadal gibt.“

Oder Djokovic, das mittlerweile größte Zugpferd. Aus seinem Gesicht sprach die klare Botschaft: Wenn wir Männer den Zirkus nicht am Leben halten, legen sich die Leute lieber unter einen Sonnenschirm an den Strand, als im Tennisstadion bei 35 Grad Hitze anschauen zu müssen, welche von zwei Frauen besser Federball spielt. Das gefällt den Frauen natürlich nicht, und sie fragen sich jetzt: Hat Djokovic zu oft „Männer“ von Herbert Gröne-meyer gehört? Der singt da: „Männer sind furchtbar stark. Männer rauchen Pfeife. Männer führen Kriege.“

Und nun stellt sich plötzlich heraus: Auch Frauen sind furchtbar stark. Auch Frauen führen Kriege. Und sie rauchen die Männer notfalls sogar in der Pfeife.

Wie Billie Jean King.

Sie zählt zu dieser besonderen Sorte Frau, vor der der schreckhafte Mann lieber auf die andere Straßenseite wechselt. Jedenfalls erinnert sie an Sylvia Neid, die als deutsche Rekordnationalspielerin im Fußball auf die Frage, was ihr zum öffentlichen Ruhm des Rekordnationalspielers Lothar Matthäus fehle, einst antwortete: „Die entscheidenden fünf Gramm“. Matthäus soll tödlich beleidigt gewesen sein ob dieser mickrigen Einschätzung seines besten Stücks.

Auch Billie Jean King kann uns Männer ärgern, fragen Sie John McEnroe. Der alte Tennisrüpel verpasste den Williams-Schwestern Serena und Venus einmal die verbale Vorhandpeitsche, indem er sich ungefähr zu der Behauptung hinreißen ließ, jeder Veteran seiner AH-Männertour, der noch ohne Herzschrillmacher auskommt, fege die zwei Hübschen vom Platz. „Lasst den Kerl reden“, sagte Billie Jean King, und der Rest ihrer Antwort wurde mit Rücksicht auf den Jugendschutz nie veröffentlicht.

Billie Jean kennt sich mit solchen Mannsbildern aus, die gegen die Frauen auf die Pauke hauen, um womöglich für ein profitliches Millionenduell zu trommeln oder sich aus den Abgründen der Midlifecrisis wieder vorübergehend ans Licht der Öffentlichkeit hochzuhangeln. Sie hat so einen Frauenbeschimpfer erlebt, und dass sie selbst zum Jahrhundertereignis wurde, verdankt sie ihrem Befreiungsschlag - richtig zugelangt hat sie nämlich an jenem unvergesslichen 20. September 1973, der den TV-Sender „ABC“ später veranlasst hat zum Drehen des Doku-Dramas „When Billie beat Bobby.“

Dieses historische Schlüsselerlebnis, bei dem die Billie den Bobby vermöbelt hat, ist für die Frauenbewegung in den ewigen Stein gemeißelt: „The Battle of the Sexes.“

Bobby Riggs war es, der den „Krieg der Geschlechter“ damals anzettelte. Er war, weiß Gott, kein schlechter Tennisspieler, aber in dem Fall hat er den Ball weit über die Grundlinie hinausgeschossen. Kurz gesagt hat er seinerzeit ungefähr behauptet, jeder tennistechnisch halbwegs begabte Hodenträger schieße diese Missis King vom Platz, und jeder Altstar von der Seniorentour zeige ihr notfalls einarmig, was eine Harke ist - ganz sicher aber er, Bobby Riggs.

O ja, der Kerl war gemein. Und gefährlich. Immerhin hatte er 1939 einen Titel in Wimbledon gewonnen und auch als Profi in den 1940er Jahren zu den Besten gehört, und um nun zu demonstrieren, wozu er noch als 55jäh-

riger fähig war, knöpfte er sich zunächst Margaret Court vor, die amtierende Nummer eins im Frauentennis. Ach was, gedemütigt hat er sie und sich dafür den Muttertag des Jahres 1973 ausgesucht, um Mutti zu zeigen, dass Papi das Sagen hat. 6:2, 6:1 ging die Misshandlung aus, und der Held aller Chauvis lachte von den Titelseiten von „Sports Illustrated“ und „Time Magazine“ und teilte mit, dass er als nächste Billie Jean King zu vernaschen gedanke. Die hatte als Vorkämpferin der Frauenbewegung bei den US Open gerade dafür gesorgt, dass die Höhe des Preisgelds nicht länger vom Geschlecht abhängig war

– worauf Bobby Riggs sogleich mit der T-Shirt-Aufschrift „Men`s Liberation“ für die Befreiung des Mannes protestierte und auf ein unverzügliches Duell gegen die King mit dem Hinweis pochte: „Wenn ich schon das Chauvi-Schwein bin, will ich wenigstens das Schwein Nummer 1 sein.“

Zäh wie ein Wanderprediger quasselte Riggs über seine Berufung, die Überlegenheit der männlichen Rasse beweisen zu müssen - bis Billie Jean die Faxen dicke hatte und sagte: „Okay, laß es uns klären.“ Wie elektrisiert sind dann 30 492 Zuschauer zum „Battle of the Sexes“ in den Houston Astrodome geströmt, und weitere 50 Millionen schauten am Fernseher zu, wie der 8:5-Favorit Riggs sich von spärlich bekleideten Cheergirls in einer Rikscha in die Arena schieben ließ. Doch dann ist Billie Jean King dem aufgeblasenen Waschlapen in den Schritt gefallen, hat ihn im Viereck herumgescheucht, sich nach drei glatten Sätzen - 6:4, 6:3, 6:3 - ihren 100 000-Dollar-Scheck abgeholt, und Bobby, der sich sichtlich entmannt fühlte, stammelte bedröppelt: „Sie war zu gut.“

Anno 1985, mit 67, hat es Riggs dann nochmal probiert, flankiert vom Topspieler Vitas Gerulaitis forderte er das hochkarätige Frauendoppel Martina Navratilova/Pam Shriver heraus. Und verlor wieder. Als er 1995 starb, gravierte ihm die Tenniswelt in Gedanken den Abschiedsgruß in den Grabstein: „Seine Sargnägel waren die Frauen.“



Jetzt muss Novak Djokovic zittern.

In der Pressekonferenz im Crandon Park-Stadion in Key Biscayne lässt Billie Jean King ihm seine Unartigkeit jedenfalls nicht durch. Sie rückt sich die Brille zurecht, und im Schulterschluss mit ihrer Nebensitzerin Chris Evert, der anderen Altmeisterin auf dem Center Court, droht sie dem Serben durch die Blume derart mit Vergeltung, dass der seinen frauenfeindlichen Fauxpas schnell relativiert und bedauert. Billie Jean King hat ihren nächsten Skalp - jetzt ist sie schon 72, aber auch dieser Zweimeterriese gibt klein bei.

Es ist kein guter Tag für uns Männer. Bald, jeder Macho spürt es, haben die Frauen vollends die Hosen an. Aber das war schon in den 1970ern abzu- sehen, als Bobby Riggs vor Billie Jean King den Schwanz einzog und unser Kanzler Willy Brandt mahnte: „Die Demokratie darf nicht so weit gehen, dass in der Familie darüber abgestimmt wird, wer der Vater ist.“ Seine Warnung war für die Katz.

Der Kampf ist verloren.



9. August 2018

Der demokratischste Diktator unter den besten Fußballtrainern wird 80. Otto Rehhagel muss den runden Geburtstag nicht in der Klapsmühle feiern und hat sich auch sonst seine Träume erfüllt. Den wichtigsten hat er mir 1979 anvertraut.

„Ich will mehr als die Schornsteine sehen“

Im Jubiläumsbuch zum Hundertjährigen seines Heimatvereins Rot-Weiß Essen wird über Otto Rehhagel behauptet, dass er sich bei seinem Italiener in der Rüttenscheider Straße außer einem Tässchen Kaffee meistens nur kleine Häppchen einverleibt. Denn er ist, liest man da glaubhaft, „immer noch verdammt eitel, wenn es um seine Figur geht.“ Wer dann auch noch dauernd hört, dass er ungebrochen fit ist und nach wie vor durch die Finger

pfeift, und das ohne den erkennbaren Ansatz eines grauen Haars, steht fassungslos vor der Nachricht, die uns soeben erreicht.

König Otto wird 80.

In Wahrheit sieht er aus wie 60. Jedenfalls steht er rüstiger da, als er es mit ungefähr 40 befürchtet hat – damals, als er sich mit dem Satz berühmt redete: „Du musst als Trainer genug verdienen, um mit 50 in der Klapsmühle Erster Klasse liegen zu können.“

Halb so jung wie heute war er seinerzeit, und er hatte große Träume. Ich habe den frühen Rehhagel erlebt, als er anno 1979 mit Arminia Bielefeld in Stuttgart gastierte. Sichtlich beeindruckt schaute er vor dem Spiel an der Seitenlinie den damaligen VfB-Jungstars um Hansi Müller, Karlheinz Förster und Dieter Hoeneß beim Warm-up zu. Vermutlich ahnte er schon, dass sie seinen Arminen in den folgenden zwei Stunden mit 5:1 die Hücke vollhauen würden. So eine Truppe wolle er auch einmal trainieren, schwärmte Rehhagel fast sehnsüchtig. „Wissen Sie“, veriet er mir, „mein Vater war Bergmann in Essen, immer am gleichen Ort, Zeche Helene. Nach 25 Jahren bekam er eine goldene Uhr, und dann ist er früh gestorben. Ich will mehr als die Schornsteine sehen.“

Rehhagel hat sich danach alle Wünsche erfüllt. Ein Trainer von Welt ist er geworden, sogar seine alten Griechen feiern heute mit ihm. Ihre großer Rehakles möge bitte so bleiben wie er ist, hat der Verbandspräsident Evangelos Grammenos aus Athen ausrichten lassen, „lebendig und leidenschaftlich wie ein Jüngling.“

Dieser runde Geburtstag ist jedenfalls ein Ständchen wert, und vermutlich gratuliert Rehhagel sich heute morgen als Erster. Alles andere könnte

**„Ich schmeiße
hier den Laden,
das hat mir der
liebe Gott persönlich
gesagt“**

ihm als falsche Bescheidenheit ausgelegt werden, und diesem Vorwurf hat er sich nie gerne ausgesetzt. In Bremen, dem Ort seiner größten Wundertaten, erzählt man sich noch heute folgenden Schwank über eine hitzige Sitzung der Werder-Bosse. „Der Chef bin immer noch ich!“, soll Präsident Böhmert fauchend auf den Tisch gehauen haben. „Moment mal“, unterbrach ihn empört der Manager Willi Lemke, „ich schmeiße hier den

Laden, das hat mir der liebe Gott persönlich gesagt.“

„Was soll ich gesagt haben?“, stutzte darauf Rehhagel.

Ein Scherz, wie gesagt. Aber er kam der Wirklichkeit verdächtig nahe. Wasserdicht überliefert ist beispielsweise, dass Altkanzler Willy Brandt

anlässlich einer Bremer Meisterfeier einmal höflich fragte: „Herr Rehhagel, darf ich jetzt gehen?“ Die Krönung war allerdings der mit heiserer Stimme ausgestoßene Jubelschrei, mit dem sich der rasende ZDF-Reporter Rolf Töpferwien anno `92 bei der Rückkehr der frischgebackenen Bremer Europacupsieger aus Lissabon vom Flughafen meldete: „Jetzt! Jetzt betritt Otto Rehhagel deutschen Boden!“

Er war König Otto.

Noch vor dem gleichnamigen Komiker, der unlängst erst läppische 70 wurde, war Rehhagel jahrzehntelang der größte Otto im Land. Als Superlativ auf zwei Beinen ist er durch die Bundesliga spaziert, hat so gut wie alles gewonnen und stand als Verteidiger und Trainer in mehr als tausend Spielen so lange seinen Mann, dass er inzwischen angeblich im Besitz der meisten Siege, der meisten Unentschieden, der meisten Niederlagen, der meisten Tore und der meisten Gegentore ist. Nicht einmal die höchste Niederlage hat Rehhagel einem anderen überlassen, das 0:12 mit Dortmund gegen Gladbach anno `78, mit dem er sich lange vor „Big Otto“ oder „Rehakles“ seinen ersten Spitznamen verdiente: „Otto Torhagel.“ Die Dortmunder haben ihn damals auf der Stelle entlassen, aber das gehört jetzt nicht hierher – nicht an seinem Geburtstag.

Schicken Sie ihm übrigens keine Blumen. Diesem Frieden hat Rehhagel nie getraut, sondern als Realist stets gesagt: „Wenn ich ein paar Spiele verliere, lassen die Leute an den Blumen, die sie mir zuwerfen, plötzlich die Töpfe dran.“ Dieses gesunde Misstrauen hat sich ausgezahlt: Europameister, Europacupsieger, DFB-Pokalsieger, dreimal Deutscher Meister. Zum Denkmal, behaupten seine Feinde, habe Otto nur die Einsicht gefehlt, dass nicht er den Fußball erfunden hat. Zweifler und Kritiker beschied er gerne: „Mit Ihnen diskutiere ich nicht über Taktik!“. Ende der Durchsage, gute Nacht.

So war er, schon als junger Verteidiger bei Hertha BSC und beim 1. FC Kaiserslautern. In alten Chroniken ist überliefert, dass seinetwegen sogar die Zuschauer in den vorderen Reihen noch Schienbeinschützer trugen. „Bei mir zählen als Verletzungen nur glatte Brüche“ hat er später gesagt und 1982 sogar Morddrohungen getrotzt, indem er sich bei einem Spiel von Werder in Bielefeld mit einer kugelsicheren Weste auf die Trainerbank setzte.

Big Otto hasste Heckenschützen. Vor allem wir Griffelspitzer bekamen sein Erfolgsrezept („Ich bin ein erfahrener Cowboy, mir pinkelt keiner in die Satteltasche“) bitter zu spüren. Interviews mit Rehhagel waren eine Mutprobe, und sein unvergessliches Streitgespräch mit dem TV-Reporter Fritz von Thurn und Taxis hat unter Feinschmeckern Kultstatus.

„Ich bin der erfahrenste Trainer der Bundesliga“, grätschte Rehhagel den

Fernsehmann gleich eingangs ab, „mir brauchst Du hier nichts zu erzählen.“

„Aber Otto“, wehrte sich der arme Kerl, „Sie wissen doch, ich bin selbst auch schon lange dabei.“

„Aber Du hast nie Fußball gespielt“, schlug ihn Rehhagel an die Wand wie eine Stubenfliege.

„Doch“, widersprach Thurn und Taxis, „ich habe gespielt.“

„Ja wo denn?“, gab ihm Otto den Fangschuss.

„Auch Basketball hab` ich gespielt“, stammelte der TV-Mann noch kurz - taumelte aber vollends groggy in die Seile, als ihn der Erfolgstrainer mitleidig musterte wie einen verarmten Adligen.

Sobald er nur das Wort Krise höre, schlage Rehhagel zurück, als trachte man ihm nach dem Leben, hat der Bremer Psychologieprofessor und Persönlichkeitsforscher Dr. Fritz Stemme behauptet. Wenn ihn ein Journalist nur nach der Uhrzeit fragte, witterte Rehhagel schon ein Komplott. Es war die Zeit, als er in Fachgespräche auch immer öfter seinen Hang zu Kunst und Kultur einfließen ließ, Rilke zitierte und seine Vorliebe für Mozart oder seine Freundschaft zu Plácido Domingo beteuerte. Fußballreporter wussten vor Pressekonferenzen nie, ob Rehhagel über die Grätschen seines Abwehrkämpfers Uli Borowka reden würde oder über Picassos blaue Periode, die melancholische Phase des Malers von 1901 bis 1904. Lästergöschchen nahmen ihn deshalb immer häufiger auf die Schippe, und auch der Schreiber hier gibt kleinlaut zu, dass er sich nach Rehhagels Schilderung eines Besuchs im Louvre einmal in den unangemessenen Satz verstieg: „Früher hat er für die Malerei noch eine Bockleiter gebraucht.“

Denn Maler und Anstreicher hatte Rehhagel ursprünglich gelernt, und sein erstes Erfolgsrezept soll gelautet haben: „Das Fenster muss beim Tapezieren zu, sonst rutscht das Ding von der Wand.“ Damals, in Essen, lernte er auch seine Beate kennen, eine belesene Frau, und bald wusste er alles über Sylt und Fifth Avenue, Romeo und Julia, er zitierte auch zu sehends Hamlet, krönte später neben Franz Beckenbauer im Frack sogar den Wiener Opernball - und glaubhaft behaupten viele noch heute, dass er seine Türklingel mit dem Namen „Rubens“ versah, als er den FC Bayern trainierte.

Sein Glück hat Rehhagel beim FC Hollywood, wo man als Trainer gezwungen ist zur Duldung anderer Götter, nicht gefunden. Umso mehr zeig-

**“Ich kritisiere
Sie als Fußballer,
als Mensch sind
Sie mir heilig**

pezen zu, sonst rutscht das Ding von der Wand.“ Damals, in Essen, lernte er auch seine Beate kennen, eine belesene Frau, und bald wusste er alles über Sylt und Fifth Avenue, Romeo und Julia, er zitierte auch zu sehends Hamlet, krönte später neben Franz Beckenbauer im Frack sogar den Wiener Opernball - und glaubhaft behaupten viele

te er als selbsternannter „demokratischer Diktator“ aber an seinen sonstigen Wirkungsstätten, dass er ein grandioser Trainer war und ein innerlich lodernder Motivationskünstler, der nach eigenem Bekunden „in die Seele der Spieler schauen konnte“. Weil die sein eisenstes Prinzip („Ich kritisieren Sie als Fußballer, als Mensch sind Sie mir heilig“) zu schätzen wussten, gingen sie mit ihm durch dick und dünn

Rehhagel ist mit seinem reichen Fundus an Erfahrung im Rucksack übers Wasser gewandelt und hat daraus Wein gemacht. Als Hexer bescherte er dem Fußball mit den aussichtslosesten Außenseitern Märchen wie aus Tausendundeiner Nacht. Kein normaler Trainer wäre mit dem 1. FC Kaiserslautern aufgestiegen und anschließend gleich Deutscher Meister geworden. Oder gar mit den Griechen Europameister. Ottos Motto hieß: Hinten dicht, vorne hilft der liebe Gott, und an der Seitenlinie dessen Stellvertreter im Basislager des Fußballs. Erst als er sich mit 73 noch Hertha BSC antat, begann der Otto-Motor zu stottern, was aber seiner Lebensleistung keinen Abbruch tut.

Otto Rehhagel war ein Trainer von Welt. „Heute“, hat er in der Jubiläumsschronik seines Heimatvereins verraten, „kann ich mir alles Erster Klasse erlauben.“ Ohne Klapsmühle. Er hat sich seine Träume erfüllt.

25. März 2016

Johan Cruyff war alles. Nur nicht Weltmeister. Es gibt dafür zwei deutsche Gründe. Der eine war Berti Vogts. Vom anderen muss jetzt dringend auch einmal erzählt werden.

„Ich bin ein Spätzlesvertreter aus Stuttgart“



Der Fußball trauert. Gestern ist im Alter von erst 68 Jahren der Mann gestorben, der seinen langjährigen Weggefährten Franz Beckenbauer einst zu dem Geständnis zwang: „Ich war Weltmeister - aber Johan war der bessere Spieler.“

Johan Cruyff war der vollkommene Alleskönner. Er war Bandenchef, Spielmacher und Torjäger. Er dominierte auf der vollen Breite und Tiefe des Spielfelds, ging als Vollstrecker in die Spitze, ließ sich zurückfallen, war ein mitreißender Dribbler, diktierte das Tempo und schlug punktgenaue Pässe nach den Berechnungsmethoden der euklidischen Geometrie - als „Pythagoras des Fußballs“, wie ihn ein überwältigter Kritiker nannte.

Für den Rest war er einfach „König Johan“. Der frühe Cruyff, der Spieler, wurde dreimal Europas Fußballer des Jahres, zelebrierte mit Ajax Amsterdam den schönsten Fußball der Welt und krönte danach den FC Barcelona - und der späte Cruyff setzte als Trainer neue Maßstäbe und weihte im Rahmen der Seelenverwandtschaft seinen Ziehsohn Pep Guardiola in die Geheimnisse des majestätischen Fußballs ein, wie er ihn sich vorstellte.

Wenn es um Fußball ging, blieb bei diesem mitreißenden Holländer keine Frage offen. Bis auf eine.

Warum wurde Cruyff nicht Weltmeister?

Unter den Geschichtsforschern gibt es dazu zwei Glaubensrichtungen. Die einen mutmaßen, dass der deutsche Bundestrainer Helmut Schön die beste Idee seines Lebens hatte, als er vor dem WM-Finale am 7. Juli 1974 den zähen Berti Vogts zum Gespräch bat. Berti war eigentlich rechter Verteidiger und mied normalerweise das Mittelfeld, aus Angst, dort das Aufbauspiel der eigenen Mannschaft zu stören. Aber der kleine Gladbacher hatte Qualitäten, denen er seinen Kampfnamen „Terrier“ verdankte. „Verbeiß dich in Cruyff“, bat ihn der Bundestrainer.

„Geht in Ordnung, Herr Schön“, nickte Berti.

Das Ergebnis ist bekannt: Cruyff war im wichtigsten Spiel seines Lebens nicht Cruyff. Er litt derart unter Verfolgungswahn, dass er wegen eines Wutausbruchs schon bei Halbzeit im Kabinengang die gelbe Karte sah. Aber, und das ist die Frage aller Fragen: Hatte er diese üble Laune wirklich wegen Vogts?

Es gibt nämlich noch eine andere Geschichte, die jetzt dringend einmal erzählt werden muss, und sie stützt eher die These, dass Berti Vogts nur einer von zwei deutschen Gründen dafür war, dass Cruyff nicht Weltmeister wurde. Der andere war Guido H. Frick.

Ich will ihn kurz vorstellen. Er war Reporter bei den „Stuttgarter Nachrichten“ und mein Vorgänger. Auf dem Stuhl, den ich 1976 dort einnehmen

durfte, saß 1974 noch Frick, er hat ihn mir vorgewärmt. Der gleiche Stuhl, die gleiche Zeitung, ähnliches Schwäbisch, vergleichbare Locken - das ist der Stoff, aus dem Missverständnisse sind, und ich habe sie ein paar Jahre später zu spüren bekommen. Da wurde nämlich Arie Haan, der alte holländische WM-Libero, plötzlich VfB-Trainer in Stuttgart, und wir vertrauten uns blendend. Aber eines Tages ließ Arie die Katze aus dem Sack: „Du warst das damals mit Johan, stimmt's?“ Ich musste mir das Maul fränzig schwätzen, um es ihm auszureden.

Also, hier ist die Geschichte.

Eine Woche vor dem Münchner Endspiel betritt der pfffige Kollege Frick das Hotel „Krautkrämer“ in Hilstrup bei Münster, das der holländischen Mannschaft als WM-Camp dient. „Ich bin ein Spätzlesvertreter aus Stuttgart“, sagt er an der Rezeption und ergaunert sich tatsächlich ein Zimmer. In der folgenden Nacht, so gegen Zwei, folgt er dann den lauten Klängen des Lieds „One Way Wind“, gesungen von der holländischen Band „The Cats“. Es ist, wie sich herausstellt, Cruyffs Lieblingssong, und Frick findet den Star und drei weitere Holländer, flankiert von drei attraktiven Gespielinnen, im Zentrum einer feuchtföhlichen Party, die als Schampus- und Nacktparty frühmorgens im Swimming Pool endet. Der Spätzlesvertreter plantscht kurzerhand mit. Am nächsten Morgen kann er dann das Wasser nicht mehr halten und haut in die Tasten, und weil ihn danach auch noch „Bild“ interviewt, kommt die ganze Fußballwelt in den Genuss der packenden nächtlichen Geschehnisse um die nackte Kanone Cruyff und dessen Turtelei mit einer ansehnlichen Rothaarigen.

„Was hast Du geschrieben?“, knöpft sich der schockierte Star, als er von der Sache Wind bekommt, seinen Peiniger vor.

„Alles“, sagt Frick.

„Bist Du verrückt?“, tobt Cruyff. Seine Mitspieler Wim van Hanegem und Piet Keizer werfen sich als fliegende Holländer dazwischen und verhindern, dass der Spätzlesvertreter im nächsten Moment ärztliche Hilfe benötigt, und unverzüglich wird der Verräter dann des Hotels verwiesen, begleitet von Verwünschungen, die aus Jugendschutzgründen hier nicht wiederholt werden können.

„Johan
musste mit
seiner Frau
dann viel
telefonieren

„Johan musste mit seiner Frau dann viel telefonieren“, erinnert sich Arie Haan an die Tage danach. Andere meinen sich sogar an eine Standleitung nach Amsterdam zu erinnern, über die Cruyff bei seiner Danny versucht habe, die größten Uneben-

heiten zu glätten. Jedenfalls ahnt halb Holland bis heute, warum der Star im WM-Finale fünf Tage danach für Berti zur leichten Beute wurde.

Guido H. Frick wurde vom holländischen Fernsehen übrigens eingeladen, als König Johan viele Jahre später seinen fünfzigsten Geburtstag feierte. Er war inzwischen nicht mehr Fußballreporter, sondern Landschaftsmaler und wollte den Star mit dem Gemälde „Fischtrawler vor Texel“ besänftigen. Aber die Versöhnung schlug grässlich fehl. Johan Cruyff ließ ihn abblitzen, er wollte kein Wandgemälde.

Weltmeister hatte er werden wollen.



15. Juli 2016

Mit einem tödlichen Stich beendete Fechtweltmeister Matthias Behr 1982 das Leben seines Freundes Vladimir Smirnov und machte das eigene zum Teufelskreis. 34 Jahre nach der Tragödie wird das Schicksal jetzt vom schlechten Gewissen geplagt: Die Witwe reicht Behr die Hand - mit einer Email aus Kiew.

„Ich ließ die Rolläden runter und saß im Dunkeln“

Manchmal laufen die Dinge des Lebens nicht wie geplant - sonst würde der Mann, um den es hier geht, nicht vor mir sitzen.

Er wäre tot.

„Es war“, erinnert er sich, „ein schöner Frühlingsabend im März 2002. Doch ich habe nichts mehr davon wahrgenommen. Ich stand auf einer Autobahnbrücke. Mit einem Bein war ich über dem Geländer. Ich hatte keine

Hoffnung mehr. Ich sehnte mich nur noch danach, von diesem Gefühl, oder besser von diesem Nichtgefühl, meiner Depression, erlöst zu werden. Ich wollte ins Nichts springen.“

Was dazwischenkam?

„Ein winziger Funken Restvernunft“, sagt Matthias Behr, „weiß der Himmel woher.“

Mit der letzten Kraft, die ihm diese höhere Macht schenkte, ging der Hoffnungslose zurück auf den Parkplatz, stieg ins Auto - und fuhr wieder nach Hause, wo ein Leben auf ihn wartete, um das ihn alle Welt beneidete. Eine wunderbare Frau. Vier gesunde Kinder. Eine intakte Familie. Er war berühmt, er war Olympiasieger und Weltmeister und beruflich erfolgreich - alle hielten ihn für einen vom Glück Geküssten.

Warum will so einer tot sein?

Heute Abend strahlt die ARD die Antwort aus, drittes Programm, SWR, 22.30 Uhr - und dieses Porträt des Fechters Matthias Behr, der sein Leben wegwerfen wollte, ist die Dokumentation einer Tragödie.

Wir sitzen vor dem „Cafe-Bistro“ im Klosterhof in Tauberbischofsheim. Behr nippt an einem Capuccino, und die Sonne scheint. Damals, im Tunnel seines Lebens, war es stockdunkel. Er wollte nicht mehr. „Ich hatte zu nichts mehr Lust, kein Interesse an einem Gespräch, an der Zeitung, an der Musik. Ich hatte keinen Appetit mehr. Ich konnte nicht mehr arbeiten, ich wollte nur noch schlafen. Finstere Gedanken waren in meinen Geist eingezogen. Ich ließ die Rolläden runter und saß im Dunkeln.“

Es waren Dinge passiert, die ihn die Lebenskraft kosteten. Vor allem das eine. „Dieser Moment“, sagt Behr, „ist jetzt noch in mir präsent, als wäre es vor fünf Minuten gewesen.“ Dabei ist es ein halbes Leben her.

Rom, 19. Juli 1982. Im WM-Viertelfinale treffen die deutschen Florettfechter auf die sowjetischen, und es kommt zum Duell der Meister. Auf der einen Seite der Planche: Matthias Behr, 27 Jahre alt, Olympiasieger 1976, Weltmeister 1977, Weltcupsieger 1978. Vis a vis sein Gegner: Vladimir Smirnov, 28 Jahre alt, zweifacher Olympiasieger 1980, zweimaliger Weltmeister 1981.

„Er war mein Freund“, sagt Behr.

Sie starten eine „Attaque Simultanee“, einen gleichzeitigen Angriff. 85 Kilo prallen auf 85 Kilo, und dann geht alles ganz schnell. Behr trifft Smirnov im oberen Brustbereich, die Klinge bricht ab, und das Florett ist nicht mehr beherrschbar und die Vorwärtsbewegung nicht mehr zu kontrollieren. „Ich habe gespürt“, sagt Behr, „wie die Waffe durch die Maske ging.“ Der Rest der Tragödie ist verschwunden hinter dem Nebelschleier seiner Erinnerung. Die Klinge dringt in Smirnovs Auge ein und verletzt das Ge-

hirn. Der Getroffene bricht zusammen, liegt am Boden, überall Blut. Während sich Trainer, Betreuer und Ärzte um Smirnov kümmern, rennt Behr im Schock bis auf die Tribüne und schreit: „Nein! Nein! Nein!“ Sein Bruder Jochen, der Assistent von Bundestrainer Emil Beck, nimmt ihm die blutverschmierte Waffe schließlich ab.

Behr weint. Er ist gelähmt vor Entsetzen, als man Smirnov auf der Bahre hinausträgt. Dann kommt David Dushman, der Trainer der sowjetischen Fechterinnen, und nimmt ihn in die Arme. Dushman ist ein russischer Jude, als Soldat der Roten Armee hat er am 27. Januar 1945 den Zaun im KZ Auschwitz niedergewalzt, und jetzt tröstet er Behr: „Du kannst nichts dafür. Ein solches Unglück ist von Gott vorbestimmt.“

Vladimir Smirnov wird ein paar Tage später für tot erklärt. Behr läuft durch die Welt wie in Trance. Beck, der Trainer, zieht sich mit ihm zurück in den Bayrischen Wald, aber Behr findet keine Ruhe. Er überlegt, ob er zur Beerdigung soll, hat aber panische Angst davor, der Witwe gegenüberzutreten, „und dass man mich als Mörder beschimpft.“ Es vergehen Monate, ehe er wieder ein Florett in die Hand nimmt.

„Ich konnte nicht mehr klar denken“, erinnert er sich. Er wollte Abstand gewinnen zu dem, was ihn innerlich auffraß, aber es ging nicht. Behr: „Das Unglück hat mich auf Schritt und Tritt begleitet, und es ist bis heute so: Wenn ich im Supermarkt die Wodka-Flaschen der Marke Smirnov sehe, ist sofort wieder alles da, als ob es gestern geschehen wäre.“

Das Cafe-Bistro im Tauberbischofsheimer Klosterhof bekommt plötzlich prominenten Besuch. Behrs alter Mitfechter Dr. Thomas Bach biegt um die Ecke. Der IOC-Präsident hat zwei Straßen weiter noch sein altes Anwaltsbüro, und jetzt macht er Mittagspause, isst eine Currywurst mit Brot und erzählt, wie sie 1976 nach der olympischen Gold-Schwemme in Montreal hier auf dem Marktplatz von 30 000 begeisterten Fans mit Pauken und Trompeten empfangen wurden. Der beschauliche Flecken an der Tauber war die Fechthauptstadt der Welt.

Dann kommt Bach auf das Drama von Rom.

„Ich saß auf der Tribüne“, erzählt er. „Und da war plötzlich diese tumultartige Aufregung. An der Körperhaltung von Matthias sah ich: Es war etwas Furchtbares passiert. Sein Schock hat sich tief eingegraben in jeden, der dabei war. Es fällt mir schwer, darüber zu reden, ich weiß, wie es ihn aufwühlt. Matthias war immer sensibel in der Wahrnehmung von Stimmungen. Er war ein sensibler Kämpfer.“

Und zu sensibel, um die Tragödie zu verkraften. Behr: „In der Not habe ich mir dann eingeredet, dass ich dazu auserkoren war, für mehr Sicher-

heit im Fechten zu sorgen.“ Fünf Jahre später waren alle Klingen aus bruch-sicherem Stahl, die Westen undurchdringbar, und die Masken nicht mehr porös wie die von Smirnov. Aber der Freund war tot, und Behr wurde das Trauma nicht los. „Ständig hatte ich das Geräusch im Ohr, als die Klinge brach - und wenn ich bei einem Juniorenturnier sah, dass ein Smirnov auf der Liste stand, dachte ich gleich: Hatte Vladimir nicht einen Sohn?“

Es gab keine Hintertür aus dem Teufelskreis, Behr kam sich vor „wie ein Schuldiger, der seine lebenslängliche Strafe absitzt“. Er versuchte sich freizusprechen, indem er sich sagte: „Das ist, wie wenn du Autos fährst, und ein Kind rennt dir rein.“ So baute er sich seine Brücken - und endete trotzdem auf der Autobahnbrücke.

“*Das ist,
wie wenn
du Autos
fährst,
und ein
Kind rennt
dir rein*

Zu viel kam zusammen. Denn da war auch noch der Bruch mit Emil Beck. Behr hatte als Kind seinen Vater verloren, und der Fechtrainer Beck wurde zum Ersatzvater. Der vom Frisör zum Fechtpapst aufgestiegene „Goldschmied von der Tauber“ war, sagt Behr, als „Leistungsfanatiker ein Motor, der Tag und Nacht lief“, der Drill war brutal, aber als dankbarer Ziehsohn zog er mit bis dicht an die Selbstaufgabe. Behr: „Meine erste Ehe ist nicht zuletzt daran zerbrochen.“ Die zweite ging er mit Zita Funkenhauser ein, dem Gold-Girl von Seoul `88 - und als seine Frau kurz vor den Olympischen Spielen 1996 die Zwillinge Greta und Leandra mittels Notkaiserschnitt zur Welt brachte, sagte

Behr, der inzwischen Becks Assistent war, zu seinem Chef: „Ich kann nicht mit nach Atlanta.“

Beck reagierte verärgert, er unterstellte dem Zögling Verrat und mangelnden Teamgeist. Und als er nach dem auf eine Bronzemedaille beschränkten Flop in den USA die Schlagzeile „Vom Goldschmied zum Blechschmied“ über sich lesen musste, wies er Behr offen die Schuld zu. Der erzählt beim Rückblick von Mobbing und Psychokrieg. „Nicht einmal begrüßt hat er mich noch, es war die Hölle“, sagt Behr, „wir waren doch früher wie Vater und Sohn.“

Er wollte nicht mehr. Als er dann lebend heimkehrte von der Autobahnbrücke, bat ihn seine Frau Zita händeringend: „Du musst zum Arzt.“ Sie half ihm mit ihrer Liebe, aber als Zahnärztin war sie therapeutisch die Falsche, und er fand einen Neurologen und Psychiater in Würzburg. Seither weiß Behr: „Eine Depression mit sich allein auszumachen, ist ein fataler Fehler.“ Der Arzt hat ihn in den folgenden Jahren wieder auf die Beine gestellt.

Und dann vollends Emma Smirnova.

Vor ein paar Wochen kam plötzlich dieser Brief aus Kiew. Vierunddreißig Jahre lang hatte Behr um diesen Tag gebettelt und gebetet. Viele Briefe hatte er geschrieben in die Ukraine, über viele Wege, und versucht, der Witwe seine Gefühle zu schildern, „aber eine Antwort kam nie“. Einmal war ein TV-Team aus der Ukraine in Tauberbischofsheim, und er bat um Vermittlung. Auch da keine Antwort.

Der Filmemacher Michael Dittrich, dessen Dokumentation der Tragödie heute Abend gesendet wird, hat es dann nochmal versucht. Er spürte, wie wichtig es für Behr war. Auch Dittrich ist vom Schicksal nicht verwöhnt, von einer Auslandsreise kam er mit einem Virus heim, der ihn seither an den Rollstuhl fesselt. Alle Drähte ließ er also glühen - und am 20. April bimmelte bei Behr der Email-Alarm, und da war sie, die lang erhoffte Post.

„Hallo, Herr Matthias Behr“, schrieb Emma Smirnova, „ich freue mich, dass wir miteinander ins Gespräch kommen. Zu allererst: Ich habe Sie nie für schuldig gehalten. Dieses schreckliche Situation ist tragisch für uns beide.“

Behr weiß durch den Brief jetzt alles über die Frau, die er zur Witwe gemacht hat. Emma Smirnova ist 62. Sie hatte mit ihrem Mann Vladimir zwei Kinder, Olga ist 39 und Dmitry wurde diesen Juni 40. Der Sohn ist behindert und lebt mit ihr im Haus auf dem Land, und dank Olga ist sie Oma, die Enkel heißen Artemy und Eugen. 1987 hat Emma wieder geheiratet und einen Sohn geboren, der mit sechs Monaten an einer Virusinfektion starb.

„Der Schmerz über den Verlust eines geliebten Menschen lässt mit der Zeit nach“, schreibt Emma Smirnova an Behr. „Aber ich bedaure, nicht bei meinem Mann gewesen zu sein in diesen tragischen Tagen. Hat man Volodyas Organe für eine Transplantation verwendet? Vielleicht schlägt sein großes und gutes Herz ja noch heute irgendwo, ohne dass ich es weiß.“

„Das geht mir unter die Haut“, sagt Behr. Vor kurzem hat er mit Emma Smirnova nun auch telefoniert. Im Herbst will er nach Kiew fliegen und das Grab besuchen. Er hat ins Leben zurückgefunden, am Ende des Tunnels ist es wieder hell. „Ich bin mit mir im Reinen“, sagt Matthias Behr.

31. Oktober 2020

Wenn man einem Toten zum 100. Geburtstag gratuliert, muss es großartige Gründe geben. Wie bei Fritz Walter. Nur eines ist traurig: Erfolglos habe ich als Kind versucht, seinen 32-Schläge-Rekord auf der Minigolfanlage in Obertal im Schwarzwald zu brechen.

„Friedrich, es regnet!“



Jedes Jahr flattert mir pünktlich vor der Feriensaison ein bunter Prospekt des Hotels „Belvedere“ in den Briefkasten. Früher brachte ihn der Postbote. Heute kommt er als Email.

Waren Sie einmal im „Belvedere“?

Das Hotel in Spiez am Thuner See gilt seit 1954 als Wallfahrtsort. Jeder anständige Deutsche sollte es mindestens einmal im Leben aufsuchen und vor dem Treppchen am Eingang niederknien, und als ich vor ein paar Jahren eine Nacht dort verbrachte, gab es im Fanshop immer noch das Hemd von Fritz Walter. „Vom Originaltrikot“, garantierte das Hotel, „wurde das Schnittmuster genommen.“

Ich war damals allerdings nicht den weiten Weg in die Schweiz gefahren, um das nachgemachte Hemd des alten Helden zu kaufen, vielmehr wollte ich den unverfälschten Hauch der Heldentat atmen, und zwar dort, wo sich der Kapitän Walter und der Rechtsaußen Rahn, kurz: der „Boss“, damals jeden Morgen vor den Spiegel gestellt und rasiert hatten. Als fragte ich das freundliche Fräulein an der Rezeption: „Kann ich Zimmer 303 haben?“

Sie war untröstlich, als sie mir die bittere Wahrheit eröffnete: „Wir haben umgebaut.“

**“Aus! Aus! Das
Spiel ist aus!
Deutschland ist
Weltmeister!”**

Zimmer 303, das Basislager des Wunders, gab es nicht mehr. Umso mehr, und damit war mein Tag dann doch halbwegs gerettet, war aber in Umrissen der historische Speisesaal noch zu erkennen, in dem am 4. Juli 1954 die vermutlich wichtigsten drei Wörter des deutschen Fußballs gesprochen wurden - die DFB-Kicker saßen beim Mittagessen, als der

Nürnberger Max Morlock plötzlich durchs Fenster starrte und wie elektrisiert aufschrie.

„Friedrich, es regnet!“

Friedrich, das war Fritz Walter. „Wir nagten bei Tisch gerade die Knochen unserer Hähnchen ab“, hat der Kapitän den Glücksmoment später beschrieben. Er mochte feuchtes Gras, auf schlüpfrigem Geläuf kam seine Ballfertigkeit perfekt zum Tragen. Auch Bundestrainer Sepp Herberger zwinkerte: „Fritz, Ihr Wetter.“

Es war ein Wetter, um Helden zu zeugen. Und wir Deutsche brauchten dringend neue Helden. Die alten waren tot.

Der Rest des Tages ist Geschichte, die Bilder vom Wunder sind unauslöschlich ist allen Überlebenden gespeichert. Boss Rahns 3:2. Die patschnassen Ungarn. Die feuchtföhlichen deutschen Schlachtenbummler in

ihren Regenmänteln. Die Stimme von Herbert Zimmermann, die sich zunehmend überschlug, als er durch sein Radiomikrofon in die Heimat schrie: „Aus! Aus! Das Spiel ist aus! Deutschland ist Weltmeister!“

Der 4. Juli 1954 gilt als die wahre Geburtsstunde der Bundesrepublik Deutschland. „Wir sind wieder wer!“, spürte ein einig Volk. Die geschundene deutsche Seele traute sich über Nacht wieder zum aufrechten Gang zurück - und der deutsche Mann griff zu Lockenstab und Pomade, um so glänzend daherzukommen wie Fritz Walter.

Der war kein Gewöhnlicher. Wenn man einem Toten zum hundertsten Geburtstag gratuliert wie jetzt diesem Pfälzer, müssen schwerwiegende Gründe vorliegen.

Wo fangen wir an?

Am besten mit seinem Tor des Jahrhunderts. Am 6. Oktober 1956 spielte der 1. FC Kaiserslautern vor 110 000 Zuschauern in Leipzig gegen Wismut Karl-Marx-Stadt, gewann 5:3, und Fritz Walter gab dem DDR-Meister den goldenen Schuß. In seinem Buch „So habe ich's gemacht ...“ beschreibt er ihn so: „Der von rechts kommende Flankenball senkte sich hinter meinem Rücken. Da ließ ich mich nach vorne fallen, fast in den Handstand und schlug mit der Hacke zu. Aus zwölf, fünfzehn Metern Entfernung flog der Ball haarscharf ins obere Toreck. Dass es ein Tor wurde, war Glück. Dass ich in dieser Situation aber überhaupt an den Ball kam und ihn traf, das war kein Glück.“

Es war Können. Er war ein zärtlicher Ballstreichler, und alte Schriften schildern ihn als genialen Spielmacher und Strategen, der nebenher verteidigte und vollstreckte. In 61 Länderspielen schoss Fritz Walter 33 Tore. Aber so gut wie keines davon kam live und in voller Länge im Fernsehen, und schon gar nicht in Farbe, die Bilder lernten gerade erst laufen. Wie gut Fritz Walter war? Es ist wie bei Muhammad Ali, dessen Trainer Angelo Dundee gesagt hat: „Den besten Ali haben wir nie gesehen.“ Denn in seinen besten Jahren war Ali als Kriegsdienstverweigerer gesperrt.

Der junge Walter zog in den Krieg und hat an der Front seine beste Zeit verloren. 1940 hatte ihn der Reichstrainer Herberger erstmals nominiert, er war 19, heute würde man Wunderkind sagen, und gegen Rumänien schoss er auf Anhieb drei Tore. 1945 kehrte er dann aus der russischen Gefangenschaft heim, 1951 in die Nationalelf zurück, und er sagte: „Der Krieg hat mir die besten Jahre gestohlen.“ Er war jenseits der 30. Eigentlich war alles vorbei. Aber es fing erst an.

Das zweite Leben.

Walter spielte jetzt nicht mehr für Hitler, aber immer noch für Herber-

ger. Die Zwei waren wie Vater und verlängerter Arm, der Filigrane setzte die Ideen des Trainers um, und umgekehrt war Herberger sein Trauzeuge, als er 1948 die gutaussehende Italia Bortoluzzi zum Altar führte. Besorgt tuschelten die Pfälzer angesichts der feurigen Italienerin: „De schwarz Hex mit de rote Fingernägel, hoffentlich macht se de Fritz net fertig.“ In Wahr-



heit hat sie ihn so richtig in Fahrt gebracht. Zweimal wurde Kaiserslautern Deutscher Meister, und Atletico Madrid und Inter Mailand lockten mit Geldsäcken. Erfolgslos. „Dehäm is dehäm“, soll der Fritz gesagt haben.

Dann kam die WM 1954.

Das Wunder wird immer mit dem „Geist von Spiez“ erklärt, aber es steckte auch der Geist von Schwarzwald dahinter. Ich weiß das, mein Opa Artur stammte aus Baiersbrunn-Obertal, wir feierten dort immer unseren jährlichen Familientag, und im Gasthof „Blume“ am Eingang des

Fleckens haben Herbergers Helden bis heute ihre Spuren hinterlassen, die alten Fotos vom Wirt mit dem Sepp und dem Fritz halten die glorreiche Vergangenheit wach. Vor der WM in der Schweiz tankten die angehenden Weltmeister in Obertal die Luft für das Wunder, und auf dem Minigolfplatz stellte Fritz Walter einen neuen Rekord auf: 32 Schläge. Ich habe als Bub später jedes Jahr versucht, ihn zu brechen, aber irgendwann erfolglos kapitulierte.

Mit acht Schlägen haben es bei der WM dann die Ungarn unseren Deutschen besorgt. Ferenc Puskas und seine Puszta-Zauberer, unbesiegt in vier Jahren, zerlegten das Team um Fritz Walter in der Vorrunde in alle Einzelteile, Endstand 8:3. In Erwartung einer Niederlage hatte Herberger seine besten Spieler sicherheitshalber weggelassen, und er hätte die Demütigung besser auch seinem sensiblen Kapitän erspart. „Jahrelang war ich vor jedem Spiel so aufgeregt, dass mir schlecht wurde“, gestand Walter einmal, „ich saß dann oft bis kurz vor Anpfiff auf dem Klo.“ Das probate Gegenmittel fand Herberger, ein Fuchs in Sachen Menschenführung, aber im „Belvedere“: Auf Zimmer 303 kombinierte er den Grübler mit dem sorglosen Helmut („Boss“) Rahn, einer Stimmungskanone. „Helmut“, sagte der Chef, „baue Se mir den Fritz auf.“

Die Zwei ergänzten sich derart, dass der Grübler dann im Halbfinale zwei Elfmeterbälle seelenruhig im österreichischen Kasten versenkte und der Boss im Finale gegen die unschlagbaren Ungarn erst das 2:2 schoss und dann Herbert Zimmermann auch noch den Schrei aller Schreie entlockte: „Aus dem Hintergrund mußte Rahn schießen, Rahn schießt, Tooor, Tooor, Tooor – Tooor!“

Fritz Walter bekam als Weltmeister 2300 Mark, einen Motorroller, eine Couchgarnitur, einen Fernseher, einen Staubsauger und eine Nähmaschine. Er schrieb den Bestseller „3:2“ und spielte, um die verlorenen Kriegsjahre nachzuholen, dann auch noch die WM 1958 in Schweden. Und um ein Haar wäre es dort zum finalen Königsduell gekommen: Der 37-jährige Fritz Walter gegen den 17-jährigen Pele.

Ein furchtbares Halbfinale hat den Traum dann zerstört, speziell den des Chronisten hier, der sich achtjährig seiner ersten WM hingab. Ein Bub vergisst nichts. Ich lag vor dem Radio und habe erst gezittert und am Ende geheult. Es handelte sich um eine der damals sehr beliebten Musiktruhen, links war das Fach mit dem Eierlikör und dem Kognac, rechts der Plattenspieler mit dem Radio, und aus dem brüllten 50 000 Schweden ihr „Heja! Heja!“ an jenem fürchterlichen Abend, der damit endete, dass uns Herbert Zimmermann an die Heimatfront durchgab, wie Fritz Walter gefoult und von den Cotrainern Schön und Gawliczek vom Platz getragen wurde, den Kopf in beide Hände vergraben. Für den Rest des Spiels hinkte er wie ein Kriegsversehrter auf Rechtsaußen.

Es war Fritz Walters letztes Länderspiel. Danach wurde er Ehrenspielführer, unter anderem eine Straße, eine Schule, ein Triebwagen der Bundesbahn, ein Sekt, ein Fußballturnier, eine Stiftung und das Stadion am Betzenberg wurden nach ihm benannt, und 2002 ist er zu Grabe getragen worden. Aber er lebt.

Denn ein großer Toter stirbt nie. Im „Belvedere“ ist jahrzehntelang sein Trikot nachgebaut worden, und flankierend gab es in Deutschland anlässlich eines runden Geburtstags des Berner Wunders für 14,90 Euro auch noch einen Regenschirm mit dem Aufdruck „Fritz-Walter-Wetter“. Er war dem Schirm nachempfunden, den man dem deutschen Kapitän hingehalten hatte, als ihm FIFA-Präsident Jules Rimet damals im Wankdorfstadion den WM-Pokal überreichte.

Es war ein Sauwetter am 4. Juli 1954 – aber so hat es der Fritz gewollt.



Khedira vor der WM: Kreuzbandriss

25. April 2014

Der Knall ist kurz. Es macht plopp und peng, die Achillessehne ist durch, der WM-Traum hängt plötzlich in der Luft wie der Wadenmuskel - und unversehens gerät man als Journalist in einen Wettlauf mit drei Fußballstars, die Weltmeister werden wollen.

„Khedira führt, knapp vor Ihnen“

Die folgende Kolumne ist aus medizinischer Sicht lebensgefährlich – sie kann zu einer Thrombose führen.

Doc Frölich macht sich jedenfalls große Sorgen. Alle paar Tage legt er die Stirn in Runzeln, mustert streng den geschwollenen Fuß mit der rötlich schimmernden Wunde und fragt sich, ob ich mich an seine heilsamen Verordnungen wirklich halte. “Geben Sie sich”, will er wissen, “immer pünktlich die Spritze?”

“Jeden Abend”, nicke ich, “mal rechts vom Nabel, mal links.”

“Nehmen Sie die Tablette?”

“Vorschriftsmäßig”, schwöre ich.

“Und das Bein”, bohrt er weiter, “legen Sie es immer schön hoch?”

“Ja”, lüge ich.

Zur Grundstellung eines Journalisten gehört es, beim Schreiben den Fuß unter dem Tisch zu haben, aber mein Doktor will unbedingt, dass ich ihn auf den Tisch lege und meine Kolumnen in den kommenden Wochen mit gestrecktem Bein formuliere. Wenn beim Fußball einer mit dem gestreckten Bein daherkommt, zieht der Schiedsrichter aus der Hose sofort die Arschkarte: glatt Rot. Doch Dr. Thomas Frölich denkt anders. Rein in einen Sessel, befiehlt er mir, Laptop auf den Bauch, ein paar dicke Kissen auf einen Schemel und das malade Bein drauf, und zwar so, dass der Fuß auf Herzhöhe liegt. Wenn ich dann zaghaft einwende, dass keine Kolumne solche Verrenkungen aushält und ich mir vorkomme wie ein Einarmiger beim Einwurf, sagt er nur: “Wollen Sie nun zur WM - oder nicht?”

Alles ist gebucht. Sepp Blatter hat meine Anwesenheit in Brasilien amtlich genehmigt, der Flug ist am 7. Juni, meine Hacienda beim DFB-Hotel „Campo Bahia“ in Santo Andre gleich um die Ecke, und Jogi Löws Zauberer legen größten Wert darauf, dass ich komme, denn bei meinen neun WM-Teilnahmen sind wir zweimal Weltmeister, zweimal Vizeweltmeister und zweimal Dritter geworden. Und ausgerechnet jetzt dieser herbe Rückschlag. Ich leide wie Michael Ballack, der vor der WM vor vier Jahren in Südafrika in Gips gelegt wurde, oder wie Sami Khedira jetzt nach seinem Kreuzbandriss.

Man sollte kurz vor einer Fußball-WM als Journalist nicht mehr Tennis spielen und schon gar nicht mit einem pfeilschnellen Schritt nach links zu einer spektakulären Rückhandpeitsche ansetzen. Plopp hat es gemacht, einfach plopp. Vielleicht war es auch ein Peng, jedenfalls war es ein jäher Knall, und dank der Gnade der frühen Geburt wusste mir sofort klar: Genau so war es auch bei Uwe, am 20. Februar 1965, Waldstadion, Eintracht gegen den HSV, 56. Spielminute. Anderntags, frisch operiert, sagte Uwe Seeler: “Ich dachte, da unten hat mich ein Elefant getreten.”

So ein Achillessehnenriss kann einen Ochsen töten, ich schwöre es. Man fällt um wie erschlagen, spürt zunächst einen ekligen Schmerz, sehnt sich nach der Vollnarkose, das Bein hat keine Kontrolle mehr, der Wadenmuskel hängt haltlos im Nichts, und das auch noch in Amerika. Hinkend habe ich mir eine Mullbinde und einen Stützstrumpf besorgt, mich auf den Flughafen in Miami geschleppt und nach der Landung in Echtingen direkt weiter in die Praxis zu Doc Frölich, dem früheren VfB-Meisterarzt. Seine Diagnose nach der Kernspintomografie, kurz und verletzend: “Abriss.”



Kobe Bryant, der Basketballkönig, kämpft mit einem solchen seit Monaten. Auch Rosi Mittermaier, erzählt der Doc, hat es einmal erwischt, beim Slalom, trotz des dicken Skistiefels. "Mich übrigens auch", sagt er und zeigt mir die Narbe. Es trifft offenbar nur die Besten, und man ist fast froh, dazugehören zu dürfen. Er hat mich dann also operiert, und es

gibt nichts Schöneres, als hinterher wieder aufzuwachen - in der Hoffnung, dass es einem ergeht wie Seeler, der über sein damaliges Krankenzimmer noch heute schwärmt: "Überall standen Blumen. Auch die Briefe, die gekommen sind, waren herzerreißend".

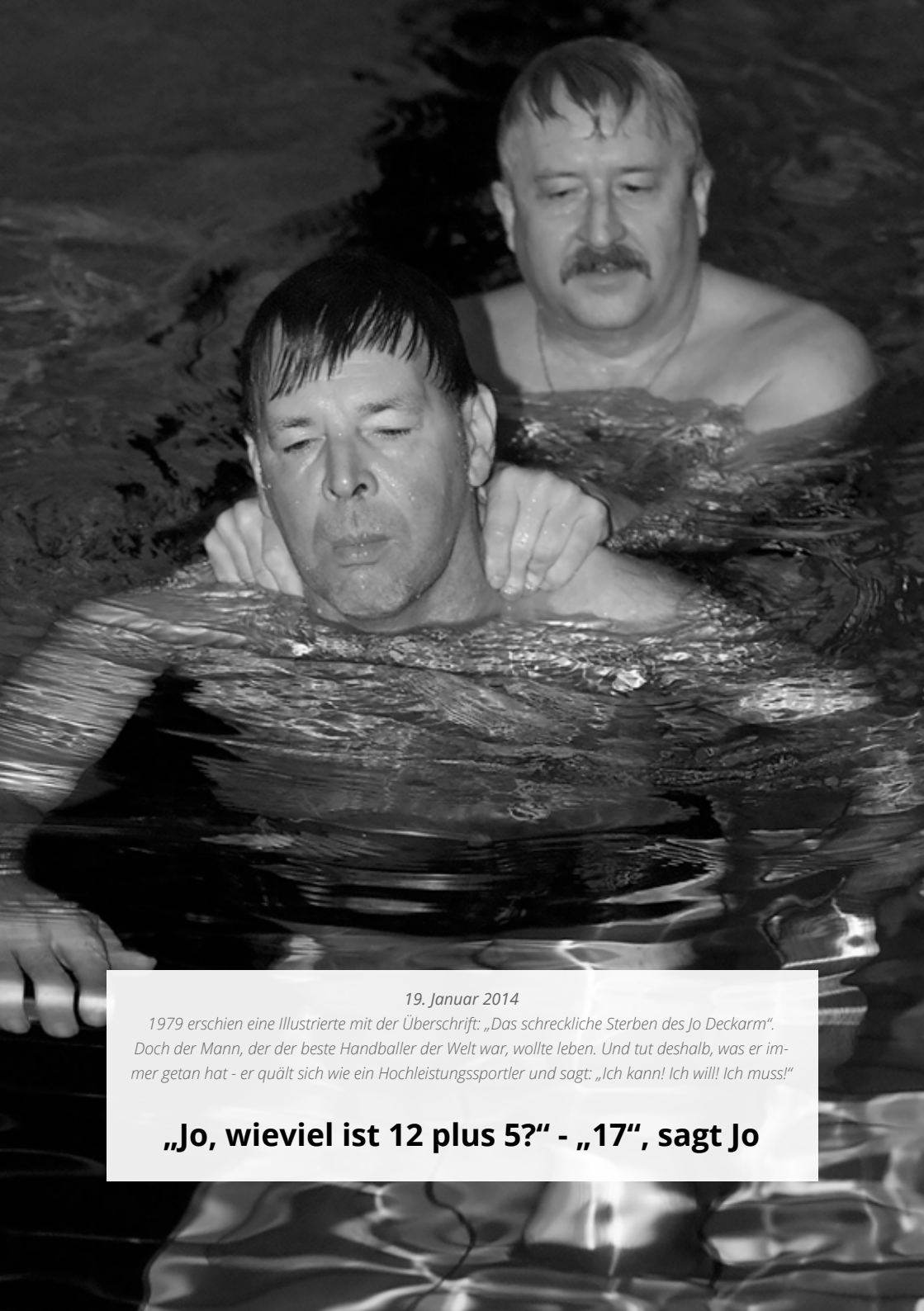
Uwe war schon ein halbes Jahr später wieder fast der Alte und hat, obwohl ein Achillessehnenriss zu der Zeit noch als sicherer Karriereabschluss galt, die deutsche Mannschaft mit einem Spezialschuh zum 2:1 gegen Schweden und zur WM 1966 geschossen.

"Disziplin ist alles", trichtert Doc Frölich mir nun Tag für Tag ein und motiviert mich stets mit dem Hinweis auf Sami Khedira, der mit seinem Knie neulich wieder bei ihm im VfB-Rehazentrum vorbeigeschaut hat. Außerdem betreut er Hoffenheims belgischen Torwart Koen Casteels, dessen WM-Träume plötzlich bedroht sind durch einen Schienbeinbruch, und vor ein paar Tagen ist auch Dimitri Tarasow von Lok Moskau wieder zu ihm hergefliegen. Kreuzbandriss. Frölich, als heilender Hexer bis in Putins Reich bekannt, soll auch dem Russen die WM retten.

„Wer von uns“, frage ich ihn zitternd, „hat die besten Karten?“

Doc Frölich zermartert sich kurz das Hirn, grübelt, wägt ab und sagt dann: "Khedira, knapp vor Ihnen."

Und ich dachte schon, meine Chance sei kleiner als die einer Sau beim Metzger. Aber das ist der Vorteil eines Kolumnisten: Er muss in einem Spiel nicht zwölf Kilometer rennen, sondern nur zwölf Kilometer sitzen.



19. Januar 2014

1979 erschien eine Illustrierte mit der Überschrift: „Das schreckliche Sterben des Jo Deckarm“. Doch der Mann, der der beste Handballer der Welt war, wollte leben. Und tut deshalb, was er immer getan hat - er quält sich wie ein Hochleistungssportler und sagt: „Ich kann! Ich will! Ich muss!“

„Jo, wieviel ist 12 plus 5?“ - „17“, sagt Jo

Das kurze Gedicht handelt vom eisernen Willen, von der inneren Kraft und der Überwindung. Das Gedicht ist holprig, aber es reimt sich, und es geht so:

*„Sollte Dir mal `was nicht gelingen, zeige keinen Verdruss,
handle stets nach dem Grundsatz: Ich kann! Ich will! Ich muss!“*

Der Mann, der den kleinen Vers zu Papier gebracht hat, ist tot. 1995 ist Werner Hürter gestorben, aber sein Gedicht lebt. Es lebt fort in Jo Deckarm, dessen Jugendtrainer, Lehrer, väterlicher Freund und Beschützer er war und für den er es verfasst hat - damals, in der Aussichtslosigkeit nach der Tragödie. Das Gedicht ist ein Appell: Bestimme selbst deinen Lebenslauf! Gib dich auch an schlimmen Tagen nicht auf! Finde dich nicht ab mit dem Schicksal!

Jo kann. Jo will. Jo muss.

Jo kämpft.

Saarbrücken, Hermann-Neuberger-Sportschule. Auf unsicheren Beinen und mit kleinen, behutsamen Schritten nähert sich ein behinderter Schwimmer dem Startblock zu Bahn 1. Er gibt sich Mühe, das Gleichgewicht zu halten und nicht zu stolpern. Dann steigt er langsam hinauf, bringt sorgfältig die Füße in Stellung, geht sachte in die Knie und wartet auf das Kommando des Betreuers.

„3...2...1 - Sprung!“

Der behinderte Schwimmer streckt die Arme aus, stößt sich ab und hechtet ins Wasser. Als er wieder auftaucht, sage ich ihm, dass ich ihn bewundere für das grandiose Beispiel, das er vielen Menschen gibt, die in ihrer Hoffnungslosigkeit kurz davor sind, zu kapitulieren – und dass das überhaupt ein ganz großartiger Kopfsprung war.

„Üben, üben, üben“, lacht Jo Deckarm.

Ist das, frage ich ihn, der ungebrochene Ehrgeiz des alten Wettkämpfers, der Sie da immer noch antreibt?

Der Behinderte nickt. Er sucht nach den richtigen Worten und antwortet dann mit seiner tiefen Stimme: „Ja. Nur das Ziel ist jetzt anders. Früher wollte ich Weltmeister werden. Heute will ich gesund werden.“

Ganz ähnlich wie an jenem Morgen vor ein paar Jahren in Saarbrücken, als ich ihm bei seinem Reha-Training zuschauen durfte, hat es Jo Deckarm neulich wieder gesagt. Nur ist es diesmal nicht um ihn gegangen, sondern um Michael Schumacher. Als Deckarm von Freunden berichtet bekam, dass der Rennfahrer nach seinem Skiunfall im Koma liegt, sagte er: „Früher hat er um Punkte gekämpft. Jetzt muss er um sein Leben kämpfen. Aber der schafft das!“

Joachim („Jo“) Deckarm ist diesbezüglich Experte. Wer, wenn nicht er. Er weiß, wovon er redet, und es sind immer zwei Anlässe, an denen er gefragt wird zum Behauptungswillen und Kampfesmut des Spitzensportlers: Entweder ist wieder etwas Furchbares passiert – oder er hat einen runden Geburtstag. So wie heute.

Sechzig wird er, und in seiner Heimatstadt Saarbrücken wird gefeiert. Die „Hall of Fame“, die Heldenhalle des deutschen Sports, widmet ihrem prominenten Mitglied eine Ausstellung, und viele werden kommen, um zu gratulieren und sich mit ihm freuen. Denn dass eines fernen Tages nochmal so ein fröhliches Fest stattfinden würde, hätte kaum einer gedacht, als 1979 eine große Illustrierte mit der Geschichte erschien: „Das schreckliche Sterben des Handballers Jo Deckarm.“ Es war nur die halbe Wahrheit. Inzwischen wissen wir die volle, und sie steht als Titel auf seiner Biografie: „Die zwei Leben des Joachim Deckarm.“

Das erste Leben endet mit der erschütternden Szene, die es noch verschwommen auf Videos gibt. Budapest, 30. März 1979. Der VfL Gummersbach spielt im Europacup der Landesmeister bei Banyasz Tatabanya, und der Star ist der Weltmeister Deckarm. Er ist 25 und ein Idol seiner Zeit. „Goldarm“ nennen sie ihn, und Bundestrainer Vlado Stenzel sagt: „Er ist der beste Handballer der Welt.“ In der 23. Spielminute, es ist 17.15 Uhr, stürzt Deckarm – und knallt mit dem Kopf auf den Betonboden der alten Halle.

Doppelter Schädelbasisbruch, Hirnhautriß, Quetschungen, schweres Schädel-Hirn-Trauma. 131 Tage im Koma. Drei Jahre verbringt der Verunglückte danach in Reha-Zentren, er gilt als Pflegefall, die Ärzte und Neurologen resignieren. Ein zerstörtes Leben. Dieser früher fast unbesiegbare Modellathlet, 194 Zentimeter, 85 Kilo, sitzt im Rollstuhl, der hochintelligente Mathematikstudent ist über Nacht geistig reduziert auf den Stand eines Kleinkinds.

Doch einer will es nicht wahrhaben: Werner Hürter, sein alter Trainer. Er kennt Jo. Er schreibt sein Gedicht, und Schritt für Schritt geht er mit Deckarm den Weg in das zweite Leben. Bewegungstherapie. Muskelaufbau.



Gedächtnisschulung. Sie sind Dauergäste im Traumatologischen Institut der Uniklinik in Freiburg, und dort staunt der Arzt Dr. Armin Klümper, wie Hürter seinen Schützling anfangs „wie einen Sack auf den Schultern in die Klinik schleift“.

Jo Deckarm lernt das Leben nochmal von vorne. Sprechen. Denken. Gehen. Essen. Schreiben. Dreizehn Jahre arbeitet Hürter mit ihm, und als der Trainer stirbt, setzen dessen Freund Albert Hippchen, ein pensionierter Polizist, und Rainer Peters, ein Regierungsschulrat, den Hilfsplan fort. Und Deckarm macht Fortschritte. Sprache. Erinnerung. Konzentration. Rechnen. Er liest Zeitungen. Spielt Schach. Übt am Computer. Und notiert stolz: „Neuer persönlicher Rekord im Gehen: 200 Meter ohne fremde Hilfe.“

Vier Stunden Sport, jeden Tag. Gleichgewichtsübungen. Motorikschulung. Deckarm lädt mich ein, ich darf dabei sein, und schon morgens um Neun geht es auf der Gymnastikmatte zur Sache. „Auf, Jo“, fordert Hippchen, „zeig mir, wie du in Form bist!“ Und sein Schützling zeigt es ihm. „Wer rastet, der rostet“, sagt Jo. Dann kommt das Schwimmen. „Jo, wieviel ist 12 plus 5?“, fragt Betreuer Peters vom Beckenrand. „17“, ruft Deckarm aus dem Wasser, krault weiter und bekommt gleich die nächste Rechenaufgabe. Bewegen und überlegen, Denksport für Körper und Kopf. Schritt für Schritt geht es zurück ins Leben, auf dem Ergometer tritt er irgendwann wieder mit 200 Watt in die Pedale, und an einem sonnigen Tag lässt sich Deckarm einen Fallschirm umschnallen und segelt im Tandem mit Eberhard Gienger, dem Ex-Meisterturner, vom Himmel.

„Aufstecken“, sagt er, „ist nicht meine Art.“

Seit 2002 lebt Jo Deckarm in einem Heim für betreutes Wohnen. Sein Zustand erlaubt ihm ein kontrolliertes Leben, und diszipliniert trainiert er weiterhin seine zwanzig Stunden in der Woche, damit es so bleibt, wofür er ausgezeichnet wurde mit einem Preis für „unbändigen Lebenswillen“. Den hat ihm auch Heiner Brand, sein alter WM-Kumpel, persönlich bescheinigt: „Es ist großartig, was Jo aus sich gemacht hat.“

Keiner sollte sich wundern, wenn die WM-Helden von 1978 ihrem einstigen Scharfschützen heute ein Ständchen bringen. Sie laden ihn immer wieder zu ihren Treffen ein, und bei einem gemeinsamen Ausflug auf die Schwäbische Alb wurde er einmal gefragt, wie er sich unter den alten Kumpels denn so fühlt. „Wie ein Weltmeister“, sagte Deckarm.

„Jo hat manches vergessen“, sagt sein Betreuer Peters an jenem Tag im Schwimmbad, „aber er weiß genau, wer er war.“

Der Beste.



31. Juli 2019

Der meistdiskutierte Deutsche in der Vergangenheit und Gegenwart des Fußballs droht mit seinem Abschied in den Ruhestand. Vor allem für uns Journalisten ist ein Leben danach eigentlich sinnlos - denn nahezu fünfzig Jahre lang hielten uns nur drei Dinge aufrecht.

„Hoeneß! Hoeneß! Hoeneß!“

Die Fußballer wissen schon, warum sie sich nach Siegen im DFB-Pokal immer zum Freudenchor versammeln und den Gassenhauer durch die Kabine schmetterten: „Berlin, Berlin, wir fahren nach Berlin!“ Berlin ist eine Reise wert. Aber auch um zu erfahren, was moderner Journalismus ist, muss man heutzutage unbedingt nach Berlin. Die Stadt ist voll mit Kollegen, die es einem schlüssig erklären.

Einmal war ich zu Besuch bei einer dortigen Zeitung, für die ich eine wöchentliche Kolumne schreibe. Der Sportchef schenkte mir eine aufschlussreiche Führung durchs Haus, und irgendwann standen wir im imposanten „News Room“. An der Wand hing eine gigantische elektronische Tafel, wie man sie ganz ähnlich auch aus dem NASA-Weltraumzentrum in Houston kennt, bunte Zahlen flackerten auf, und der Kollege deutete auf eine hysterisch zuckende Top-Ten-Liste.

„Das sind“, erklärte er mir, „die im Moment meistgelesenen Texte im Land. Durch ihre Klicks sagen die Leser uns Medien, was sie lesen wollen. Du bist beispielsweise automatisch ganz vorne dabei, wenn in der Rubrik deiner Kolumne der Name Hoeneß vorkommt. Was zählt, sind drei Dinge: Hoeneß! Hoeneß! Hoeneß!“

Liebe Leser, Sie werden spätestens jetzt die Überschrift verstehen, die über dieser Geschichte steht. Aber vor allem werden Sie mein Entsetzen nach der Schreckensnachricht verstehen, die uns dieser Tage erreicht hat. Ganz Bayern und halb Deutschland sind erschüttert wie damals, als Papst Benedikt bekanntgab: „Das war`s.“

Uli Hoeneß will aufhören.

Im Herbst. Einfach so. Ohne Rücksicht darauf, dass er ein halbes Jahrhundert lang unser Salz in der Suppe war. Sein Wort war Gesetz, vom Berg Sinai herunter hat der Bayernboss seine zehn Gebote verkündet und als letzte Instanz der Fußballwelt gezeigt, wo der Hammer hängt. Wenn er sagte, dass Lothar Matthäus bei den Bayern unter ihm nicht einmal Greenkeeper wird, wurde Lothar Matthäus nicht Greenkeeper.

Und nun das.

Der einzige Trost kommt von Andreas Rettig. Der kaufmännische Geschäftsleiter des FC St.Pauli hat übers Wochenende versucht, den Abschiedsschmerz mit dem fragwürdigen Vorschlag zu verkleinern: „Wir müssen davon wegkommen, zu glauben, dass wir alle unersetzlich sind. Der Friedhof ist voll von diesen Menschen.“ Böse Zungen werfen Rettig jetzt vor, dass da der Setzling über den Gärtner lästert. Seine steile These („Auch ohne Uli Hoeneß wird weiter Fußball gespielt“) mag ja richtig sein - aber was soll beispielsweise aus uns Journalisten werden?

Helmut Markwort beispielsweise möchte sich mit dem Kopf voraus irgendwohin stürzen, fix und fertig ist er. Er hat einst das Nachrichtenmagazin „Focus“ gegründet, war dort lange Chefredakteur („Fakten, Fakten, Fakten!“) und bittet Hoeneß jetzt flehentlich, sich bittschön nicht als Rentner an den Tegernsee zurückzuziehen: „Sollte sich eine Initiative gründen mit dem Titel ‚Uli, wir brauchen Dich‘, ich wäre ihr erster Unterzeichner.“

“*Sollte sich eine Initiative gründen mit dem Titel ‚Uli, wir brauchen Dich‘, ich wäre ihr erster Unterzeichner*“

Fakt ist: Der Abgang von Hoeneß schadet uns Journalisten mehr als das Bleiben vieler Langweiler. Seit tief im letzten Jahrhundert hat er uns Sternstunden aller Art geschenkt, erst als weltmeisterlicher Lockenkopf und Wirbelwind im Gras, dann als Bayernmacher am Regiepult und Mikrofon, und sogar aus dem Gefängnis heraus hat er den Fußballzirkus noch so gut es ging gefüttert mit dem Stoff, aus dem die Schlagzeilen sind. Wird sich je wieder ein Präsident finden, der seinen Vorstandschef Kalle Rummenigge in einer Pressekonferenz zum Schutz der Bayernprofis über Artikel 1 des Grundgesetzes dozieren lässt („Die Würde des Menschen ist unantastbar“) und dann selbst im nächsten Moment

den Verteidiger Bernat auf ein Tiefstmaß der Unwürdigkeit herunterputzt („Er hat Scheißdreck gespielt“)? Danke, Uli, sagte die Pressemeute im Saal, klopfte sich brüllend auf die Schenkel und haute in die Tasten.

Hoeneß hat es nie zugelassen, dass der Fußball fad wurde. Christoph Daum war so gut wie Bundestrainer, bis dann der Bayer wie aus dem Nichts die zunächst rätselhafte Bemerkung ausstieß: „Der DFB kann doch keine Aktion `Keine Macht den Drogen` starten und Herr Daum hat vielleicht damit etwas zu tun.“ Kurz danach waren wir alle schlauer, denn Daums kokainhaltige Frisur hielt der gerichtsmedizinischen Haaranalyse nicht stand. Irgendwie schien Hoeneß immer etwas mehr zu riechen oder zu wissen als andere, und oft erinnerte er einen an die alte Schule von Robert Schwan, der sein Vorgänger als Bayernmanager war und von sich behauptet hat: „Ich kenne nur zwei intelligente Menschen: Schwan am Vormittag und Schwan am Nachmittag.“ Hoeneß schaffte es auch noch abends.

Jede Blähung, die diesem Außergewöhnlichen in den vergangenen nun schon bald fünfzig Jahren entfahren ist, wurde anschließend ausdebattiert mit Pro oder Kontra. Hoeneß gilt als einer der mestdiskutierten Deutschen in Vergangenheit und Gegenwart, und seinem Bayernsportchef ist deshalb

vor kurzem schier der Kragen geplatzt. Hasan („Brazzo“) Salihamidzic ist ein armer Kerl, denn er hat einen unaussprechlichen Namen, einen undankbaren Job - aber vor allem einen Präsidenten, der einen langen Schatten wirft.

Eigentlich begann alles harmlos. In der Presserunde ging es darum, ob die Bayern ihren kolumbianischen Ballzauberer James Rodriguez über den Sommer hinaus behalten, und arglos sagte einer der Reporter zu Salihamidzic: „Uli Hoeneß hat gesagt...“.

Wie angestochen trat der Sportchef verbal sofort um sich. Vermutlich kann er das unausrottbare Geschwätz nicht mehr hören, dass er als Gehherda der Bosse und Brazzo für alles nur die Pokale in der Vitrine abstaubt, die Flüge bestellt und in den Hotels die Betten probeliert, jedenfalls fauchte er aus dickem Hals fuchsteufelswild zurück: „Was sagen Sie mir immer, was der Uli Hoeneß gesagt hat? Das interessiert mich doch nicht, was der Uli Hoeneß gesagt hat. Jede Frage fängt mit Uli Hoeneß an. Uli Hoeneß, Uli Hoeneß. Wenn der Uli Hoeneß was sagt, dann fragt doch Uli Hoeneß. Ich will doch nicht die Aussagen von Uli Hoeneß kommentieren. Das interessiert mich doch nicht.“

Andere dafür umso mehr.

Der Tag im kommenden Herbst, an dem Hoeneß aufhört, wird für uns Medien ein grausamer sein. Jahrzehntlang hat er uns die Auflage und die Einschaltquote erhöht oder im Internet ein Feuerwerk an Klicks ausgelöst. Beispielhaft waren die denkwürdigen Stunden, in denen Hoeneß wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, unvergesslich bleibt der „Liveticker“ in „Bild“ über diesen ersten Tag in Freiheit - aus Platzgründen kann ich die Reportage hier nur stark gekürzt wiedergeben, aber auch der folgende kurze Auszug lässt uns alle noch rückwirkend mit der Zunge schnalzen:

„9.40 Uhr: Zur Hoeneß-Villa zieht eine sechsköpfige Kapelle. Die Musiker spielen bayrische Volksmusik und werden mit einem Weißwurst-Frühstück bewirtet.

10.22 Uhr: Drei Kästen Bier werden zum Haus von Hoeneß geliefert. Draußen ist es knapp über Null Grad bei Schneefall.

11.13 Uhr: Die Kapelle zieht ab. Dirigent Weber füttert seine Schweine im Stall.

Gegen 16 Uhr legen sich Uli und seine Frau Susi zu einem Nachmittagsschlafchen hin.

17 Uhr: Das Haus liegt im Dunkeln. Kein Licht in den Zimmern. Für Uli Hoeneß geht der lange Tag in Freiheit zu Ende.“

Aber vor allem ging für uns Journalisten endlich die lange Zeit zu Ende, in der wir uns selbst wie eingesperrt vorkamen. Hoeneß im Gefängnis, allein

schon dieser Gedanke war eigentlich undenkbar, sogar Lothar Matthäus vergaß kurz die Demütigung mit dem Stadiongärtner und sagte: „Das mit dem Uli ist eine traurige Geschichte.“ Mit dem Gesicht, das er dazu machte, hätte Matthäus auf dem leeren Präsidentenstuhl in der Allianz-Arena einen Kranz niederlegen können. Und die besonders kernigen Hoeneß-Fans forderten mit „Free Uli!“-Plakaten damals sogar die sofortige Freilassung des Inhaftierten, bevor dem womöglich in Landsberg am Lech auch noch die Zelle zugewiesen wurde, in der Adolf Hitler einst als Putschist in Festungshaft saß. Im Übrigen lief im Internet die Umfrage: „Haben Sie Mitleid mit Uli Hoeneß?“ Ein „Ja“ wurde nicht angeboten.

Ich habe auf „Ja“ geklickt.

Das wird jetzt nicht jeder verstehen. Darf man Mitleid mit einem haben, wenn in Euro gerechnet 28 Millionen Gründe dagegen sprechen? Lassen Sie es mich so erklären: Das Leben ist zu kurz, um billigen Wein zu trinken oder es mit Langweilern zu vergeuden, und Hoeneß war, weißgott, keiner. Er konnte einem, wenn er in Form war, sogar das Frühstück verderben - und er war immer in Form.

Stellen Sie sich einen sonnigen Montagmorgen vor. Man sitzt als Journalist daheim arglos beim Frühstück, trinkt seinen Kaffee, liest in der Zeitung die Kolumne, die man verbrochen hat, und mitten ins Butterhörnchen hinein bimmelt plötzlich das Telefon, und am anderen Ende meldet sich ein streitbarer Geist mit den bedrohlichen Worten: „Hier ist Uli Hoeneß, ich ärgere mich gerade wieder furchtbar über Sie.“ Dann wird es lauter, er grunzelt, und wir hauen uns in alter schwäbischer Verbundenheit gegenseitig ein paar richtig gute Argumente um die Ohren - bis die Luft wieder rein ist.

Befruchtender kann eine Woche nicht beginnen. Uli Hoeneß hat mich immer angespornt. Bei den Guten strengt man sich an, und er war der Beste. Er hatte nie das gewisse Nichts wie so viele andere. Mit seinem gewissen Etwas wusste er, was er wollte und er sagte, was er dachte. Man konnte sich an ihm reiben und über alles reden, sogar über den Tod, dem



er in den 1980ern bei seinem Flugzeugabsturz von der Schippe gesprungen war. „Wie verändert einen das?“, wollte ich von Hoeneß wenig später wissen, und er sagte: „Ich habe überlebt. Gestorben ist der andere in mir, der vor allem ans Geschäft und ans Geld dachte.“ Ein paar Jahre danach habe ich ihm dieselbe Frage noch einmal gestellt, und er fügte das Update hinzu: „Ein anderer Mensch? Andere Werte? Ja, am Anfang. Doch man wird schnell wieder zum alten Hektiker.“

Zum Haudegen Hoeneß ist er geworden, berühmt und berüchtigt, gefürchtet und geliebt, pfiffig und schlau. Kennen Sie den? Drei Vereinsbosse stehen am Grab eines Spielervermittlers, dem sie noch Geld schulden. Dortmunds Watzke wirft das Bündel Scheine korrekt abgezählt in den Sarg, Schalkes Tönnies legt sogar noch ein Trinkgeld dazu. Und was macht Hoeneß? Einen dicken Scheck mit einer fünfstelligen Zahl lässt er ins Grab fallen, worauf der Pfarrer sagt: „Feiner Kerl.“

Ja, er war mal so und mal anders, aber immer Hoeneß. Er war, wie er war und für uns Journalisten Gold wert, weil er keinen Krieg scheute und nur ungern Gefangene machte. „Bei Ihnen ist alle Theorie“, beschimpfte er einmal bei einem seiner richtungsweisenden Talkshowauftritte die Gewerkschafterin Engelen-Kefer, „Sie haben in Ihrem Leben noch nie ein Paar Bratwürste verkauft!“ Er schon, als Bub, in der elterlichen Metzgerei auf dem Ulmer Eselsberg, und seither weiß er, was eine blinde Bratwurst ist. Unwürdige und Unschuldige hat er auf Einsfünfzig mit Hut kurzgestaucht, zu Recht oder selbstgerecht, trefflich oder besserwisserisch, offenherzig und aufbrausend. Der Kabarettist Günter Grünwald hat dankenswerter Weise das alles einmal zusammengefasst und in seiner TV-Show im Bayrischen Rundfunk rhetorisch gefragt: „Was ist der Unterschied zwischen Uli Hoeneß und dem lieben Gott? Der liebe Gott weiß, dass er nicht Uli Hoeneß ist.“ Das war ein verdammt guter Scherz - aber plötzlich macht es keinen Spaß mehr, darüber schallend zu lachen.

Gibt es ein Leben nach Uli Hoeneß?

Allenfalls für Andreas Rettig. Oder für die Stimmungstöter, die sich auf den Tag freuen, an dem sie von Hoeneß nichts mehr hören, sehen und lesen. Aber dieser Tag wird nie kommen. Denn der Leser ist König, und er zeigt uns Journalisten durch seine Klicks, was er will. Deshalb schwöre ich: Egal, ob ich über Boxen, Tennis oder Skifahren schreibe - in die Überschrift kommt weiterhin Uli Hoeneß.

Danke für Ihr Verständnis.



8. April 2007

„Ich muss eines ganz ehrlich sagen“ - so beginnt Jan Ullrich im TV-Talk gelegentlich einen Satz. Sofort denken dann viele an Erich Honecker, Bill Clinton und andere Ehrenworte und fragen sich: Braucht auch der Sport einen Lügendetektor?

„Ich habe nie gedopt“

Welche schlechte Angewohnheit haben Sportler, Politiker und Schauspieler gemeinsam? Roger Moore alias James („007“) Bond hat es verraten: „Ich gebe ungern Interviews, weil ich immer Schwierigkeiten habe, mich an die Lügen zu erinnern, die ich beim letzten Mal erzählt habe.“

Womit wir zu Jan Ullrich kommen.

Was der beim letzten Mal erzählt hat, in der Talkshow bei „Beckmann“ in der ARD, ist nun auch schon wieder so lange her, dass Deutschlands berühmtest-berüchtigtster Radfahrer in letzter Zeit sicherheitshalber gar keine Interviews gegeben hat, um sich nicht zu verlaufen im Irrgarten seiner vie-

len Erzählungen. Die bisher verwegenste war das Ehrenwort „Ich habe nie gedopt“ – womit Ullrich sogar Bill Clinton in den Schatten stellt, genau gesagt dessen unvergesslichen Schwur: „Ich habe keine sexuellen Beziehungen mit Miss Lewinsky gehabt.“

Während der US-Expräsident damals aber die Hose wenigstens geringfügig heruntergelassen und eingeräumt hat, dass da im Oral Office des Weißen Hauses schon ein bisschen was war, präsentiert sich der Ex-Toursieger weiter als die Unschuld vom Lande: Obwohl ihm die im Labor des Madrider Dopingdoktors Eufemiano Fuentes beschlagnahmten Blutbeutel zweifelndfrei zugeordnet wurden, geht Ullrich nicht in Sack und Asche. Er bedauert keine Pille, verflucht keine Spritze und sagt weder zu Gott noch zur Welt sorry, sondern schwört Dinge, dass sich die Balken biegen.

Hoffentlich stimmt wenigstens die Sache mit seinem Audi S 4 Avant 4.2 V8 quattro. Den hat Ullrich auf der Internetseite „Autoscout 24“ mit dem Hinweis „Bekannter Besitzer“ für 84 000 Schweizer Franken zum Verkauf angeboten. Der rasante Schlitten - 344 PS, 10 500 Kilometer – wurde zuletzt von seiner Exfreundin Gaby gefahren. Sie ist die Mutter seines Kindes und backt einen köstlichen Schwarzwälder Guglhupf.

Ich weiß das, denn Anfang der 90er Jahre habe ich ihn hineingebissen, daheim bei den beiden in Merdingen, anlässlich eines Interviews mit dem frühen Jan. Er war damals 21 und galt als Jahrhunderttalent, aber was mir besonders auffiel, war seine erfrischende Ehrlichkeit. „Ich bin keiner von den ganz Fleißigen“, hat er gesagt, „wenn ich allein bin, steh ich auch mal um Zehne erst auf und trainiere um Elfe.“ Richtig bequem könne er sein, mit mancher faulen Woche dazwischen, hat er mir brühwarm verraten. Ich war beeindruckt von seiner kerzengeraden Art und habe daran wieder denken müssen, als er später einmal wegen Anständigkeit den Tour-Sieg verschenkte: Damals, als Lance Armstrong beim Anstieg nach Luz-Ardiden kopfüber aus dem Sattel stürzte – und Ullrich auf den gestrauchelten Amerikaner wartete, statt auf und davon zu fahren und die unwiederbringliche Chance zu nutzen.

Gelegentlich frisst der Zirkus des Sports seine Kinder. Ein halbes Jahr, bevor Ben Johnson in Seoul `88 für den spektakulärsten Dopingskandal der Geschichte sorgte, habe ich den Kanadier einen Abend lang erlebt als netten, offenen Burschen, der aussah wie eine ehrliche Haut. Jetzt war Johnson unlängst im ZDF-Sportstudio und hat in einem zähen Gespräch nicht das Geringste zugegeben, sondern die Moderatorin Katrin Müller-Hohenstein fast vorwurfsvoll angegiftet: „Es dopen doch alle!“ Der Abend war grau-sam, aber wenigstens auf seine Art hat Johnson der Wahrheitsfindung ge-

dient: Weil alle dopen, fühlt sich keiner als Täter, sondern jeder als Opfer.

Kurz: im Recht.

Dieses Unschuldsbewusstsein der besonderen Art führt zu der Situation, die der Sport ständig erlebt: Noch nie ist mit so leichtem Gewissen so viel gelogen worden. Ungeniert scharen sich die schamlosesten Schlawiner vor den unschuldigen Mikrofonen und schwören beim Augenlicht aller, die ihnen wichtig sind, jeden Meineid.

Braucht der Sport den Lügendetektor?

Freiwillig wird jedenfalls immer weniger zugegeben. Toursieger Floyd Landis ist überführt, der 100-Meter-Sprinter Justin Gatlin nicht minder, doch beide streiten alles ab, wie so gut wie jeder, der erwischt wird. Welche Verschwörungstheorie darf man glauben? Ich übertrage die Verantwortung meinen Fingerspitzen. Ich glaube zwar dem Langläufer Dieter Baumann, wenn er sagt, dass seine Zahnpasta von verschwörerischen Dopingschergeren in alter Stasi-Manier verseucht wurde, aber ich glaube nicht dem Radprofi Gilberto Simoni, der behauptet: „Das Kokain muss im Tee meiner Tante gewesen sein.“ Noch viel weniger glaube ich seinem Kollegen Frank Vandenbroucke („Das Asthmamittel ist für meinen Hund“), und schon gar nicht dem Bobfahrer Lenny Paul („Das Nandrolon stammt vom Hackfleisch meiner Spaghetti-Soße“). Mit den mitreißendsten Fensterreden beteuern die Ertappten ihre Unschuld - und setzen auf die alte These, dass die Menschen mehr glauben wollen, als man denkt.

Jedenfalls folgt auch der Sport immer öfter dem Beispiel der Schauspielerrei oder der Politik, ganz im Sinne von Roger Moore oder des früheren Ministerpräsidenten Uwe Barschel, der gegen seinen Ruf als Bspitzler des Gegenkandidaten Björn Engholm im schleswig-holsteinischen Wahlkampf einst mit dem Schwur vorging: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich wiederhole: Mein Ehrenwort, dass die gegen mich erhobenen Vorwürfe haltlos sind.“ Ehe man Barschel dann tot in der Badewanne eines Genfer Hotels fand, stützte dieses Ehrenwort vorübergehend durchaus noch seine Beliebtheit.



Lohnt sich das Leugnen?

Als eingefleischter Ullrich-Fan hat sich dieser Tage ein gewisser Walter I. aus W. in „Bild“ so geäußert: „Der Mann wird mehr gejagt als Kinderschänder und Kindermörder. Es würde mich nicht wundern, wenn er länger in den Bau muss als ein Schwerverbrecher. Armes Deutschland!“ Unter dieser relativierenden Realitätsverweigerung leiden nicht nur viele erwischten Sportler, sondern auch viele ergebene Fans, die im schlimmsten Fall gar nicht mehr wissen wollen, warum beispielsweise Ullrichs Anwälte so zäh bemüht waren, die zum Zwecke des Abgleichs mit der in Deutschland gelagerten DNA-Probe benötigten Blutbeutel aus Madrid am Überschreiten der Grenze zu hindern – und die treu und brav nicken, wenn Ullrich in der Talkshow bei Beckmann sagt: „Welche Schuld denn? Was läuft denn gegen mich? Es läuft doch nichts.“

Reinhold Beckmann war an jenem peinlichen Abend gezwungen, die heikelste Frage nicht seinem Gast, sondern sich selbst zu stellen: Wie nagle ich einen Pudding an die Wand? Der Pudding hat gewabbelte und geschwabbelte, nach links und rechts ist er weggeschwappt, geschmeidig nach oben und unten weggeklappt und glitschig weggelappt, bis auch vollends der Letzte nicht mehr verstand, was der Pudding meinte. „Ich muss eines ganz ehrlich sagen“, sagte Ullrich plötzlich, und alle hielten den Atem an – er hat dann aber doch nur wieder gesagt, dass er ein ehrlicher Kerl ist, und dass seine wahren Fans das auch wissen.

„Die Leute“, sagt Ullrich, „sind total nett, sie holen sich immer noch Autogramme.“

Warum sollte er diese Getreuen mit einem Geständnis ihres Glücks berauben, auf die Gefahr hin, dass er sie dann verliert? Das Leugnen ist eine verlockende Alternative. Auch der designierte Bundestrainer Christoph Daum schwor bis unmittelbar vor dem Tag der kokainhaltigen Haarprobe, die ihn zu Fall brachte: „Ich habe ein absolut reines Gewissen“. Er profitierte dabei von einer inneren Kühnheit, wie man sie bis dahin nur vom DDR-Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht gekannt hatte, in Form seiner Bekanntmachung anno 1961: „Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten.“

Noch viel weniger hat Jan Ullrich offenbar die Absicht, irgendetwas zu gestehen. Im Gegenteil, wie hat er neulich, menschlich zutiefst enttäuscht, erklärt: „Ich traue keiner Socke mehr über den Weg.“ Es ist schon eine verrückte Welt - diese verkehrte Welt der verlogenen Politiker, Schauspieler, Sportler und sonstigen Socken.



Krankl am Boden, Deutschland am Boden

16. Juni 2008

Nie haben wir Deutschen so gekrankelt wie am 21. Juni 1978 bei der „Schmach von Cordoba“. Hansi Krankl schoss, Edi Finger brüllte, und wir Piefkes auf der Tribüne schämten uns. Hirnforscher sprechen vom großdeutschen Bruderkrieg. Nur der Schiedsrichter ließ sich nicht anstecken - er war Jude.

„De Deitschn hammas zaagt“

Als unangefochtener Verkaufsschlager unter den T-Shirts gilt weltweit das mit dem Konterfei Che Guevaras, doch in Österreich liegt es in der Hitliste der Hemden dieser Tage abgeschlagen an zweiter Stelle.

Wien trägt Cordoba.

„Cordoba“ – bei Tag und Nacht stolpert zur Zeit jeder EM-Schlachtenbummler, der sich leichtsinniger Weise als Deutscher zu erkennen gibt, über diesen zündenden Schriftzug. In Scharen bauen sich ekstatische Österreicher sofort vor ihm auf und tippen sich mit mehreren

Fingern gleichzeitig brüllend an dieses magische Wort auf der Brust: Cordoba.

Cordoba grüßt. Cordoba ist allgegenwärtig. Im Wiener Prater dampft schon der Kessel, denn heute Abend ist es soweit: Österreich empfängt im Ernst-Happel-Stadion uns Piefkes zur EM-Stunde der Wahrheit – mit diesem bedrohlichen, in jede verfügbare Kamera geschmetterten Schlachtruf: „Cordoba, wir kommen!“

Cirka neun von zehn Modebewussten, die sich als Che Guevara verkleiden, haben in aller Regel nicht den leisesten Zweifel, dass sich hinter diesem verwegenen Lockenkopf auf ihrer Brust ein viel zu früh verstorbener Rockstar verbirgt – doch umso mehr werden sich andere fragen: Wer oder was ist Cordoba?

Die Gnade der frühen Geburt ermöglicht es mir, zurückzublüättern in die Tiefen der fußballerischen Urgeschichte – und als Überlebender zu berichten von jenem WM-Bruderkampf, der am 21. Juni 1978 im fernen argentinischen Cordoba stattfand und dem Wiener Trainerschandmaul Max Merkel Recht gab, der schon immer behauptet hatte: „Das Beste am österreichischen Fußball ist der Rundfunk.“ In der Tat war der Fernsehreporter Edi Finger an jenem rätselhaften Tag, als dieses Bergvolk von Skifahrern unsere deutschen Versager mit 3:2 bis auf die Knochen blamierte, besser als alles, was der Wiener Fußball vorher und nachher zu bieten hatte.

Der tragische Höhepunkt war, bringen wir ihn schnell hinter uns, die vorletzte Minute. Augen und Ohren habe ich mir als wehrloses Opfer auf der Tribüne des Stadions Chateau Carrera zuhalten müssen, so sind die Sieger um mich herum in die Luft gegangen. Der Kommentator Finger saß ein paar Meter weiter schräg oben, er ist gleichzeitig implodiert und explodiert, hat den Kranklhansi und Gott und die Welt und sein Mikrofon umarmt, und bevor er dasselbe vollends verschluckt hat, brüllte er noch schnell durch bis nach Wien: „Tooor! Tooor! Tooor! Tooor! Tooor! Tooor! I werd narrisch, wir fall`n uns um den Hals, der Kollege Riefel, der Diplomingenieur Bosch, wir busseln uns ab.“

Jessas, was hatten sie die Hänseleien satt.

Die Deutschen, diese überheblichen Piefkes. 47 unbesiegte Jahre lang hatten wir die Österreicher dermaßen wund gespielt, dass jeder anständige Wiener, sobald ihn ein Tourist aus Wanne-Eickel nach dem Weg zum Riesenrad fragte, durch seine zusammengebissenen Zähne fletschte: „An Piefke sog i goar nix.“

Auch unsere amtierenden Weltmeister waren vor diesem Spiel in Cordoba frei von Selbstzweifeln und hatten sogar öffentlich ausgerechnet, wie es

zum WM-Finale doch wieder reichen könnte. Fünf Törchen gegen Österreich, und alles war noch drin. Die Wiener waren, als man ihnen von diesen Kalkulationen berichtete, gereizt bis aufs Blut, vor allem Hans Krankl, der stürmende Autoschlosser, schäumte: „De Deitschn, immer de Deitschn. Wann i das Gol net troff`n hab, hat`s ghaasn: Schaug dir den Gerd Müller an – dös is aaner.“

Der Müller war als deutscher Bomber der Nation inzwischen zwar nicht mehr dabei, aber auch so begann alles total normal. 1:0 durch Rummenigge. Auf Rechtsaußen schilderte der deutsche Flügelgott Rüdiger Abramczik dem Wiener Verteidiger Robert Sara beiläufig sein Grundgehalt auf Schalke und fragte mitteilend: „Kriegst du für Fußball eigentlich auch Geld?“

Den Wienern sind die Schläfen geschwollen. Hansi Krankl hat Berti Vogts dann so bedrängt, dass der deutsche Kapitän die Beine verwechselte, Eigentor, 1:1. Und plötzlich schrie Edi Finger: „Sara, der Burli, streichelt das Balli, und jetzt Krankl, Schuss ins Eck und Toor, Toor, Toor, da... da... da fehlen mir die Worte, da müsst i a Dichter sein!“ Bernd Hölzenbein hat zwar nochmal den Ausgleich gemacht, doch der Krankl hat es dann vollends gerichtet. Ganz Austria lag sich danach im Alpenrausch in den Armen, in Grinzing tanzten sie auf den Tischen, mit den Folgen der Ekstase („De Deitschn hammas zaagt“) haben sich fortan Freuds Erben in der Psychoanalyse beschäftigt, und das Denkmal Krankl sang sich als „Johann K.“ mit der Wiener Version des Paul-Anka-Songs „Lonely Boy“ zehn Wochen lang in die Hitparade - und hat irgendwann, weil kein Österreicher mehr etwas anderes von ihm wissen wollte, nur noch gestöhnt: „Selbst wenn wir im Pfidschigogerln gegen die Deutschen gewinnen, kommen`s und fragen mich wieder über Cordoba.“

Cordoba, das war für die wunde Seele. Für die Österreicher gab es nichts Schöneres, als von der WM in Argentinien anderntags mit den nun gleichfalls ausgeschiedenen Deutschen nach Hause zu fliegen. Speziell Krankls Gegenspieler Rolf Rüssmann krankelte - zur Geisterstunde, ein paar Stunden nach dem Spiel, zog der Schalker seinen gepackten Koffer durch den Park des DFB-Quartiers in Ascochinga und heulte Rotz und Wasser, nicht



einmal wir Reporter mit unseren Beileidsgesichtern waren ihm noch Trost genug.

Mit allen Beteiligten sind die Gefühle damals in Cordoba Schlitten gefahren, die Deutschen wurden von der Scham überwältigt, die Österreicher vom Glück. Nur einer hat sich nicht anstecken lassen - der Schiedsrichter.

Ein paar Tage später, genau gesagt am Morgen nach dem WM-Finale, fliege ich von Buenos Aires nach Miami, um mich dort von den aufreibenden Strapazen des Turniers zu erholen, und auf dem Platz neben mir im Flugzeug, der Zufall liebt solche Spinnereien, sitzt Abraham Klein, der Schiedsrichter des Cordoba-Spiels. Zwei Tage zuvor hat der Israeli auch noch das Spiel um den dritten Platz geleitet, und er ist spürbar enttäuscht, nicht das Finale bekommen zu haben. Undurchschaubare Ränkespiele kosteten Klein das Spiel seines Lebens - obwohl er zu der Zeit der Beste war.

Auf jeden Fall war er aber der beste und unparteiischste Schiedsrichter, den der deutsch-wienerische Bruderkampf in Cordoba haben konnte. Klein hatte als Kind im rumänischen Timisoara den Krieg und die Nazis überlebt, er hatte in den Gaskammern in Auschwitz Verwandte und Freunde verloren, und nun piff er bei der Fußball-Weltmeisterschaft plötzlich Deutschland gegen Österreich. Und er piff so, dass sich nicht einmal die Verlierer benachteiligt fühlten, alle Welt hat ihn mit Komplimenten überschüttet: Fehlerfrei, perfekt, gerecht - und das in diesem heiklen Spiel.

„Für mich war es ein leichtes Spiel“, hat mir Abraham Klein irgendwo über dem Atlantischen Ozean beigebracht, „wie hätte ich als Jude in Gefahr geraten können, einen von beiden zu bevorzugen und nicht neutral zu sein?“

Wir haben das Spiel im Flug noch einmal durchgespielt. Aber es blieb beim 3:2 für die Österreicher.



WM-Finale 1990: Hauptsache Elfmeter

12. April 2020

Rudi Völler wird Sechzig. Das Fußballvolk liebt ihn, obwohl ihn manchmal grässlich die Wut packt. Oder gerade deswegen? Er ist kein Heiliger. Aber dafür ein Mensch.

„Ruuuuuudi!“

Rudi Völler wird morgen Sechzig. Aber so, wie die Dinge stehen, muss er seinen runden Geburtstag in der häuslichen Quarantäne feiern, und seine Gäste singen ihm ihr „Happy Birthday“ im Rahmen der Videokonferenz. Hoffentlich erzählt dann wenigstens einer, um die Party halbwegs zu retten, die kürzeste Anekdote, die es zu Völler gibt - jenen denkwürdigen Flugzeugdialog mit einer schottischen Stewardess kurz vor dem Start.

Sie fragte: „Are you ready?“

Darauf er: „No, I am Rudi.“

Jörg Wontorra, sein alter TV-Wegbegleiter aus Bremer Zeiten, rezitiert diesen zündenden Zweizeiler gelegentlich, und das Publikum klopf sich

dann auf die Schenkel und schmettert den bekannten Ohrwurm durchs Studio, der sich auf die Melodie von `Guantanamera` stützt und den die Band „La Rocca“ umgetextet hat zu einem deutschen Volkslied: „Es gibt nur ein' Rudi Völler.“

Nur wer das gewisse Etwas hat, wird derart besungen. Die Kölner Mundartband „De Höhner“ hat Völler den Hit „Tante Käthe“ gewidmet, in besonderer Würdigung des Spitznamens, den sich der frühe Rudi in den 80ern verdiente, als er mit einer zuvor in dieser gekräuselten Art nirgends gesehenen Minipli-Dauerwelle auf Torjagd ging. Und wehe, er hat einmal drei Spiele lang nicht getroffen, gleich kam zur musikalischen Untermalung der Ladehemmung die Single heraus: „Was ist bloß mit Rudi los?“ Doch schnell und zuverlässig hat der Kanonier dann wieder vollstreckt, flankiert vom langgezogensten Schlachtruf des deutschen Fußballs, mit mindestens fünf bis sechs u` s.

„Ruuuuuudi!“

Soviel Liebe in einem Wort hat man in den Fußballstadien selten gehört, nur früher bei Uwe Seeler, kurz: „Uwe!“ Die Älteren erinnern sich auch noch an das „Williiii!“ für Willi Schulz. Der säbelbeinige Schalker war als rustikaler Ausputzer und „World-Cup-Willi“ anno `66 ein cooler Hund und gab Interviews, in denen er Philosophien verkündete wie die: „Wommer ma sagen, da liegt ainer im Strafraum, und du bist nicht bereit, dem dā Kopp abzutreten, dann wirste kainer.“ Man hätte Schulz dafür verhaften können, wegen angedrohter Körperverletzung mit Todesfolge, aber stattdessen wurde er Kult. „Williiii!“ gellte es durchs weite Rund.

Wann ging das „Ruuuuuudi“ los?

Die Kultforscher streiten. Die einen behaupten, das Kosewort habe seinen Ursprung im WM-Finale 1990, als Völler kurz vor Schluss im argentinischen Strafraum einfach jäh umfiel, mit wunderbaren Folgen. Elfmeter. Einsnull. Weltmeister. Andere vermuten, dass er erst so richtig zum Ruuuuudi wurde, als er als Teamchef anno 2002 mit seiner fußkranken Truppe ins WM-Endspiel stolperte. Die Wahrheit ist aber eine andere: Es war seine Wutrede von 2003, die ihm die vielen u` s beschert hat.

“**Sauerei,
Mist, Käse,
Schwachsinn,
Scheißdreck**

Lange galt ja Giovanni Trapattoni („Flaschen leer“) in puncto Zorn als Maestro und Maß aller Dinge. Bis zu Rudis Rundumschlag gegen die ARD-Nörgler Netzer, Delling und Hartmann. Nie war die deutsche Samstagabendunterhaltung besser als an jenem Samstagabend, in der furiosen

dritten Halbzeit nach einem hart erkämpften Nullnull auf Island. Es war ein Kick zum Davonlaufen, und als auch die Interviews der deutschen Spieler nach dem Abpfiff das Niveau nicht hoben, fragte ARD-Experte Günter Netzer entsetzt: „Warum sagen die nicht einfach, dass sie einen schönen Mist spielen?“

Das ließ sich Völler nicht bieten. Rudi ging in die Luft: Nullnull auswärts, ist das denn nichts? Haben wir diesen von der Atlantikgischte gebeizten Naturburschen nicht tapfer die Stirn geboten? Für Völler waren die Isländer keine leichte Beute mehr wie beispielsweise noch 1960 - damals kamen sie zum Länderspiel direkt von ihren Fischkuttern, traten noch mit Wollmützen und Rohrstiefeln an, und mit den Tornetzen, die ihnen Charly Dörfel und Uns Uwe beim 5:0 vollgeballert haben, haben sie anderntags wieder ihre Heringe aus dem Meer gefischt.

„Es gibt im Fußball keine Kleinen mehr“, gab es Rudi den ARD-Stinktiefeln an besagtem Wut-Samstag also mit dem Holzhammer, und er hat sich regelrecht ausgekotzt, mit Waldi Hartmann als Spucknapf. „Du hockst hier bequem auf deinem Stuhl, hast drei Weizenbier getrunken und bist schön locker“, putzte er den Moderator herunter. „Weißbier“, korrigierte ihn Waldi, doch Rudi war nicht mehr zu bremsen. „Sauerei, Mist, Käse, Schwachsinn, Scheißdreck“, rüpelte er die Unflätigkeiten nur so herunter und machte vor allem Netzer einen Kopf kürzer: „Was der früher gespielt hat, war doch Standfußball.“

Heldenschändung war das, mindestens aber Majestätsbeleidigung, immerhin war Netzer der Kopf des deutschen Ramba-Zamba-Zauberteams von 1971. Egal, der Jähzornausbruch hat den heißblütigen Hessen berühmter gemacht als alle seine Tore. In der TV-Gesellschaftsshow „Unsere Besten“ suchte der Moderator Johannes B. Kerner kurz danach die größten Deutschen aller Zeiten, und Völler zog bei der Abstimmung sofort leichtfüßig vorbei an Richard Wagner, Friedrich Schiller, Hermann Hesse oder Thomas Mann. Und an Netzer sowieso. Dem halfen auch seine guten Manieren nicht mehr, er stand da wie ein Nestbeschmutzer. Über Völler dagegen hieß es: Er ist ein Mensch wie du und ich, er hat das Herz auf dem richtigen Fleck.

Und dann hat er auch noch diese perfekte Biografie. Wo immer er als Torjäger war, überall hat er für Ruhm und Ehre gesorgt, von 1960 über Werder bis Leverkusen. Und als Vorzeigedeutscher hat er unser Ansehen auch auswärts gemehrt, beim AS Rom oder als Champions-League-Sieger bei Olympique Marseille. Aber bleiben wir beim Wesentlichen: 47 Tore in 90 Länderspielen. Drei WM-Turniere. Drei EM-Endrunden. Vizeweltmeister.



Weltmeister. Wenn ein Tor her musste: Rudi war da.

Oder wenn ein Trainer her musste.

Wie damals, nach Erich Ribbeck, in der Jahrtausendwende. Es war die finsterste Zeit des deutschen Fußballs. Als Übergangsretter ging Völler ins Feuer, als Teamchef sollte er die Zeit überbrücken, bis Christoph Daum als Bundestrainer zur Verfügung stand. Aber dann hielt dessen kokainhaltiger Haarschnitt der gerichtsmedizinischen Analyse nicht stand. Völler musste also weitermachen, er war unverdächtig, auf seinem Lockenkopf hätten sich allenfalls noch Spuren der Spucke nachweisen lassen, mit der ihm Frank Rijkaard bei der WM 1990 die Haare gegelt und die Frisur ruiniert hatte.

Im Achtelfinale war das damals, in Mailand. Beide sahen Rot, was ein Witz war, denn Völler hatte eigentlich wenig verbrochen, aber die kurze Sperre hat Rudi dann auf einer Arschbacke abgesehen, und ein paar Tage später waren wir Weltmeister. Der Dank des Vaterlands war ihm fortan sicher - jedenfalls würde ich jeden Meineid schwören, dass Rudi sich im argentinischen Strafraum nicht einfach hat fallen lassen.

Berti Vogts hat einmal als Bundestrainer auf die Frage, was Völler so beliebt macht, gesagt: „Sein Herz.“ Es ist so groß, dass sogar alle ein Auge zugeedrückt haben, als er dieses Herz zweimal verlor. „Ich habe Frau und Kinder verlassen“, hat Völler damals gesagt, „macht mit mir, was ihr wollt, aber laßt meine Familie in Ruhe.“

Man kann ihm nicht böse sein. Als das einzig Krumme an ihm gilt sein chronischen Beckenschiefstand, ansonsten geht er kerzengerade durchs Leben, und er wäre vermutlich ein tadelloser Heiliger, wenn der Fußball

nicht wäre. Der macht ihn gelegentlich zu einem, den er selbst nicht kennt, es ist wie im Gruselklassiker „Dr. Jekyll und Mr. Hyde“, jener makabren Studie des doppelten Ichs, in der sich der ehrenwerte Doktor Jekyll zwanghaft in den ekelhaften Mister Hyde zu verwandeln pflegt. „Entgeistert“, liest man, „stand Henry Jekyll bisweilen vor Edward Hydes Taten.“ Wie der Rudi bisweilen vor dem Völler.

Wehe, das Teufelchen in ihm rastet aus. Dann knöpft er sich geschwind sehschwache Schiedsrichter vor oder auch Mario Basler. Der zog einmal über Bayer 04 Leverkusen vom Leder („Ein Klub ohne Emotionen, ohne Fans, ohne alles“), worauf Völler nicht lange fragte, ob Basler vier oder fünf Pils intus hatte, sondern sagte: „Er ist ein Pausenclown, und zwar ein schlechter.“ Auch Paul Breitner kam nicht viel besser weg, als er Völler einmal anpinkelte. „Alle wissen“, schoss Rudi zurück, „daß der Breitner ein Arschloch ist, aber keiner will es laut sagen.“

Nur er. Wenn ihn der Mut zur Wut übermannt, zählt Völler nicht bis drei, sondern stürzt sich ins Wortgefecht. In der letzten Saison fragte ihn ein „Sky“-Interviewer: „Können Sie, Stand heute, sagen, dass Heiko Herrlich am 18. Spieltag noch Trainer von Bayer 04 Leverkusen sein wird?“ Darauf Völler: „Können Sie mir sagen, dass Sie im nächsten Jahr noch Field-Reporter bei Sky sind?“

Sicher ist nur, dass Rudi Völler in Leverkusen bis 2022 die sportlichen Geschäfte regelt. Mindestens zwei Jahre bleibt er uns also noch erhalten, dieser alte, graue Wolf, der ein besonnener, stiller Mensch sein kann, aber schon im nächsten Moment ein „Rudi Rambo“ („Bild“). Weiter so.

Langweiler gibt es genug.



28. Mai 2013

Bodo Illgner hat ein weißes Herz in der Brust. Es schlägt für seinen Ex-Klub, der mehr ist als ein Verein. Zu Real Madrid wollen die Besten der Besten - im „Weißen Ballett“ zu spielen ist die königliche Krönung für alle Mozarts und Beethovens des Fußballs.

„Und Brahms auf der Reservebank“

Der Woodfield Country Club in Boca Raton ist eine dieser typisch amerikanischen Wohnanlagen, in die man mit dem Auto nicht einfach ungestraft hineinfahren kann – vereitelt wird das von einem Schlagbaum. Im Pförtnerhäuschen sitzt eine freundliche Uniformierte und fragt: „Wer erwartet Sie?“

„Mister Illgner“, sage ich.

Die Freundliche geht im Computer die Liste der Bewohner durch und schüttelt den Kopf: „Wie heißt der Mann? Können Sie den Namen buchstabieren?“

„I-l-l-g-n-e-r.“

„Doppel-L?“, fragt die Ahnungslose. Doch dann glätten sich ihre Gesichtszüge, die Schranke geht hoch, und im nächsten Moment fahre ich durch ein Paradies aus prächtigen Palmen, exotischen Pflanzen, azurblauen Wasserwegen und schicken Behausungen, die um einen sattgrünen Golfplatz herum gebaut sind – und das nobelste Gebäude ist ein schlossgleiches Klubhaus.

Bodo Illgner wartet schon in einem plüschigen Sofa. Er sieht aus wie früher, altes Kampfgewicht, drahtig, fester Händedruck – so hat er schon im WM-Finale 1990 gegen die Argentinier zugepackt. Wobei sich, zugegeben, seine einzige nennenswerte Rettungstat in jenem Spiel auf das Entschärfen einer komplizierten Kopfballrückgabe von Andy Brehme beschränkte. Egal, der Kölner hat die Prüfung gemeistert und das Zunull gehalten, wir wurden Weltmeister, und bis auf diese amerikanische Pfortnerin, die ihn jetzt von der Außenwelt abschottet, wissen Milliarden Menschen, dass Mister Illgner mit Doppel-L einmal ein weltberühmter Torwart war. Auch hier in Florida hat sein Name durchaus seine Leuchtkraft – er muss halt die Amerikaner meiden.

Wer erkennt Sie?

„Die Südamerikaner“, sagt Illgner, „wegen meiner Zeit bei Real.“

Real Madrid ist der Klub, der hier zählt. Es gibt in Florida Latinos wie Sand am Meer, und die Gärtner, die in Illgners Anlage den Golfplatz wässern, das Gras frisieren und die Palmen kürzen, wissen noch, wer er ist. Sie pfeifen auf Football und Baseball, sie schauen sich im Fernsehen ihren Fußball an, und regelmäßig sehen Sie Illgner beim Sportsender „beIN“ als Experten – jeden Montag fährt er mit dem Auto die knappe Stunde hinunter ins TV-Studio in Miami, bereitet seine Zuschauer auf die anstehenden Champions-League-Spiele vor und erklärt ihnen, warum es nichts Größeres gibt als Real.

Um der Bedeutung dieses Fußballklubs wenigstens halbwegs gerecht zu werden, will ich mit Peter Schöttel beginnen. Man muß ihn nicht kennen, er ist Österreicher, fußballerisch also kaum der Rede wert – aber technisch brillant war die Antwort, die er anlässlich der WM 1998 auf die Frage gab, welche Schlagzeile er am liebsten über sich lesen würde. Sie hieß: „Schöttel sagt dem spanischen Nobelklub Real Madrid ab.“

Wer das schafft, ist ein Held. Es schafft nur keiner. Denn Real ist das Maß aller Dinge. Als unser deutscher Nationalstürmer Gerald Asamoah von Schalke 04 nach einem kläglichen Fehlschuß aufs leere Tor von einem Kritiker einmal attackiert wurde, wurde er fuchsteufelswild. „Wenn ich jeden

rein machen würde“, stauchte Asamoah den Nörgler zusammen, „würde ich bei Real Madrid spielen.“

Also dort, wo die Besten spielen. Di Stefano und Puskas, Raul und Figo, Beckham und Kaka oder die zwei Ronaldos – alle waren oder sind Teil dieses Mythos, dieser Hexerei des „Weißen Balletts“ im Variete. Real ist Gänsehaut. Als die Spanier anlässlich ihres 100. Geburtstags vom Weltverband FIFA zum besten Fußballklub des 20. Jahrhunderts gekürt wurden, war das nur die Hälfte der Wahrheit. „Real“, sagt nämlich Paul Breitner unter dem Kopfnicken vieler, „ist mehr als ein Verein.“ Eine Diva. Eine Legende. Der helle Wahnsinn. Zu den sagenhaften Erzählungen über die magische Anziehungskraft dieses Klubs gehört auch eine über Breitner, sogar der hat sich fangen lassen. Obwohl der bayrische Weltmeister zu der Zeit noch gelegentlich auf links und Revoluzzer machte, gerne auch einmal fotogen mit der Mao-Bibel im Arm, scheute er nicht zurück vor dem ehemaligen Klub des Caudillo Franco. „Da muß ich“, pflegte Breitner zu sagen, „erst meine Frau und meinen Hund fragen“ – offenbar waren beide auch in dem Fall dafür.

Natürlich schafft es nicht jeder zu Real. Die, die es nicht schaffen, überlegen sich dann gute Ausreden oder trösten sich damit, dass sie den größten Klub der Welt zumindest einmal besiegt haben. Alan Kennedy vom FC Liverpool beginnt noch heute als beliebter Stargast bei Geburtstagen und Privatparties seine Festrede gerne mit dem Satz: „Also mein goldenes Tor anno `81 im Cupfinale gegen Real ging so...“

An auffallend vielen Spielen, die weder Fußballer noch Fans je vergessen, war Real beteiligt, vor allem am 18. Mai 1960. Vor 128 000 Zuschau-

ern im Hampden Park in Glasgow forderte die Frankfurter Eintracht die weißen Götter im Finale des Europacups der Landesmeister, und Deutschland saß komplett vor dem Bildschirm, darunter auch ich als Bub. Erst bin ich vor Freude an die

**“Seien wir ehrlich,
Real hätte auch 15
Tore schießen können**

Decke gesprungen, weil Richard Kress das 1:0 machte, aber dann nur noch mit offenem Mund dagehockt, und Rudi Michel ist am Mikrofon immer mucksmäuschenstill geworden. Denn Puskas und di Stefano haben dem armen Loy im Eintrachtkasten sieben Stück verpasst, und der einzige Trost kam hinterher vom Bundestrainer Sepp Herberger: „Seien wir ehrlich, Real hätte auch 15 Tore schießen können.“

Mit einem gnädigen 7:3 hat das Feuerwerk geendet, und jedes Tor kann

ich heute noch fehlerlos nacherzählen, aber vor allem den Angriff von Real: Canario, del Sol, di Stefano, Puskas, Gento. In einer alten Schrift findet sich dazu die Würdigung: "Nie wieder wird es einen solchen Sturm geben. Man muss sich vorstellen, Bach, Mozart, Beethoven, Haydn und Händel hätten alle zusammen für den Fürstbischof von Salzburg komponiert. Zur gleichen Zeit, das gleiche Concerto, am gleichen Klavier. Mit Brahms auf der Reservebank."

Das Weiße Ballett hat den Zuschauern schon damals den Schlaf geraubt, und mittlerweile haben Zidane und Figo, Raul und Ronaldo diesen Fußball noch derart verfeinert, dass Real sogar den Papst in der Tasche hat. Johannes Paul II, Mitgliedsnummer 222 305, ist verzückt wie die ganze Welt - bis auf den FC Barcelona. Der Erzrivale kommt im Schatten dieser fast religiösen Verehrung um vor Neid. Als Real einmal für den Küchenausstatter „Zanussi“ Brustwerbung betrieb, wurde dieser von den Katalanen kollektiv boykottiert. „In Barcelona durfte Zanussi danach nicht einmal mehr eine Platte auf dem Herd im Obdachlosenheim reparieren“, erinnert sich Günter Netzer. Auch der „King vom Bökelberg“ war ein Königlicher in Madrid.

Jeder will zu Real, es winkt die Unsterblichkeit. Ronaldo, der große Brazilianer, hat sich den Weg sogar mit Gewalt freigeschlagen – als übler Raffen ist er bei seinem alten Klub in Mailand dafür hingestellt worden, belegt mit Fotos seiner Zahnlücke. Dabei ging es ihm gar nicht um Gier und Geld. Er wollte nur ein Teil dieser zauberhaften Glorreichen sein, dieses königlichen Traums aller Träume. „Ich will beim Fußball glücklich sein“, sagte Ronaldo.

Real macht alle froh, auch die Fans. Wann immer der FC Bayern die Königlichen zum Kampf der Giganten empfängt, spielen sich beim Kampf um die Tickets Szenen ab wie einst vor dem „Thrilla in Manila“ zwischen Muhammad Ali und Joe Frazier. Es knistert, und auf dem Schwarzmarkt brennt die Luft, gelegentlich bieten Fans, die etwas auf sich halten, für eine VIP-Karte inzwischen schon ihren Bugatti. So ein Veyron 16.4 kostet, vierfach bereift und aufgetankt, stramme 2,2 Millionen Euro, was uns direkt weiterführt zur großen Frage: Ist die Karte wegen Bayern so teuer - oder



liegt es an Real?

Der argentinische Exweltmeister Jorge Valdano hat als Realmanager einmal einen Reporter rhetorisch gefragt: „Angenommen, wir bauen nebeneinander zwei Stadien, eines für Real und eines für Bayern, und verkaufen Eintrittskarten zum selben Preis - wo würden Sie hingehen?“ Das war aus Bayernsicht eine ziemlich niederträchtige Frage, aber ist nicht was dran? Zur Zeit spielt Ribery besser als Ronaldo, aber sollte man deshalb darauf wetten, dass der Bayernstar Weltfußballer wird und nicht der Portugiese? Real ist Real, und Ronaldo ist Ronaldo. Das „Time-Magazine“ hat ihn zu einer der 100 einflussreichsten Personen der Welt gewählt. Man kennt Ronaldo sogar in Amerika. Aber fragen Sie einen Amerikaner besser nicht, wer Ribery ist - wenn Sie nach der Uhrzeit fragen, kriegen Sie eher eine Antwort.

Real ist das Maß aller Dinge. Real schwebt in anderen Sphären. Otto Rehhagel hat den Unterschied einmal so beschrieben: „Bei Werder Bremen habe ich sechs Jahre um ein eigenes Klo gekämpft. Bei Real würden sie mich fragen: Welche von den zehn Toiletten möchten Sie benutzen?“ Er ist dann zum FC Bayern gegangen. Er hatte nicht das Glück derer, die der Lockruf von Real erreichte, von Jupp Heynckes über Netzer, Breitner, Stielike, Schuster, Metzelder, Özil, Khedira bis Illgner.

Real Madrid ist die Erfüllung eines alten Menschheitstraums. So wie es jeden Japaner einmal im Leben zum Eiffelturm drängt, jeden Moslem nach Mekka und jeden US-Weltkriegsveteranen zu den Ruinenresten von Hitlers Hütte am Obersalzberg, so will jeder Fußballer zu diesem Klub und am Prädiat „königlich“ schnuppern, mit dem Real vom Monarchen Alfons XIII anno 1920 zum Ritter geschlagen wurde. Jeder möchte ein Teil davon sein, und falls jetzt gleich das Telefon schellt und Real ist dran und will mich als Chefkolumnist fürs Stadionblatt, wäre das hier meine letzte Kolumne auf Deutsch. Auf der Stelle würde ich den Griffel fallen und meine treuesten Leser schamlos im Stich lassen, blitzschnell das Taxi zum Flughafen bestellen, und ab nach Madrid.

Real ist der Ritterschlag. Und für jeden Fußballer, der zum Weißen Ballett gehört hat, von da an das höchste der Gefühle. Bodo Illgner hat es seinen Latinos neulich am „beIN“-Mikrofon im TV-Studio in Miami erklärt.

„Wenn Real spielt“, sagte er, „habe ich ein weißes Herz in der Brust.“



29. Mai 2011

Die ARD-Sportschau wird Fünfzig. Gleich in der ersten Sendung am 4. Juni 1961 jagte ein Paukenschlag den nächsten: Rudern, Trabrennen – und, als Knalleffekt, die EM im Sandbahnfahren. Später sorgte Ernst Huberty oft schon mit seinem Begrüßungssatz für knisternde Spannung.

„Guten Tag, in der Bundesliga gab es heute wieder acht Spiele“

Wer als Spätgeborener die rauschenden Feierlichkeiten anlässlich des rundesten Jubiläums dieser Tage und die besondere Bedeutung des Geburtstagskinds begreifen will, muss nur in den alten Schriften des Sports blättern. Oder im Polizeibericht.

Glaubhaft schwören Zeitzeugen, ungefähr die folgende Schreckensmeldung habe an einem späten Samstagnachmittag in den 1960er Jahren das

Land erschüttert: „Im Jähzorn hat ein Fußballanhänger seine Frau mit dem Schlauch ihres Staubsaugers stranguliert, den sie während der `Sportschau` in Betrieb setzte.“ Selbst wenn die Geschichte kein bisschen wahr ist, ist sie zumindest sehr gut erfunden – jedenfalls spricht allerhand dafür, dass der Richter dem Täter anschließend mildernde Umstände gewährte und ihm nachvollziehbare Beweggründe bescheinigte.

Samstags gegen Sechs hatte die Frau im Wohnzimmer nämlich nichts verloren, mit oder ohne Staubsauger. Um Sechs wollte der deutsche Mann allein sein mit Ernst Huberty. So ein Samstag ging im Grunde erst richtig los mit diesem schütter frisierten, freundlichen Herrn. Wie ein Buchhalter saß „Mister Sportschau“ hinter einem Schreibtisch im Studio, schwarzweiß und verschwommen. Huberty hatte kurz zuvor sein viertletzttes Haar eingebüßt, doch die verbliebenen drei kämmte er sich so akkurat quer über den Schädel und den breiten Scheitel, dass fast ein Lockenkopf daraus wurde. Aber das war der einzige Firlefanz, den er sich gönnte, die Sachlichkeit war bei ihm erstes Gebot, und ohne dem Herrgott unnötig Zeit zu stehlen hat er die Sendung dann staubtrocken mit dem Satz eröffnet: „Guten Tag, in der Bundesliga gab es heute wieder acht Spiele - beginnen wir gleich mit dem ersten.“

Gestern um Sechs war das Urgestein wieder da, mit Anne Will hat Huberty die Jubiläumssendung zum Fünfzigsten der „Sportschau“ moderiert. 84 ist er inzwischen, die Haare trägt er jetzt kurz und schlohweiß, aber immer noch offen. Er heißt zwar nach wie vor Ernst, ist aber spaßiger als anno Tobak, und viel bunter – so wie die „Sportschau“, die sich mittlerweile sogar ins Skurrile wagt, wie man gestern gesehen hat, als die prominenten Gratulanten ihre Ständchen brachten.

“*In der Sportschau muss wieder drin sein, was draufsteht*“

Als einziger Stimmungstöter ist Thomas Bach übriggeblieben, der als Präsident des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB) neulich mahnte: „In der Sportschau muss wieder drin sein, was draufsteht.“ Also nicht nur Fußball, Fußball und Fußball. Sport will er sehen, die ganze Vielfalt, wie am 4. Juni 1961. An dem Tag lief die erste „Sportschau“, und die Moderatoren Huberty, Dieter Adler und Adi Furler reihten die Paukenschläge nur so aneinander: Rudern, Trabrennen, Amateurradfahren, Frauenhandball – und, als Knalleffekt, die EM im Sandbahnfahren.

Ganz Fernsehdeutschland saß komplett vor der Flimmerkiste. Es gab zu der Zeit ja nur diesen einen Sender, die ARD war nicht das Erste, sie war das

Einziges, und angeschaut wurde, was kam. Neben der Ziehung der Lottozahlen - 1, 2, 11, 15, 36, 41, Zusatzzahl 3 – war die „Sportschau“ an jenem Samstag jedenfalls die Krönung der Unterhaltung, und fortan ein Muss.

Die Pioniere im ARD-Sport hätten sich dabei eine bequemere Zeit gewünscht. Es tobte gerade der Kalte Krieg, und sobald die Russen den Abzug der Alliierten aus Westberlin forderten, war selbst der sagenhafteste Fußball gefährdet. Im Europacupfinale 1960 in Glasgow wehrte sich die Frankfurter Eintracht beim 3:7 gegen Real Madrid mannhaft – da drohte mitten hinein in den Sturmwirbel des Weißen Balletts der Chef vom Dienst dem Kommentator Rudi Michel: „Wir müssen womöglich raus, wegen der Pressekonferenz von Chruschtschow in Paris.“ Am Tag, als dann erstmals die „Sportschau“ lief, traf sich Chruschtschow mit Kennedy in Wien – und Huberty, Adler und Furler wurden sicherheitshalber gleich verfrachtet in einen Ausweichkanal.

Mit der Gründung der Bundesliga anno `63 ging es dann mit dem Fußball richtig los. Allerdings sind zunächst nur jeweils drei vorher ausgewählte Spiele in Ausschnitten übertragen worden, und wenn wir Fußballfreunde Pech hatten, waren es drei torarme Langeweiler, und es schliefen uns die Beine ein wie beim Ruderbericht von der Rotseeregatta in Luzern – oder bei Adi Furler, wenn er uns als „Galopper des Jahres“ wieder einmal vor die Qual der Wahl stellte: a) „Alte Zeit“, b) „Kondor“ oder c) „Luigi?“

Zur Preisverleihung baute Adi das „Sportschau“-Studio dann in einem Pferdestall auf, und auf einer Schautafel wies er uns lückenlos die männliche Linie von Kondor über 21 Generationen nach. „Hier sehen Sie den berühmten Eclipse“, sagte Adi, „er wurde während einer Sonnenfinsternis geboren.“ Und zwar im Jahr 1764. Gestorben ist Eclipse 1789. Alles haben wir erfahren, so leidenschaftlich hat Adi sein Steckenpferd geritten, flankiert von Fritz Klein und Arnim Basche. Und Widerspruch war bei den drei alten Rössern sinnlos, „sie wären durchgedreht“, erinnert sich Gerhard Delling, der Moderator von heute – als Jungspund war er schon froh, dass sie ihn nicht auch noch in der Kantine zu Möhren und Hafer zwangen.

Nur Huberty bot dem „Galopper des Jahres“ Paroli. Mit dem „Tor des Monats“ hat er gezeigt, wohin der Trend wirklich galoppiert, nämlich in den Fußball – die Bundesliga wurde ein solches Markenzeichen, dass bei der Präsidentenwahl in Schalke einmal ein Bäckermeister in die Bütt stieg und den Schwur in den Saal schmetterte: „Wenn Ihr mich wählt, verspreche ich, dass unser Stürmer Carsten Marquardt bald wieder ein Tor des Monats schießt!“

Kultstatus erlangte die Torschützenwahl dann, als Huberty Mitte der 70er Beverly Ranger zu sich ins Studio holte. Beim Spiel Bonn gegen Ber-

gisch-Gladbach hatte die schwarze Perle aus Jamaika, lange vor Maradona und Messi, hintereinander fünf Gegnerinnen und die Torfrau vernascht, und das Solo war ein solches Gedicht, dass Huberty beim Überreichen der Goldmünze gleich noch eins draufsetzte. Er fuhr sich durch die gefühlte Dauerwelle und sagte, leicht errötend (die Fernsehbilder waren inzwischen farbig):

*„Wie schön und kaffeebraun
sind alle Fraun`n
aus Kingstontown.“*

Das war der Gipfel aller in der „Sportschau“ bis dahin erlebten Liebesbekundungen, so war noch keiner aus sich herausgegangen – das Entertainment hatte sich auf das gelegentliche Äpfeln der Pferde von Adi Furler beschränkt oder auf das „Fußball-Ballett“, bei dem Spielszenen und Musik zu einem zackigen Potpourri zusammengebastelt wurden. Darüber hinaus durfte allenfalls noch bei der Pokalauslosung mit Wolfhard Kuhlins geschmunzelt werden, wenn einer der als Glücksfeen fungierenden zittrigen Herren vom DFB das Los mit dem Vereinsnamen nicht aus der Kugel brachte - oder über Hajo Rauschenbach, wenn der die diplomatischen Beziehungen mit der Schweiz auf Grundeis redete, indem er auf seine blumige Art über eine dortige Eiskunstläuferin meinte: „Wer als Zwiebel geboren ist, kann nicht wie eine Rose blühen.“

Ansonsten bevorzugte ein „Sportschau“-Moderator das nüchterne Fachgespräch, egal, wie er hieß, Werner Zimmer oder Stanjek, Schwarze oder Vorderwülbecke, Rubenbauer oder Kottkamp. Den Ball flach halten, hieß die Devise, kein Schnickschnack – und geradezu revolutionär war deshalb der Vorstoß, mit dem Heribert Fassbender 1987 einen lockigen Blondén vom Gesangsduo „Modern Talking“ fragte: „Könnten Sie für die ‘Sportschau’ eine neue Erkennungsmelodie schreiben?“

„Gerne“, sagte der Blonde.

„Aber können wir Sie denn bezahlen?“, sorgte sich Fassbender.

„Ich mache es umsonst“, beruhigte ihn Dieter Bohlen. „Es wird Power haben und dufte losgehen.“

Aber es war schon zu spät. Andere hatten noch mehr Power, und plötzlich ging es dufte los mit dem großen Fußball im Privatfernsehen. Überrumpelt wurde die „Sportschau“, zu sicher waren sich die ARD-Strategen in ihrem irrigen Glauben, die Bundesliga sei als ein in den Stein gemeißeltes Menschenrecht ein ewiger Bestandteil des frei empfangbaren Fernsehens. RTL muckte mit „Anpfiff“ auf, Premiere mit den Pay-TV-Rechten, und zu Beginn der 90er hieß die „Sportschau“ plötzlich „ran“ und lief auf Sat 1.

Hohn und Spott musste sich das Original gefallen lassen. Bei Fassbenders WDR hatte der „ran“-Moderator Reinhold Beckmann seine Lehre gemacht, aber nun, übergelaufen zum Feind, zeigte der Heißsporn dem Ziehvater die lange Nase. Einmal nahm er ihn im Rahmen eines Streitgesprächs über die zeitgemäße Präsentation des TV-Sports fast fürsorglich an der Hand: „Du solltest mal mitkommen zu einem Boxkampf, dann werden wir dir das erklären, Heribert.“

Das klang so, als wollte Beckmann den Blindenhund für einen Tatterich spielen, und wenn ihm Gevatter Faßbender riet, sich nicht aufzuplustern wie der Erfinder des runden Tellers, schob er noch eine Schippe nach, mit dem schönen Gruß an Onkel Heribert und die alte Tante Sportschau: „Wir machen Kulturrevolution gegen ein Stück Neandertal.“

Für Onkel und Tante waren es harte Jahre, aber wenigstens bei Länderspielen durfte Fassbender im Namen der „Sportschau“ noch zeigen, dass der Fußball ohne seine Kalauer nur halb so schön wäre, da fehlte vom „Einmarsch der Gladiatoren“ bis zur „Gardinenpredigt beim Pausentee“ nichts, und wenn Hamann auf Hässler spielte, riss Fassbender Millionen Menschen mit dem Satz vom Sitz: „Der Längst zum Kleinsten.“

Aber samstags?

Trostlose Lethargie. Selbst seine Schokoladenbegrüßung - „Nabendallerseits!“ – verpuffte. Nur Nostalgiker zappten um Sechs noch zur rechtlosen und inhaltsleeren „Sportschau“, ja nicht einmal Hajo Rauschenbach. „Da bekomme ich ja“, langweilte sich der Blumige, „nur noch Ergebnisse und Standbilder.“

Die Musik spielte bei „ran“. Die Beckmänner machten beim Fußball Feuer, die Reporter stiegen vom beheizten Tribünenhocker hinab an die Seitenlinie, die Interviews erfolgten immer

“Der Fußball ist wieder daheim

härter am Mann, die Kameras wurden immer zahlreicher, die Zeitlupen immer langsamer. Doch dann, oh Wunder, hat sich gezeigt: Der deutsche Fußballfan wartet auf

die Bundesliga nicht, um Rod Stewart singen zu hören, und schon gar nicht samstags um 20.15 Uhr. Er will nicht Pop und Party, keinen Kessel Bunes und kein Gewinnspiel, bei dem er dann mit der richtigen Antwort auf die Frage, ob der Ball a) rund, b) dreieckig oder c) flach ist, eine Kreuzfahrt auf dem Clusbschiff Aida vom einen Rheinufer ans andere gewinnen kann.

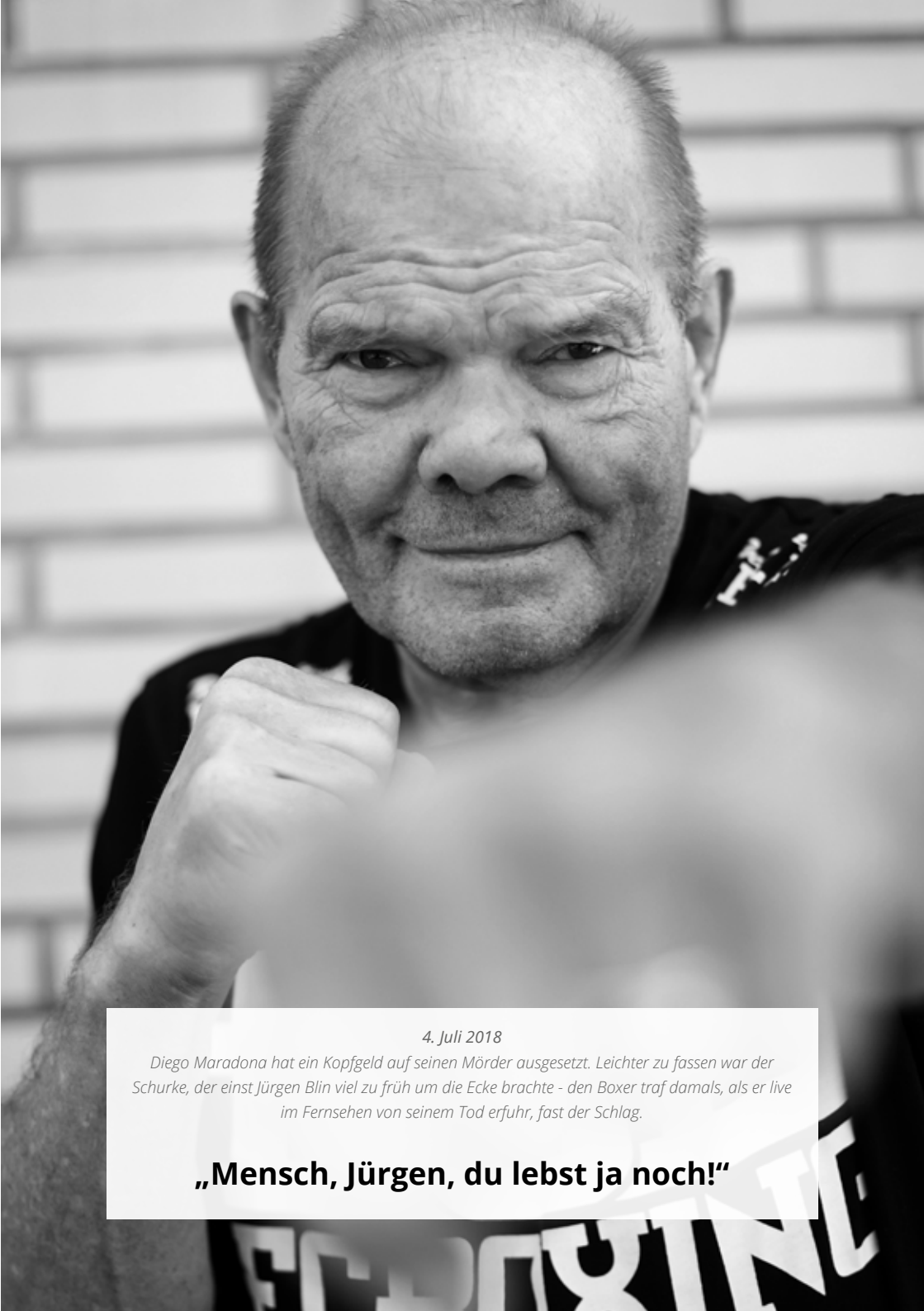
Der Fan will Fußball, samstags um Sechs – in der „Sportschau“.

2003 war es dann endlich soweit. „Der Fußball ist wieder daheim“, jubelte Waldi Hartmann. Und sogar Beckmann ist jetzt wieder daheim im Ersten,

und morgen wird er sogar mit Fassbender dessen Siebzigsten feiern, nachdem er gestern schon mit Huberty den Fünfzigsten gefeiert hat, den der „Sportschau“. Auch der Gründervater Huberty, einst vertrieben im Rahmen einer ungeklärten Spesenaffäre, ist wieder da, und er sieht aus wie die Sendung, fortgeschrittener, lustiger, witziger, farbiger – in den 60ern kam er uns jedenfalls älter vor.

Aber Pioniere sehen nun einmal so aus, die vielen Hindernisse machen hart und grau, und was Huberty damals mit Adler und Adi Furler an Oxern und Wassergräben zu überwinden hatte, hat er am besten am Beispiel des Fußballs damals beim Bundesligastart angedeutet. „Das Filmmaterial“, erinnert sich Ernst Huberty, „wurde noch mit dem Hubschrauber aus den Stadien ins WDR-Studio nach Köln gebracht. Einmal mussten wir bei Nebel auf einem Hof notlanden. Die Bäuerin hat uns den Weg gewiesen – Richtung Autobahn und immer den Lichtern nach.“

Sie haben den Weg gefunden. Wie immer konnte die „Sportschau“ um Sechs beginnen, und unser Samstag war gerettet. Dafür danke. Und zum Geburtstag alles Gute.



4. Juli 2018

Diego Maradona hat ein Kopfgeld auf seinen Mörder ausgesetzt. Leichter zu fassen war der Schurke, der einst Jürgen Blin viel zu früh um die Ecke brachte - den Boxer traf damals, als er live im Fernsehen von seinem Tod erfuhr, fast der Schlag.

„Mensch, Jürgen, du lebst ja noch!“

Diese hysterische Welt ist inzwischen so gaga, dass man sich nicht einmal seines Todes noch sicher sein kann - fragen Sie Kazimierz Deyna.

Nie hatte Polen einen virtuoserer Fußballer, und vor ein paar Tagen beim WM-Spiel gegen Kolumbien wurde der ARD-Kommentator Steffen Simon geradezu von der Nostalgie überwältigt, als er Deyna plötzlich in Großaufnahme auf der Tribüne entdeckte. „Ein Held meiner Kindheit“, schwärmte der TV-Reporter.

Doch die Freude währte nur kurz. Denn schlagartig meldeten sich beim Sender ein paar Stimmungstöter und behaupteten eisern, die polnische Legende sei seit ungefähr dreißig Jahren tot. Sofort eingeleitete Recherchen ergaben, dass Deyna tatsächlich in den 80er Jahren im Alter von 41 Jahren bei einem Autounfall in Kalifornien verstorben ist, und Steffen Simon entschuldigte sich.

Das hätte er nicht tun müssen, im Gegenteil: In dieser trostlosen Welt sollten wir jedem Überbringer einer guten Nachricht dankbar sein - ist es nicht schöner und anständiger, einen Toten wiederaufleben zu lassen, als einen Lebenden für tot zu erklären?

Die Nachricht, dass Deyna noch lebt, war jedenfalls tausend Mal erträglicher als die traurige Nachricht, die kürzlich über den Tod von Diego Maradona um die Welt ging. Im Alter von 57 Jahren, hieß es letzte Woche, sei der Argentinier nach seinem vom Wahnsinn flankierten Tribünenauftritt beim Spiel gegen Nigeria im Krankenhaus an einem Herzstillstand verstorben. Maradonas entsetzte Schwestern vernahmen die Nachricht in Argentinien, aber auch der Verstorbene erschrak zu Tode, als er von seinem jähen Ableben erfuhr: Wenn gute Freunde ihn nicht beruhigt hätten, dass es sich um den verantwortungslosen Scherz eines schamlosen Spinners handelt, wäre Maradona womöglich zu seiner eigenen Beerdigung gegangen.

Doch seit er die erste Schockstarre überwunden hat, schlägt der Scheintote nun zurück: Diego will den Strolch steckbrieflich suchen lassen.

Maradona ist der erste Tote, der sich wehrt, und es wird auch höchste Zeit. Denn in dieser übergeschnappten Welt der gackernden Göckel und twitternden Vögel sterben die Menschen eindeutig schneller als früher, jedenfalls die Berühmten, ständig wird einer vorzeitig um die Ecke gezwitschert. Der Tennistar Rafael Nadal schickte einmal die brühwarne Blitzmeldung los: „Heute haben wir einen der bedeutendsten Menschen unserer Welt verloren. Ruhe in Frieden, Nelson Mandela.“ Der südafrikanische Freiheitsheld soll furchtbar erschrocken sein, als er von seinem Ableben hörte. Irgendwann ist Mandela dann tatsächlich gestorben - aber so lange kann heutzutage kein neugieriger Mensch mehr warten.

Spontan und entsetzt denken wir auch an einen Boxabend im Basel zurück, an dem der Russe Walujew und der Amerikaner McCline um die Krone im Schwergewicht kämpften und der ARD-Ringreporter Waldemar Hartmann plötzlich ein todunglückliches Gesicht machte: Waldi erinnerte an einen anderen großen Kampf in der Schweiz, nämlich den von Muhammad Ali in den 70er Jahren in Zürich gegen Jürgen Blin, und gedachte bei der Gelegenheit traurig des viel zu früh verstorbenen Hamburgers.

Ein paar Dinge müssen in Waldis Kopf in dem Moment dackelhaft durcheinander gepurzelt sein, aber lassen wir es am besten den Toten sagen. „Ich habe mir“, erinnert sich Blin, „den Kampf zuhause mit meiner Frau im Fernsehen angeschaut. Plötzlich sagt Waldi: Der Jürgen Blin hat ja leider Selbstmord begangen. Ich bin fast vom Hocker gefallen.“ Der Schock war groß, und Blin war erst erleichtert, als ihn am nächsten Morgen die ersten Frühschoppengäste in seiner Kneipe am Hamburger Hauptbahnhof beruhigten: „Mensch, Jürgen, Du lebst ja noch!“

Der Wiederauferstandene wollte zunächst eine Richtigstellung in der „Tagesschau“ fordern, aber die ARD hat ihm im Zuge der vollkommenen Wiederbelebung dann eine Freikarte für den nächsten Boxabend geschickt, inklusive Hotelzimmer, und die Sache war für den Verstorbenen damit erledigt. Diese Wiedergutmachung war aber das Mindeste, findet Blin beim Rückblick, „ich hätte Waldi ja verklagen können wegen Rufmords.“

Diego Maradona tut das jetzt. Fuchsteufelswild schimpfte der Argentinier vor ein paar Tagen in seiner TV-Show: „Sehe ich aus, als wäre ich tot?“ Das wird derzeit überprüft, und falls Maradona Recht behalten sollte, möchte man in der Haut des Schurken nicht stecken: Umgerechnet 10 000 US-Dollar zahlt Maradona jedem Kopfgeldjäger, der ihm seinen Mörder ausliefert, scheinot oder lebendig.

“Ich bin
fast vom
Hocker
gefallen



20. März 2013

Das Angeln wird als Sportart immer noch nicht richtig ernst genommen. Dabei gehen die dicksten Fische nur den tollsten Männern an den Haken. Wie Ernest Hemingway. Oder Horst Hrubesch. Der braucht es zum Leben wie das tägliche Brot. Und zum Überleben.

„Dorschangeln vom Boot und an den Küsten“

Es ist heutzutage leider so, dass die schönsten Sportarten oft als Zeitvertreib für Weicheier gelten. Angelo Dundee, der Trainer von Muhammad Ali, hat beispielsweise eisern behauptet, nur das Boxen sei wahrer Sport, weil es die besten Tugenden des Mannes freilegt: Mut, Wille und Biss sowie die Leidenschaft und das Ertragen des blutigsten Schmerzes bis hin zur Bereitschaft, für den Sieg zu sterben.

In Dundees Weltrangliste der ernstzunehmenden Sportarten kam hinter dem Boxen lange nichts, ungefähr um Platz 288 stritten sich schließlich

Schach und Golf, gefolgt von Synchronschwimmen, Mensch-ärgere-dich-nicht und Hallenhalma - und irgendwann, und damit sind wir beim Thema, kam dann noch weit abgeschlagen das Angeln.

Die Sportfischer halten sich für eine verfolgte Minderheit. Das Angeln ist aus ihrer Sicht die am meisten unterschätzte Sportart, und sie verweisen gerne auf Ernest Hemingway, der weißgott kein Wattepuscher war. Ich kann es bestätigen, seit ich in der „Fish Company“ in Islamorada, einem urigen Restaurant auf der Inselkette der Florida Keys, einmal einen gut gegrillten Mahi Mahi aß und hinterher im Laden nebenan den Nachbau der „Pilar“ bestieg, also Hemingways altes Boot, und an der Wand hingen grandiose Bilder, die den großen Dichter beim stolzen Hochheben mächtiger Fische zeigen – jedenfalls steht fest, dass der Macho Hemingway a) ein gewaltiger Schreiber, b) ein Haudruff als Boxer, aber vor allem c) ein noch mannhafterer Hochseefischer zwischen Key West und Kuba war.

Und dennoch soll es Banausen geben, die das Fischen für unsportlicher halten als das Wickeln von Kleinkindern und sich nicht vorstellen können, welches Kunststück es ist, einen Lachs im Flug zu fangen, während er hochschnellt und sich um die eigene Achse dreht. Warum schauen sich diese Ahnungslosen nicht einfach einmal Hemingway in prächtiger Pose an, auf seinen triumphalen Siegesbildern mit den gefangenen Fischen?

Oder, noch besser, den lachenden Horst Hrubesch.

Das spektakuläre Foto, das dieser Tage um die Welt ging, ist der ultimative Beweis dafür, dass sich das Fischen hinter keinem anderen Sport verstecken muss. Wie der Hemingway von Hamburg wird der alte Hrubesch in den HSV-Fanklubs gefeiert, seit jetzt aus Norwegen die Meldung kam, dass das alte Kopfballungeheuer immer noch zuschlägt. Nein, nicht mehr wie früher, als von rechts die krummen Flanken von Kaltz in den Strafraum flogen und dort der Hüne die Stirn hinhielt und das Erfolgsrezept hinterher beim TV-Interview so erklärte: „Manni Banane, ich Kopf – Tor.“ Diese Tage sind lange vorbei, aber eines hat sich nicht geändert: Hrubeschs Jubel. Strahlend reckt er auf dem Foto beide Arme gen Himmel – nur stemmen sie diesmal nicht den Europameisterpokal wie anno `80 in Rom hoch, als er die Belgier im Finale mit seinen zwei Toren alleine erlegte, sondern einen fetten, gewaltigen norwegischen Lachs.

Beim Urlaub im hohen Norden hat Hrubesch das Prachtstück an Land gezogen, 80 Zentimeter lang ist es und 32 Kilo schwer, und das Fischerglück hat sich den Richtigen ausgesucht. Denn schon in seiner ruhmreichen Zeit als Schützenkönig, EM-Held, Vizeweltmeister, Europacupsieger und vielfacher Deutscher Meister hat Hrubesch allen gezeigt, dass die beste Voraus-



setzung für die schärfsten Kopfbälle ein klarer Kopf ist – und der wirksamste Ausgleichssport deshalb das Angeln.

Einmal habe ich ihn besucht. Man fährt von Hamburg in Richtung Ostsee, und wenn man weit hinter Neumünster einen Fuchs sieht, der zum Hasen gutnacht sagt, ist man da. Wankendorf heißt der Flecken. Man riecht schon das Meer.

Horst Hrubesch empfängt mich in Rohrstiefeln, und wir fahren zum Stolper See. Er schwingt die

Rute, und im hohen Bogen fliegt die Schnur mit dem Angelhaken hinaus. Dann hockt er auf sein Klappstühlchen, lehnt sich aufgeräumt zurück und wartet. „Hier draußen“, sagt er, „stört dich kein Mensch. Du bist weg vom Streß, weg vom Schuß.“

Ein Mann schaltet ab. Sonntags in aller Früh, um 5.15 Uhr, schellt bei Hrubesch oft der Wecker. Dann füllt er die Thermosflasche mit heißem Kaffee, fährt an die Elbmündung oder dümpelt mit dem Kutter stundenlang vor Heiligenhafen, „wenn der Wind nicht gerade mit Stärke fünf bis sechs bläst.“ Auch an diesem Mittag weht eine kühle Brise, die Schilfrohre biegen sich, und das einstige Kopfballungeheuer sitzt jetzt da als stilles Seeungeheuer - während die Forellen überlegen, ob sie anbeißen sollen, findet der geduldige Fischer in der Natur seine Ruhe. Er braucht das. Denn der Streß hat ihn fast ruiniert.

„Wissen Sie“, sagt Hrubesch, und sein Blick geht hinaus aufs Wasser, „wann ich meine letzte HB geraucht habe?“

Es gibt Menschen, die merken sich ihren Geburtstag. Andere behalten sogar noch den Hochzeitstag. Der hier vergisst nie den Tag seiner letzten Zigarette. 10. Januar 1994. An dem Tag ist Hrubesch zum zweitenmal auf die Welt gekommen. Damals hat er sich geschworen, sein Leben zu ändern. Denn er war dem Tod näher, als es ein Mann seines Alters sein sollte. Hochleistungssportler war er gewesen, ein Athlet, fit wie ein Turnschuh. Doch plötzlich war er eher fett. Und fix und fertig.

„Ich hatte Angst. Nachts habe ich geschwitzt. Ständig schreckte ich aus dem Schlaf auf, und der Puls raste. Dazu dieses Augenflimmern.“ Er war gestresst, halste sich zuviel auf, rauchte drei, vier Schachteln Zigaretten am

Tag, erlitt Schwächeanfälle. „Ich bin nicht einmal mehr angeln gegangen“, sagt Hrubesch.

Das war der Tiefpunkt. Denn das Angeln war immer ein zentrales Stück seines Lebens gewesen, sein Ausgleichssport, abschalten, auftanken. Sonntags an der Ostsee fischen und danach auf dem Campingplatz grillen, „das ist eine Riesengaudi“, sagt er. Das alles war vorbei. Nichts ging mehr. Schlapp war er, mies drauf - „die Qualmerei, der schlechte Geschmack im Mund, das Übergewicht“. Irgendwann wog er 107 Kilo. „Im Schrank hängen noch Hosen der Größe 56“, sagt Hrubesch, „und selbst bei denen ist mir der Gürtel zu eng geworden.“

Dann ist vollends passiert, was passieren musste. Auf dem Flughafen München-Riem krachte er zusammen. Das Herz. Notarzt. Blaulicht. Klinik. „Im Krankenhaus“, sagt Hrubesch, „habe ich mir geschworen: Schluß mit diesem Leben.“ Von einem Tag auf den anderen hat er radikal alles umgekrempelt. Wie? Hrubesch: „FdH, friß die Hälfte. Morgens Obst, mittags Gemüse, abends Salat.“ Und Schluss mit dem Rauchen. Und täglich Joggen.

Aber vor allem wieder Angeln.

Hrubesch lebt jetzt wieder. Er hat keine Angst mehr, die Balance stimmt wieder. Er sitzt auf seinem Klappstuhl am See, schaltet ab, tankt den Akku auf, erklärt mir zwischendurch sämtliche Köder bis hin zu den Bleibeschwerungen und behauptet glaubhaft: „Ich kann Knoten knüpfen, mit denen man sich aufhängen kann.“ Und an besonders guten Tagen geht ihm gelegentlich sogar ein 184 Zentimeter langer Waller an den Haken wie einmal im Urlaub in Astrachan auf der Wolga.

Oder dieser dicke Fisch in Norwegen.

Mehr ist zum Angeln nicht zu sagen. Wer diese Sportart jetzt immer noch nicht kapiert hat, dem ist höchstens noch zu helfen mit einer Leseempfehlung für Hemingways Klassiker „Der alte Mann und das Meer“ - und wer darüber hinaus dann auch vollends den Rest wissen will, greift zum Bestseller von Horst Hrubesch: „Dorschangeln vom Boot und an den Küsten.“



Wiedervereinigung beim VfB: Guido Buchwald, Matthias Sammer

9. November 2019

Heute vor dreißig Jahren trauten 70 000 und der Schreiber hier ihren Augen nicht, denn der VfB Stuttgart putzte im DFB-Pokal gerade den FC Bayern weg. Im nächsten Moment trauten wir auch unseren Ohren nicht mehr, denn der Stadionlautsprecher gab bekannt: „Liebe Zuschauer, soeben erreicht uns die Nachricht...“

„Was, die Mauer ist weg?!“

An einem frühen Tag des Jahres 1990 sperren die Volkspolizisten an der DDR-Autobahn in Richtung Westen die Augen auf – und starren fassungslos auf die Zahl, die ihre Radarfalle meldet.

162 km/h.

Potzblitz. In vierzig Jahren war kein DDR-Bürger derart über das Kopfsteinpflaster gebettet, und nun das. Und dann auch noch dieser verdiente Meister des sozialistischen Sports – denn um keinen Geringeren als den besten Fußballer der DDR handelt es sich bei dem Rasanten. Statt in seinem alten Lada daherzutuckeln, kommt er plötzlich mit einem 190er angeflogen und versucht mit dem Schussbein auf dem Gaspedal, die Schallmauer zu durchbrechen. Er hat es eilig.

Er will in die Bundesliga.

Nein, langsam ist jenen Tagen nichts mehr gegangen, und deshalb passt diese kleine Geschichte über den DDR-Jungstar Matthias Sammer gut zur großen Geschichte - zum deutsch-deutschen Wendeherbst, diesen turbulenten Tagen des Mauerfalls und dem, was danach geschah. Auch im Fußball nahm das neue Deutschland Fahrt auf wie dieser 22jährige in seinem Mercedes, den ihm der VfB Stuttgart in Dresden vor die Tür gestellt hatte.

Blättern wir zurück in den Tag, der alles verändert hat, den 9. November 1989, heute vor dreißig Jahren. Wo waren Sie an dem Abend? Jeder weiß es, keiner vergisst es. Der Schreiber hier war im Stuttgarter Neckarstadion, als einer von 70 000, die seither wissen, was eine Gänsehaut ist - nicht, weil der VfB im DFB-Pokal den FC Bayern mit 3:0 wegputzte, sondern weil der Stadionlautsprecher mitten im Spiel plötzlich bekanntgab: „Liebe Zuschauer, soeben erreicht uns die Nachricht: In Berlin ist die Mauer offen!“

VfB-Scharfschütze Karl Allgöwer ist heute noch hin- und hergerissen: „Da hauen wir mal die Bayern weg, aber alle wollen plötzlich nur noch nach Hause und fernsehen.“ Und Günther Schabowski gucken, den SED-Politclown, wie er in seiner historischen Pressekonferenz an dem Abend ratlos in seinen Unterlagen raschelt und dann den berühmten Satz stammelt: „Das tritt nach meiner Kenntnis... ist das sofort, unverzüglich.“

Unverzüglich? Die Ostberliner rennen wie elektrisiert zu den Schlagbäumen, und die DDR-Grenztruppen an der Bornholmer Straße öffnen unter dem Druck der Massen die Schotten.

Zur selben Stunde sitzen die besten DDR-Fußballer in der Leipziger Sportschule, um sich vorzubereiten auf ihr WM-Qualifikationsspiel in Wien gegen Österreich – da irrt plötzlich ihr Trainer Eduard Geyer durch die Gänge und ruft: „Was ist los, die Mauer ist weg?!“ Die Stürmer Thomas Doll und Andy Thom eilen aus ihrem Zimmer, das nur Radio hat, in den Fernsehraum. Auch Torjäger Ulf Kirsten ist von den Socken („Keiner hat mehr an Wien gedacht“), alle starren auf diese Bilder, „wie die Leute in der Nacht in den Westen strömen“ (Thom). „Und dann“, sagt Doll, „haben wir die Einheit gefeiert.“ Aufgewühlt ruft er Frank Rohde an, seinen Oster-

berliner Dynamo-Kumpel. Der hatte den Tag mit seiner Frau in Potsdam verbracht. Rohde: „Das Sanssouci waren wir anschauen. Auf der Heimfahrt nach Hohenschönhausen mussten wir um Westberlin herum. Unterwegs verallberten uns die Leute: Ihr fahrt in die falsche Richtung!“

Es gibt nur noch eine: westwärts.

Danach beginnen die großen Tage des Reiner Calmund. Der Manager von Bayer 04 Leverkusen begibt sich auf Spielerkauf. Geschmeidig kriecht er bei Nacht und Nebel durch die ersten Löcher der bröckelnden Mauer, um sich die zwei schussgewaltigsten Errungenschaften des Sozialismus unter den Nagel zu reißen: Thom und Kirsten.

Ein paar Tage später. 15. November 1989. Praterstadion Wien. Die DDR-Auswahl trifft im entscheidenden Kampf ums Ticket für die WM 1990 auf Österreich, und der Trainer ahnt die 0:3-Schlappe schon vorher. Ede Geyer: „Mit der Nachricht im Fernsehraum in Leipzig war alles gelaufen. Die Wende hat uns die WM gekostet.“ Im kleinen Kreis redet er sich in Wut über „diese Schaumschläger und Schlipsträger“, die seinen Spielern plötzlich den Kopf verdrehen.

“**Mit der
Nachricht im
Fernsehraum in
Leipzig war alles
gelaufen. Die
Wende hat uns
die WM gekostet**

Spielerjäger lauern hinter jeder Ecke, darunter der von Calmund aus Leverkusen nach Wien entsandte Bayer-Unterhändler Wolfgang Karnath. „Der saß plötzlich“, staunt Ulf Kirsten noch heute, „im Praterstadion mit einem Fotografenleibchen auf unserer DDR-Mannschaftsbank“. Hinterher geht er auch noch mit ins DDR-Teamquartier in Lindabrunn.

16. November 1989. Calmund fliegt nach Ostberlin und mietet „einen dicken Audi mit C-Netz-Telefon“, um gewappnet zu sein für das wacklige Ostberliner Telefonnetz. Dann fährt er zu Thom, der aus Wien gerade zurück ist, nimmt zu dessen Plattenbauwohnung den Aufzug, klingelt am Türschild, drückt Tina Thom einen Blumenstrauß und Pralinen in die Hand und fährt mit Thoms Tochter Janina Holzeisenbahn, die er vorher besorgt hat in der Spielzeugabteilung im Kaufhaus des Westens. Wenn so ein gemütlicher Onkel sich auf dem Teppich wälzt und das Töchterchen begeistert, wird selbst der hartgesottenste Kicker normalerweise sofort weich.

Doch Thom zögert. „Angespannt bis in die Haarspitzen“ erlebt ihn Calmund. Noch ist die DDR am Leben, noch hört die Staatssicherheit mit, und

deren Chef Erich Mielke ist auch der Herrscher beim BFC Dynamo und hat seinen Kickern jahrelang eingetrichtert, wer der Klassenfeind ist. Doch Calmund redet Thom gut zu, bis der auftaut. Anderntags glühen die Drähte. DDR-Verband. DFB. Dynamo. Innenministerium. Große Politik. Der dicke Calli ist mutig - denn ein paar Jahre zuvor hat er noch Polizeischutz benötigt, als er die geflüchteten Dynamo-Kicker Falko Götz und Dirk Schlegel zu Bayer geholt und eine Vergeltungsaktion der Stasi zu fürchten hatte.

Als nächstes fährt er dann nach Dresden, zu Ulf Kirsten. Calmund will außerdem auch noch Sammer, aber Bundeskanzler Kohl mischt sich jetzt ein und will die Beute ein bisschen gerechter verteilen. Sein CDU-Parteifreund Gerhard Mayer-Vorfelder freut sich darüber und angelt sich Sammer. „Es geht alles so schnell“, stöhnt der. Bis dahin war seine Welt überschaubar. In Dresden gab es nicht einmal Westfernsehen, „ARD war bei uns die Abkürzung für Außer Raum Dresden.“ Und wer war er denn noch vor kurzem? Maschinenanlagenmonteur, Zwei-Raum-Wohnung, Lada, Grundgehalt 1320 Mark (Ost). Ein Kicker im Westen hat sowas als Leasing-Rate. Und nun das: Bundesliga, Jahresgage circa 450 000 Mark, Star.

Star? Das ist Chinesisch für Sammer & Co. In der DDR war alles Individuelle verpönt, wer den Kopf aus dem Kollektiv steckte, wurde sofort ab-rasiert. Champignon-Prinzip. Plötzlich sind sie Stars. Sammer in Stuttgart. Rainer Ernst in Kaiserlautern. Doll in Dortmund. „Die Dortmunder drängten“, berichtet der später, „aber während der Stadionbesichtigung bekam ich einen Anruf aus Berlin. Mein Freund Rohde hatte plötzlich Kontakt mit dem HSV.“ Doll tendiert jetzt auch zum HSV.

12. Dezember 1989. Der erste Transfer vom Sozialismus in den Kapitalismus ist perfekt, Andy Thom wechselt nach Leverkusen. Drei Millionen Mark Ablöse. Calmund sagt beim Rückblick: „Was heute nach Peanuts klingt, trieb uns damals den Schweiß auf die Stirn.“ Würden die Neuen es packen im Medienzirkus? „In der DDR“, erinnert sich Kirsten, „hatte es pro Spiel ja nur eine Kamera und einen Reporter gegeben.“

Doch Andy Thom beruhigt alle. Am 17. Februar 1990, bei seinem Debüt in der Bundesliga, schießt er gleich ein Tor. Als erster gesamtdeutscher Na-



tionalspieler trifft er dann auch in seinem ersten Länderspiel. Kirsten vollstreckt im Leverkusener Trikot auf Anhieb gegen den FC Bayern, Doll und Rohde schlagen in Hamburg ein - und Sammer bestätigt beim VfB als lo-dernder Feuerkopf die erste Wessi-Erkenntnis: Der Sozialismus hatte auch sein Gutes.

Die Verrücktheit jener atemberaubenden Wendezeit wird dann vollends gekrönt durch eine Laune der UEFA-Losfee: Für die Qualifikation zur EM 1992 werden die Kugeln „BRD“ und „DDR“ in eine gemeinsame Gruppe gelost. `Bild` titelt: „So ein Quatsch: Wir gegen uns!“

Doch dazu kommt es nicht mehr. Die Politik ist zu schnell, wie Matthias Sammer mit seinem 190er. Als letzter Kapitän der DDR-Auswahl schließt er mit seinen zwei Toren im September 1990 gegen Belgien die Tür ab.



24. Dezember 2009

Dirk Nowitzki ist wieder nicht „Sportler des Jahres“. Wir Deutschen wählen lieber Tontaubenschützen oder Vielseitigkeitstriathleten. Wie bei seinen Fehlversuchen unter dem Korb hilft dem NBA-Weltstar jetzt nur noch seine Durchhalteparole.

**„Man muss immer daran glauben,
dass der nächste Wurf sitzt“**

Den Schweizern und uns Deutschen sind zwei Dinge gemeinsam: Wir haben beide einen Weltstar im Sport, nämlich Roger Federer und Dirk Nowitzki – aber vor allem haben wir beide einen Vogel.

Beginnen wir mit der Beweisführung auf der deutschen Seite des Schlagbaums, mit Nowitzki. Das war ein freudloses Wochenende für unseren Basketballkönig: Erst hat er a) mit seinen Dallas Mavericks gegen die Houston Rockets unglücklich 108:116 verloren, außerdem musste b) sein aufgeschlitzter rechter Ellbogen geflickt werden, weil darin noch einer von drei Zähnen steckte, die sein Gegenspieler Carl Landry im Zweikampf eingebüßt hatte – aber vor allem ist er c) am Sonntagabend in Baden-Baden wieder einmal nicht Sportler des Jahres geworden.

In Basel hatten eine Woche zuvor die Schweizer schon dasselbe Kunststück vollbracht. Didier Cuche wurde strahlender Erster. „Ich hätte“, sagte der verblüffte Skifahrer, „Federer gewählt.“

Wer nicht?

Zumindest Cuche beweist jedenfalls, dass er ein vernünftiger Mensch ist. Und er ist, damit wir uns da richtig verstehen, ein würdiger Schweizer Sportler des Jahres. Das Dumme ist nur, dass Roger Federer ein noch würdigerer wäre. Der Tennisheld ist zur Zeit ungefähr der größte Sportler der Welt - aber sein eigenes Bergvolk stützt ihn klein auf Platz zwei.

Womit Federer aber, wir müssen das beim Kehren vor der eigenen Haustür leider so kleinlaut sagen, vergleichsweise noch glänzend bedient ist - denn auf der verzweifelten Suche nach dem Ehrenplatz, den Dirk Nowitzki jetzt in Baden-Baden belegt hat, wird man unter den Top 25 gar nicht fünfzig. Platz 57 womöglich? Oder 87? Ich will es besser nicht wissen.

Die Menschheit kann bei der Ordensvergabe auf eine komische Art ungerecht sein: Barack Obama bekämpft den Krieg zur Zeit mit mehr Krieg und erhält dafür den Friedensnobelpreis – und Federer und Nowitzki, die die Welt des Sports nun schon seit vielen Jahren nachweislich besser machen, schauen ins Ofenrohr. In puncto Nowitzki nähert sich die Komödie sogar der Tragödie: Regelmäßig kriegt er nichts außer dem warmen Händedruck, den wir deutschen Sportjournalisten ihm per Luftpost gedanklich nach Amerika schicken, verbunden mit dem Ausdruck des Bedauerns, dass wir Superstars mit Weltgeltung leider hierzulande nur ungern wählen.

Franz Beckenbauer wartet heute noch drauf. Oder Fritz Walter, Uwe Seeler und Gerd Müller. Letzterer war jahrelang der weltweit gefürchtetste Bomber der Nation, aber für den Sportler des Jahres hat es auch bei ihm nie auch nur annähernd gereicht. Wir Deutschen wählen lieber Tontaubenschützen oder Vielseitigkeitstriathleten.

Jedenfalls geben wir Nowitzki regelmäßig einen Korb. Der kann tun, was er will. Selbst wenn er sich auf den Kopf stellt und den Ball von unten, ebenerdig vom blanken Parkett, mit verbundenen Augen und anschließendem Streck sprung im Korb versenkt, werden wir ihn nicht wählen, obwohl das in der großen, weiten Welt des Sports kein Mensch versteht. Seit 1997 haut der wunderbare Würzburger in der NBA, der Megaliga des Basketballs, die Bälle in die Maschen, als Alleskönner wurde er 2007 vor Kobe Bryant zum „Most Valuable Player“ gewählt, zum wertvollsten Spieler der NBA, also auf gut Deutsch gesagt zum besten Basketballer der Welt, und Amerika bejubelt den Herkules abwechselnd als „Dirkules“, „German Wunderkind“ und den „Dunking Deutschman“. Ein wahrer Renner im Fanshop der Dallas Mavericks ist das T-Shirt mit dem Aufdruck „The Überman“ – den Umlaut kennen die Amerikaner eigentlich nicht, aber für Nowitzki haben sie ihn extra erfunden.

Fassen wir uns kurz: Die bekanntesten deutschen Exportartikel sind Mercedes, Porsche und Nowitzki.

Was macht der verkehrt?

Nichts. Er ist ein Ausnahmekönner und ein Ausnahmemensch, Vorbild und Persönlichkeit, über zwei Meter lang und genauso groß. „Ohne die Jungs neben mir bin ich ein Nichts“, sagt er. Wie Federer sagt er auch zu Putzfrauen, Kellnern und Gepäckträgern noch danke, und wenn es vor einer WM um die Frage der Freistellung in Dallas und die Versicherungsprämie geht, legt er notfalls selbst Geld drauf, um für Deutschland spielen zu können. „Es mag kitschig klingen“, sagt Nowitzki, „aber es ist mir eine Ehre.“

Spätestens an der Stelle ist es jetzt mir eine Ehre, im Namen der Nestbeschmutzung sagen zu dürfen, dass wir deutschen Sportjournalisten ein Rad ab haben wie früher die Schweizer.

“Es mag kitschig klingen“, sagt Nowitzki, „aber es ist mir eine Ehre.“

Die haben es vor Jahren einmal fertiggebracht, im Rahmen des haarsträubenden Husarenstreichs ihren Jahrtausendhelden Federer, der zuvor gerade zum Weltsportler des Jahres gekürt worden war, daheim auf Platz zwei zu wählen, oder besser gesagt mit dem Motorrad zu überfahren – denn Schweizer Sportler des Jahres wurde seinerzeit Tom Lüthi, ein 125-Kubikzentimeterknirps aus der Schnapsglasklasse.

Andererseits wird Federer, selbst wenn die Schweizer bei der Sportlerwahl ihre kritischen Tage haben, wenigstens noch Zweiter. Bei Nowitzki

zeigt der Daumen dagegen nach unten: Nachdem der Großverdiener des deutschen Sports in den letzten Jahren wiederholt als Fünfter, Dritter oder Zweiter gerade noch so davongekam, wird er inzwischen erniedrigt. Die Leistungsträger haben es besonders schwer in diesen heiklen Zeiten, jedenfalls gilt bei der Sportlerwahl mehr denn je das alte Motto: Wenn wir Deutschen die Qual der Wahl haben zwischen Beckenbauer und Nowitzki, wählen wir lieber einen Einhandsegler.

Wie sich Dirk Nowitzki im Moment fühlt?

Vermutlich noch fassungsloser als Roger Federer. Ich fürchte sogar, dass er am Wochenende statt Carl Landry von den Houston Rockets lieber uns Unterbelichteten von der Sportjournalaille mit dem Ellbogen drei Zähne entwurzelt hätte für unser kleinkariertes Unvermögen, über den Tellerrand des heimischen Sports hinauszuschauen. Jetzt hilft ihm nur noch die Devise, mit der er sich auch nach seinen Fehlversuchen unter dem Korb über Wasser hält: „Man muss immer dran glauben, dass der nächste Wurf sitzt.“



Ohlicher gegen Häfner

7. November 2019

Manchmal weiß man als Journalist gar nichts. Man sitzt auf der Tribüne und hat keine Ahnung, dass da unten auf dem Platz gerade zwei Spieler die verrückteste Republikflucht der deutsch-deutschen Fußballgeschichte besprechen. Auf Reinhard Häfner warten danach die schwierigsten 50 Meter seines Lebens - damals, vor vierzig Jahren.

„Mein Gott, was ist in diesem Kopf vorgegangen?“

Neil Armstrong stand auf der Sprosse seiner Leiter, schaute hinunter auf den Mond und sagte: „Es ist ein kleiner Schritt für einen Menschen, aber ein großer Schritt für die Menschheit.“

Ein kleiner Schritt? Das klingt so spielerisch einfach, so kinderleicht. Auch der Mensch, von dem hier und heute die Rede sein soll, hatte nur noch einen kleinen Schritt vor sich: Statt auf dem Mond wollte er in der Bundes-

liga landen. Im letzten Moment begriff er, dass es ein großer Schritt war - jedenfalls für einen Fußballer aus der DDR.

Alle reden in diesen Tagen vom deutsch-deutschen November 1989, und es gibt tausend schöne Geschichten darüber, wie für Andy Thom, Thomas Doll, Ulf Kirsten, Matthias Sammer und die anderen Kanonen des Ostens über Nacht nicht nur die Mauer, sondern auch die Sonne des großen Fußballs aufging - aber wer kennt die Geschichte von Reinhard Häfner?

Es ist Zeit, dass wir sie erzählen, diese Geschichte aus einem anderen, zehn Jahre früheren deutsch-deutschen November, dem von 1979. Die Alten unter uns wissen noch, was für ein großartiger Fußballer dieser Häfner war, elegant und genial. Er war einer der Besten der DDR, 58 Länderspiele, Olympiasieger 1976, gefeiert im Osten und begehrt im Westen. Auch sein Traum von der Bundesliga hätte problemlos in Erfüllung gehen können. Häfner war nur zehn Jahre zu früh dran. Die Mauer stand noch, verrammelt mit Stacheldraht, und er wusste: Wenn ich diesen kleinen Schritt mache, gibt es kein Zurück.

„Mein Gott“, fragt sich noch heute Hermann Ohlicher, der ehemalige Meisterkapitän des VfB Stuttgart, „was muss in Häfners Kopf vorgegangen sein auf diesen fünfzig Metern?“

Fünfzig Meter können sich zu einer lähmenden Ewigkeit hinziehen. Wie an jenem 7. November 1979, heute vor vierzig Jahren. Im UEFA-Cup trifft der VfB auf Dynamo Dresden, also Deutschland auf Deutschland, oder „wir gegen uns“, wie man damals sagt. 70 000 Zuschauer sind an dem Abend im Neckarstadion, darunter der Schreiber hier, und wir haben alle nicht die leiseste Ahnung, was sich da unten auf dem Platz abspielt.

Vor allem in der 20. Minute. VfB-Kapitän Ohlicher schaut hoch zur Anzeigetafel, zur großen Uhr. Es ist soweit. Vor dem Spiel hat einer zu ihm gesagt: „In der 20. Minute gehst Du zu Häfner, er wartet auf Dein Stichwort.“

**“Und dann
nicht nach rechts
in die Kabine,
sondern einfach
geradeaus.
Und raus. Und ab**

Ohlicher läuft also im Mittelfeld dicht an Häfner vorbei und flüstert ihm das Wort zu. Häfner nickt. Alles ist exakt eingefädelt. Gleich nach dem Halbzeitpfeif wird es passieren, wenn die Spieler in die Kabine gehen. Direkt vor dem Stadion, auf dem Parkplatz P 1, wartet ein Auto, mit laufendem Motor.

Was da geplant ist, ist die unfassbarste Flucht der deutsch-deutschen Fußballgeschichte. Viele DDR-Kicker sind abgehauen, vorher und nachher, von Lutz Eigendorf

über Jürgen Sparwasser bis Frank Lippmann, der bei einem unvergesslichen 3:7 von Dynamo Dresden im UEFA-Cup bei Bayer Uerdingen noch ein Tor schießt und nach dem Spiel in der Tiefgarage des Hotels in einen Fluchtwagen steigt. Aber bei Halbzeit? Vor 70 000 Zuschauern? Flucht, live im Fernsehen womöglich?

Häfner ist dazu bereit. Beim Hinspiel in Dresden, zwei Wochen zuvor, sind sich die Schwaben und er nähergekommen. Er wird künftig für den VfB spielen. Er muss nur noch flüchten, und der Weg ist einfach. „Vom Spielfeld runter“, erinnert sich Ohlicher an den Plan und an die Örtlichkeiten, „und dann nicht nach rechts in die Kabine, sondern einfach geradeaus. Und raus. Und ab.“

Keiner hat eine Vorstellung, was danach im Tumult passieren wird. Wie werden die Dresdner reagieren, und die Stasi-Mäntel in ihrem Gefolge? Brechen sie das Spiel ab? Aber daran denkt Häfner nicht, er hat ganz andere Probleme, als der englische Schiedsrichter Patrick Partridge zur Halbzeit pfeift. Er hat jetzt noch fünfzig Meter.

Ein paar kleine Schritte noch - und dann?

Reinhard Häfner hat über die Qualen, die er in dem Moment verspürte, nie gesprochen, nur einmal, circa zwanzig Jahre später. Da nahm er in München an einem Turnier alter Kanonen teil und spielte in einer Mannschaft mit Karl Allgöwer, dem Exnationalspieler des VfB. Der kannte die alte Fluchtgeschichte vom Hörensagen und sagte augenzwinkernd zu Häfner: „Ich hätte schon früher gerne mit Dir gespielt.“ Häfner schaute ihn an, schmunzelte und erzählte Allgöwer den Rest der Geschichte. Die letzten Schritte. Die letzten Gedanken.

Diese letzten Sekunden.

Konnte er die Familie, auch wenn alles besprochen war, wirklich zurücklassen in Dresden? Die Frau, und Töchterchen Romy, die heute in Wien lebt? Würden sie eine Ausreisegenehmigung erhalten nach seiner Flucht, oder wären sie von Schikane bedroht? Und wäre er selbst, dekoriert mit dem Vaterländischen Verdienstorden der DDR, nicht über Nacht nur noch ein Vaterlandsverräter, ausgestoßen aus den Annalen, so wie es in den folgenden Jahren vielen ergehen wird, auch seinen Dynamomitspielern Peter Kotte, Matthias Müller und Gerd Weber? Vor einer Länderspielreise nach Argentinien werden sie auf dem Flughafen Schönefeld von der Stasi verhaftet wegen versuchtem „ungesetzlichem Grenzübertritt“, und Weber geht elf Monate in den Knast.

Häfner muss sich entscheiden. Ein letzter, kleiner Schritt, er steht an der Weggabelung seines Lebens. Jetzt? Oder nie? Und dann rennt er im nächs-

ten Moment nicht geradeaus auf den Parkplatz, sondern biegt ab nach rechts. In die Kabine, zum Pausentee. „Ich konnte einfach nicht“, sagt er zwanzig Jahre später zu Allgöwer, „ich habe es einfach nicht hingekriegt.“

Reinhard Häfner bleibt für den Rest seines Lebens in Dresden. 366 Spiele macht er für Dynamo, und als Trainer wird er 1990 Meister und Pokalsieger und schafft es so doch noch in die Bundesliga. Mit 64 ist er gestorben, an Krebs. Hermann Ohlicher behält ihn in Erinnerung. Vor allem vergisst der Stuttgarter nie diesen Moment im Kabinengang, gleich nach der Halbzeit, auf dem Weg zum Wiederanstoß. „Häfner war immer noch da.“ Wortlos schauten die beiden sich an.

Das Spiel ging weiter.



1. Juli 2014

Marco Materazzi hat mit seinem Kopfstoß gegen Zinedine Zidane im WM-Finale 2006 für viel böses Blut gesorgt, aber auch für einen Boom der Lippenleser - und vor allem dafür, dass kein zeitgemäßer Fußballer ohne die Hand vor dem Mund noch spricht.

“Sag mal, Leo, ist heute Dienstag?”

Angesichts der Bilder, die uns bei der WM in Brasilien zur Zeit auf Schritt und Tritt begegnen, sind wir Reporter dazu gezwungen, über ein neues, boomendes Gewerbe zu berichten, das die Fußballstars fürchten wie der Teufel das Weihwasser.

Die Lippenleser.

Wenn es sie nicht gäbe, wüsste die Welt beispielsweise jetzt noch nicht, was der Portugiese Pepe neulich dem Deutschen Thomas Müller verbal um die Ohren gehauen hat, nachdem er ihm zuvor schon die Hand so ins Ge-

sicht gerammt hatte, dass Müller sich am Boden krümmte und der Schiedsrichter Rot zückte.

„Fuck you!“, sagte Pepe.

Da hat einer die Zeichen der Zeit ganz offensichtlich noch nicht erkannt. Ein solcher Anfängerfehler ist allenfalls mit der Hitze des Gefechts zu entschuldigen, denn nicht einmal der Zeugwart oder der Hütchenaufsteller im Training gönnt sich das F-Wort noch, ohne sicherheitshalber die Lippen zu bedecken. Auch dem ARD-Moderator Matthias Opdenhövel ist es unlängst unbegreiflicherweise nochmal passiert, als er beim arglosen Tete-a-Tete mit seinem Experten Mehmet Scholl von den „schwindeligen FIFA-Flöten“ sprach.

Sowas sagt man nicht. Jedenfalls nicht mehr laut und unverdeckt, schließlich weiß jedes Kind, dass ganze Heerscharen von Lauschern und Lippenlesern bei dieser WM von Zeitungen und TV-Sendern auf die Protagonisten angesetzt sind und hinter allen lauern wie Auftragskiller. Der brasilianische Ballzauberer Neymar verbirgt aus Sicherheitsgründen sogar dann schon den Mund hinter der Faust, wenn er zum Stadiongärtner nur „Grüß Gott“ sagt.

Der gewiefte Kicker von heute ist nur noch hinter vorgehaltener Hand zum großen Bekenntnis bereit, denn wer sich ungefiltert äußert, verbrennt sich das Maul.

Groß ins Geschäft gekommen sind die Lippenleser bekanntlich durch das WM-Endspiel 2006 im Berliner Olympiastadion. Hinterher ging es damals um die Frage, was der große Franzose Zinedine Zidane verbal so alles hat aushalten müssen, ehe er den Italiener Marco Materazzi mit einem technisch tadellosen und auch in der B-Note für die künstlerische Ausführung als brillant zu bewertenden Kopfstoß niederstreckte – erst unter dem Druck von vier Lippenlesern, die im Auftrag einer brasilianischen Zeitschrift sowie der Londoner Blätter „Times“, „Sun“ und „Daily Mail“ unabhängig voneinander die der Gewalttat vorausgegangenen Mundbewegungen Materazzis in Großaufnahme und der verlangsamten Zeitlupe zu einem verständlichen Ganzen zusammensetzten, räumte der Italiener am Ende halbwegs ein, dass er den entscheidenden Zweikampf tatsächlich mithilfe des gut gemeinten Grußes „Hurensohn“ gewonnen hatte.

Danach waren die Lippenleser gemachte Leute, und die Fußballer haben seither keine ruhige Minute mehr. Luis Aragones beispielsweise geriet in den schweren Verdacht, als Nationaltrainer der spanischen Europameister von 2008 seinen damals beim FC Arsenal beschäftigten Stürmer Reyes für den dortigen Konkurrenzkampf gegen Thierry Henry mit dem Rat motiviert

zu haben: „Sag dem Neger, dass Du besser bist als er.“

Waren auch da Lippenleser am Werk?

Jedenfalls sind wir Neugierigen, um die Welt besser zu durchschauen, heutzutage nicht mehr auf ein versehentlich eingeschaltetes Mikrofon angewiesen wie im Fall des US-Expräsidenten George W. Bush, der auf diese unglückliche Art einmal dabei ertappt wurde, dass er einem Journalisten mit dem fragwürdigen Kompliment „Riesenarschloch“ begegnete. Unvergessen bleibt auch, wie Ronald Reagan anlässlich einer Mikrofonprobe anno 1984 unbeabsichtigt verkündete:

„Liebe Landsleute, ich freue mich, Ihnen mitteilen zu dürfen, dass ich heute ein Gesetz unterzeichnet habe, das die Russen für vogelfrei erklärt – wir beginnen in fünf Minuten mit der Bombardierung.“

Im heutigen Zeitalter der Totalüberwachung würde sich Reagan die Hand vor den Mund halten und allenfalls leise wispern, denn vor allem das Lippenlesen wird immer perfekter: Die privaten Filme, die Eva Braun mit ihrer Kamera (Führergeschenk, 1936) gedreht hat, sind zwar ohne Ton, doch ein Gelehrter der Gebärdensprache soll bei näherer Betrachtung der Mundbewegungen inzwischen herausgefunden haben, dass Adolf Hitler seine Geliebte darin gelegentlich behutsam rügt („Du redest von einem Kleid, das nicht passt – stell Dir meine Probleme vor!“) oder anlässlich eines privaten Filmabends auf dem Berchtesgadner Obersalzberg zu ihr sagt: „Ich weiß, was du magst: Du möchtest ` Vom Winde verweht ` nochmal sehen.“

Heute würde Hitler so etwas nicht einmal mehr zu flüstern wagen, und die Fußballer sagen sich: Wenn sich auf einem uralten Stummfilm trotz der damals ungünstigen Lichtverhältnisse und dem mundartlich gefärbten Nuscheln Hitlers noch klar und deutlich ermitteln lässt, wie der gegenüber seiner Lebenspartnerin über Stellvertreter Göring lästert („Er jammert wie ein Schulmädchen“), werden auch wir Kicker bombensicher erwischt, siehe Materazzi. Vor vier Jahren bei der WM in Südafrika ist es ja auch noch dem Holländer Robin van Persie passiert, der an der Seitenlinie gegenüber



Marco Materazzi

seinem Trainer Bert van Marwijk mit der fuchsteufelswilden Wortmeldung ertappt wurde: „Warum wechselst Du mich und nicht Wesley Sneijder aus?“

Aber der moderne Fußballer lernt schnell, und deshalb machen die Kicker jetzt rigoros dicht. Keiner lehnt sich beim Zwiegespräch noch ungeschützt aus dem Fenster, alles reduziert sich auf getuschelte Lippenbekenntnisse. Als sich neulich Lionel Messi und sein argentinischer Mitspieler Fernando Gago in Großaufnahme ebenfalls diskret hinter vorgehaltenen Händen unterhielten, hatten Gesichtsausdrucksforscher den sicheren Eindruck, dass der Dialog so ging:

Gago: „Sag mal, Leo, ist heute Dienstag?“

Messi: „Mittwoch – aber das hast du nicht von mir, klar?“



4. November 2020

Mike Tyson ist 54. Trotzdem boxt er demnächst gegen Roy Jones. Der ist 51 und wirbt für die Wiederkehr der alten Kanonen ungefähr unter dem Motto: Es gibt nichts Schöneres, als im Ring zu sterben. Schon George Foreman hatte für sein Comeback einst ein gutes Argument.

„Ich bin nicht dick, das sieht nur im Fernsehen so aus“

Mike Tyson legte die Stirn in Falten. Tief gelangweilt schaute er drein, es riss ihn sichtlich nicht vom Hocker, was er da zu sehen bekam im Staples Center in Los Angeles. Vitali Klitschko verteidigte an jenem Abend im September 2009 seine WM-Krone im Schwergewicht gegen den Amerikaner Chris Arreola, oder besser gesagt: er verdrosch ihn. Aber die Sache zog sich lähmend lange hin.

Tyson saß unweit von mir auf dem übernächsten Stuhl, und nach der siebten oder achten Runde beugte ich mich zum Altmeister aller Klassen hinüber und bat ihn um ein Zwischenfazit.

„Klitschko wird alt“, nuschelte Tyson, „vor ein paar Jahren hätte er diesen Kerl noch in drei Runden erledigt.“

Mike Tyson sah in dem Moment aus wie einer, der haargenau weiß, dass ein Boxer, der alt wird, nur in den seltensten Fällen besser wird. Er selbst hatte ein paar Jahre zuvor gerade noch rechtzeitig aufgehört, und er machte damals den Eindruck, dass er heilfroh war. An der Stelle wäre die Geschichte jetzt eigentlich zu Ende - wenn sich nicht vor ein paar Tagen wie aus dem Nichts die Nachricht verbreitet hätte, dass Mike Tyson, inzwischen weitere elf Jahre älter, mit dem Boxen wieder anfängt.

In welcher Verfassung er ist?

Man weiß darüber ein bisschen mehr, seit er dem englischen Fernsehen neulich ein Interview gegeben hat. Tyson ist in England immer noch sehr populär, vor allem vergessen die britischen Boxfans nie seinen Kampf gegen ihren Schwergewichtsmeister Julius Francis. Der Schlaghagel fand vor zwanzig Jahren in Manchester statt, und ehe der tapfere Francis sich in der zweiten Runde auszählen ließ, ist er fünfmal umgefallen und hat sich dabei jedesmal hochkant überschlagen und beide Schuhsohlen in die Luft gestreckt, auf denen für alle Welt sichtbar die zündende Botschaft stand: „The MIRROR.“

Der Mirror ist eine einfallsreiche Zeitung, und ihre pfiffigen Reporter hatten Francis vor dem Kampf mit einem fetten Pfund-Scheck erfolgreich überredet, im Vorgriff auf das Unvermeidliche seine Sohlen als Werbeflächen an ihr Revolverblatt zu verkaufen.

Das ist britischer Humor, und die Engländer feixen darüber noch heute. Jedenfalls lassen sie sich von Tyson gelegentlich gerne erinnern an diese besseren alten Zeiten des Schwergewichtsboxens, und neulich wurde der Ex-Weltmeister vom TV-Sender „ITV“ im Frühstücksfernsehen also interviewt. In London krächten zu der Zeit gerade die ersten Göckel, während es bei Tyson in Kalifornien erst kurz vor Mitternacht war, und dementsprechend lief das Gespräch dann auch ab - der Altmeister wirkte etwas tatterig und viele fragten sich sogar, ob er überhaupt immer wusste, dass er auf Sendung war.

Die ITV-Interviewer haben Tyson dann unvorsichtiger Weise auch noch in einen politischen Gedankenaustausch zu „Black Lives Matter“ und Donald Trump zu verwickeln versucht. Aber entweder hat er die Fragen nicht ganz verstanden oder ist zwischendurch eingnickt - auf jeden Fall

antwortete er wie einer, der einen Kampf zuviel gemacht hat, auf gar keinen Fall aber noch einen weiteren machen sollte.

Ende November soll es nun trotzdem soweit sein, die unvermeidliche Tragödie rückt bedrohlich näher. In einem Ring im kalifornischen Carson will Tyson auf Teufelkommaus herausfinden, ob sein 54jähriges Kinn und sein gleichaltriges Hirn noch einen Schlagabtausch aushalten. Auf den ersten Blick spricht eigentlich nur ein Grund dafür, dass Tyson aus der Nummer ohne bleibende Schäden herauskommen könnte, und das ist sein Gegner: Roy Jones Junior war früher zwar Weltmeister in vier Gewichtsklassen, aber verglichen mit Tyson ist er ein Handtuch und vor allem auch schon 51 - genau genommen müsste er längst Roy Jones Senior heißen.

Als „Kampf der Legenden“ wird der Krampf der Veteranen vermarktet, statt drei Minuten dauert eine Runde nur altersgerechte zwei, die Handschuhe werden sicherheitshalber dicker als normal gepolstert, und womöglich stellt man den beiden statt des Pausenhockers ein weiches Plüschsofa in die Ecke. Auf jeden Fall muss Roy Jones, damit Millionen Fans vor dem Kampf Blut lecken und bei der Pay-TV-Übertragung ihr Geld locker machen, so verrückte Dinge sagen wie kürzlich, das hört sich dann beispielsweise so an: „Klar gibt es schönere Dinge, als im Ring zu sterben. Aber ich würde es als glücklicher Mann tun.“

“**Klar gibt es schönere Dinge, als im Ring zu sterben. Aber ich würde es als glücklicher Mann tun**

Offenbar liebt Roy Jones solche Zermürbungsschlachten mit fragwürdigen Spätfolgen. Es ist die immer wiederkehrende Geschichte alternder Champions, sie brauchen die Bühne wie die Luft zum Atmen, und vor allem oft dringend Geld. Dafür lassen sie sich dann bereitwillig hinterher auf der Pritsche hinaustragen und die geschwollene Hirnrinde abtupfen, und manchmal geht es ja sogar gut. „Ich bin nicht dick, das sieht nur im Fernsehen so aus“, sagte einst George Foreman, bevor er mit 45 und der Körperfülle eines Nilpferds gegen Michael Moorer antrat und beim Zu-

binden der Schnürsenkel längst besorgniserregend schnaufte. Big George schleuderte dem Jüngeren in Ermangelung anderer Waffen dann den Bauch ans Kinn, Moorer ging k.o., und spätestens seither glaubt auch der letzte Altmeister, dass sich der Senf in die Tube zurückdrücken lässt.

Alternde Champions steigen in den Ring, solange sie noch halbwegs

ihren Namen schreiben können und nicht künstlich ernährt werden müssen. Sogar Exweltmeister Evander Holyfield, inzwischen 58, denkt an ein Comeback und hat sein Vorhaben neulich mit der faustdicken Philosophie begründet: „Der Unterschied zwischen dem Unmöglichen und dem Möglichen ist die Zielstrebigkeit.“

Ähnlich tiefgründig hätte zweifellos auch Mike Tyson jetzt im englischen Fernsehen sein Comeback erklärt, aber es war halt mitten in der Nacht. Seinen oben erwähnten Schwächeanfall analysierte er dann hinterher auf Twitter so: „Ich habe versucht, für das Interview lange wach zu bleiben, aber ich bin eingeschlafen. Und wenn ich schlafe, bin ich nur schwer wieder aufzuwecken, wie ein Löwe. Ich trainiere hart und gehe zeitig ins Bett.“

Wenn nur die Hälfte dieser Drohung und des flankierenden Warnhinweises auf den Löwen stimmt, sollte Roy Jones den Krampf der Legenden unbedingt schon jetzt zum Verkauf seiner Fußsohlen an die werbetreibende Wirtschaft nutzen. Diese Art der Altersvorsorge ist es, die alte Kanonen wie ihn und Mike Tyson zurück in den Ring treibt - ohne Rücksicht auf das Risiko, das ja nicht ganz gering ist: Immer wieder wird von geschlossenen Anstalten berichtet, in denen ehemalige Boxweltmeister beim Spaziergang durch den Garten an einer Leine eine Zahnbürste hinter sich herziehen und behaupten, das sei ihr Hündchen.



26. Oktober 2000

Christoph Daum wird nun doch nicht Bundestrainer. Der Hinderungsgrund: zuviel Kokain im Haar. „Einem zwischen Genie und Wahnsinn“, hieß es immer. Vielleicht muss man sich, um seinen jähen Abstieg zu begreifen, an seinen steilen Aufstieg erinnern.

„Wenn kein Wind weht, fällt die Regatta aus“

Als Christoph Daum seinen vierzigsten Geburtstag feierte, war er noch Trainer beim VfB Stuttgart, und sein Präsident hieß Gerhard Mayer-Vorfelder und sagte: „Von den Schwaben wird behauptet, daß sie mit Vierzig gescheit werden. Daum ist Rheinländer – also geben wir ihm noch zehn Jahre dazu.“

Das war vor sieben Jahren. In drei Jahren wird Daum also erst gescheit - das ist das, was Mayer-Vorfelder vergessen hat und sich als designerter

Präsident des Deutschen Fußball-Bundes nun vorwerfen muß: Er hat den Versuch, seinen alten Kumpel zum Bundestrainer zu machen, zu früh gestartet.

Jetzt ist es zu spät.

Als Christoph Daum vor ein paar Tagen, an diesem unwirklichen, haarsträubenden Samstag des 21. Oktober 2000 mit einer Lufthansa-Boeing ins Exil nach Miami davonfliegt, ist er auf Null, fix und fertig, erledigt. In der Nacht haben sich der Manager Calmund und die Bosse von Bayer Leverkusen seinen Rücktritt eingeholt, auch für den DFB und Mayer-Vorfelder („Ich bin zutiefst enttäuscht“) ist er als Bundestrainer gestorben, und als Daum abhebt, ist es eine Flucht. Er flüchtet vor seiner Mannschaft, die es kurz danach mitten in der Vorbereitung auf ihr Abendspiel gegen Borussia Dortmund erfährt, er flüchtet vor der Pressekonferenz, die den Skandal öffentlich machen wird, er flüchtet vor seinen Sponsoren, die bereits hektisch ihre Daum-Werbeplakate einrollen - er flüchtet vor der Blamage, der Verachtung, der Schande, den Schlagzeilen.

„Bild“ verkündet im Schock: „Das bizarre Leben des Christoph Daum. Ein Sumpf aus Drogen und Sex. Führen sogar Spuren zur Mafia?“

Schon so manchem steilen Aufstieg ist der freie Fall gefolgt, aber so senkrecht ist noch keiner parterre gegangen. Da läßt der Trainer Daum, um sich als Nicht-Kokser zu outen und seinem schärfsten Ankläger, dem Bayern-Manager Uli Hoeneß, den Wind aus den Segeln zu nehmen, freiwillig sein Haar analysieren, wird prompt als positiv überführt und verliert über Nacht seinen Ruf und 20 Millionen Mark an Gehältern und Werbegeldern. Die Staatsanwaltschaft ermittelt gegen ihn, um seine Kokainspur zurückzuverfolgen, und ständig melden sich nun alte Kameraden zu Wort, die sich das weiße Pulver schon mal gemeinsam mit ihm auf den Handrücken gestreut und überhaupt alles gewußt haben wollen, auch über angebliche Sex-Orgien mit käuflichen

Damen. „Christoph braucht jetzt gute Freunde“, sagt Calmund.

„Christoph braucht jetzt gute Freunde

Vielleicht hätte Daum sie schon früher gebraucht. Zum Beispiel, als er letztes Jahr seine Lebenspartnerin, die Musical-Sängerin Angelika Camm, im Bayer-Tross mit auf Reisen nahm, was die Spieler tuscheln, aber den Manager Calmund nur sagen ließ: „Und wenn er zwei Freundinnen hat, kann er beide mitnehmen.“

Etwa zu der Zeit, meinen viele, sei es mit Daum vollends bergab gegangen. Frau und Kinder hat er verlassen wegen der Sängerin, mit deren Ex-Mann angeblich Immobiliengeschäfte bestritten, die sich das Finanzamt

noch genauer anschauen will - und im Moment soll der Ex-Mann im Gefängnis sitzen und Daum vor allem hoffen, dass seine Ferienanlage „Sea Green“ auf Mallorca finanziell nicht zum Fiasko wird. „Ist er“, rätselt Bayern-Kollege Ottmar Hitzfeld, „mit dem Druck nicht mehr zurecht gekommen?“ Ende des Daums, Ende des Traums.

Was für ein Absturz.

Vermutlich muß man, um den Abstieg zu begreifen, zum Aufstieg zurückkehren. „Die Gerüchte mit den Drogen“, behauptet Franz Beckenbauer, „kursieren schon seit zehn Jahren“, sprich: seit der Daum als Shooting Star die Bühne betrat.

Damals beim 1. FC Köln. Wie der Blitz schlug Daum Ende der 80er Jahre in der Bundesliga ein. Alle nannten ihn Cassius, nach Cassius Clay, wegen seiner großen Klappe, und als der Titelkampf zum heißen Duell mit dem FC Bayern ausartete, hat sich Daum im ZDF-Sportstudio zu seiner legendären Schlammschlacht mit dem Bayern-Trainer Heynckes und dem Manager Hoeneß hinreißen lassen, giftig, furios, er stand geradezu unter Strom - auf die Idee einer Haaranalyse ist damals allerdings noch keiner gekommen.

„Ich wollte die Bundesliga spannend halten“, hat Daum den wilden Auftritt erklärt, „denn wenn kein Wind weht, fällt die Regatta aus.“

Christoph Clown. Großmaul. Schaumschläger. Psychokrieger. Das waren die fragwürdigen Namen, die er sich damals hart erarbeitet hat, aber schon die folgenden, beim VfB und bei Besiktas Istanbul, klangen phantastisch: Messias, Meistermacher, Motivationskünstler. Bald hielt er hochdotierte Vorträge in Managerseminaren, und große Wirtschaftsbosse hingen an seinen Lippen – an denen eines ehrgeizigen jungen Mannes, aufgewachsen in Duisburg in einer Umgebung, wo es sich keiner leisten kann, Kokain zu schnupfen, sondern sich jeder durchboxen muß, hochboxen. Und da war er plötzlich, ganz oben. Sind ihm mit jenen ersten Lorbeeren ein paar Dinge im Kopf aus der Spur geraten?

In Leeds hat er diesen Kopf in einer schwachen Sekunde während der Saison 92/93 dann erstmals verloren, aus Versehen regelwidrig eingewechselt und den VfB aus der Champions League ausgewechselt – doch in den Wirren seines anschließenden Scheiterns in Stuttgart reichte er den einen oder anderen Schulterschein mithilfe seines virtuosen Klimperns auf der Klaviatur der Medien und der Gefühle der Fans ein bisschen an den damaligen VfB-Manager Dieter Hoeneß weiter, der daraufhin meinte: „Daum ist ein Demagoge.“ Der Messias – ein Manipulator?

Zu der Zeit wurde erstmals über Daums Augen diskutiert.

Wenn er unter Strom stand, begannen diese Augen wie das Feuer der

Besessenheit zu brennen, es war ein intensiver, glühender, lodernder und derart auffälliger Blick, dass der Präsident Mayer-Vorfelder gelegentlich sagte: „Ein Trainer zwischen Genie und Wahnsinn.“ Das Genie trieb ihn zu großen Leistungen. Der Wahnsinn hat vieles wieder zerstört.

Ist Daum ein gespaltener Mensch? Ist er zu zweit, schleppt er tief drinnen ein Double mit sich herum, das ihm in schwachen Stunden ein Bein stellt? Ich habe ihn in seiner VfB-Zeit besucht, in seiner Wohnung in Endersbach, und als großartigen und anspruchsvollen Menschen kennengelernt. Daum sammelt Geld für Kinder, die an Mukoviszidose leiden, einer Erkrankung der Atemwege, er kann nachdenklich sein und ein Feingeist. Abends gönnt er sich Pavarotti, zu einer Zigarre und einem guten Wein, und liest die „Zeit“ und die „Süddeutsche“. Bücher? „Moment“, sagte er und ging zum Regal. Er griff nach Gorbatschows Memoiren und nach Max Frischs Identitäts-Roman „Stiller“ - das ist jener Mensch, der sich in eine Rolle gedrängt fühlt, die ihn daran hindert, er selber zu sein.

Wer sind Sie, Herr Daum?

„Ein anderer“, sagte er, „als der, den die Journalisten in ihre Schablone pressen.“

Doch plötzlich rumpelte es, und Daums Double kroch unter dem Tisch hervor. Dieser Wilde mit den giftgrünen Augen, der seinem Affen manchmal zuviel Zucker gibt und dem der Deckel vom Dampfkessel fliegt – mit manchmal bösen, giftigen, aggressiven Worten wie gegen einen Journalisten, der über ihn geschrieben hatte: „Ein Gefangener im Irrgarten seiner Widersprüche.“ War er das nicht? Daum las Brecht, Tucholsky und die „Zeit“, während sein Double Kolumnen für „Bild“ schrieb. Der eine Daum war still und besonnen, der andere trat als Polterer zu, flippte aus, verlor gelegentlich die Kontrolle.

Daum ist an Daum gescheitert. Und vielleicht auch ein bißchen an Max Merkel, dem alten Kollegen, dem früheren Zampano und Meistermacher, der als Kolumnist für „Bild“ immer die Hauptfiguren der Bundesliga auf ihre Tauglichkeit testet. Vielleicht hätte ihm Merkel nicht so früh den Hollywood-Trainer-Oscar in Form der Höchstnote (sechs Bälle) verabreichen sollen – denn spätestens von da an erinnerte Daum bisweilen an die Anekdote vom berühmten Star, der durch die Hintertür beifallumrauscht aus dem Schauspielhaus schwebt, ins Taxi steigt und befiehlt: „Los!“

„Wohin?“, fragt der Chauffeur.

„Egal“, sagt der Star, „ich werde überall gebraucht.“

Christoph Daum wird im Moment nirgends mehr gebraucht. Sein einziger Trost ist das Licht am Ende des Tunnels: In drei Jahren wird er gescheit.



1. Oktober 2017

Max Planer sitzt im Traumschiff aller Ruderer. Heute will er in Sarasota Weltmeister werden. Dann hätten sich alle Opfer gelohnt. Und die Ängste. Denn so eine Achterbahnfahrt kann im Gold enden - aber auch als Tragödie.

„Wenn ich Opa bin, kann ich sagen: Ich war im Deutschland-Achter“

Die Traumschiffe, die vor der Küste Floridas kreuzen, heißen normalerweise „Queen Mary 2“ oder „Harmony of the Seas“, aber mit der Harmonie ist es seit ein paar Tagen vorbei, denn eines der gefährlichsten Schlachtschiffe der Welt zieht seine Bahnen.

Der Deutschland-Achter.

Sogar die Alligatoren im See neben der Regattastrecke des Nathan Benderson Parks in Sarasota ziehen vor Ehrfurcht die Schwänze ein, die einen

sind abgetaucht, die anderen geflüchtet. Denn eine Weltmeisterschaft im Rudern ist keine gute Zeit für Krokodile - vor allem von diesem langen und spitzigen Boot wollen sie nicht gerammt werden, in dem acht ziemlich kräftige Männer sitzen.

Auf Position 3, vom Bug aus betrachtet, sitzt sogar ein Bär. Zwei Meter, zwei Zentner, und dazu noch zwei Pratzten, mit denen man Weltmeister werden, aber genausogut einem Journalisten bei der Begrüßung die Hand brechen kann.

„Ich bin Max Planer“, sagt der Bär und drückt zu. Einen schwarzen Bart hat er auch noch im Gesicht. So einem möchte man als Alligator in den Sümpfen Floridas bei Nacht nicht begegnen - allerdings noch viel weniger tagsüber als Gegner im Achter.

Maximilian Planer freut sich aufs Finale. Das ist heute, und sie sind WM-Favorit, unbesiegt in dieser Saison, neulich sind sie schon Europameister geworden. Sie sind das Flaggschiff der Nation, und das dazugehörige Gefühl beschreibt Planer so: „Es gibt nichts Geileres, als da drinzusitzen.“

Der Deutschland-Achter ist mehr als Rudern, er ist der Ritterschlag, das Boot der Besten. Wenn alle anderen mit dem Wettkampf schon längst fertig sind und ihre Boote auf die Anhänger laden, marschieren die Achter als krönendes Highlight daher, zum Finale furioso - und die Zuschauer sind elektrisiert, als ob Usain Bolt gleich 100 Meter übers Wasser geht.

„Beim Achter kennen die Leute vielleicht nicht die Namen der Ruderer, aber sie kennen das Boot“, sagt Planer. Den Deutschland-Achter kennt jeder, seit ihn der Ratzeburger Trainerprofessor Karl Adam in den 1960er Jahren zur Weltmarke machte - er glänzt im deutschen Sport seither wie ein Mercedes-Stern auf der Kühlerhaube.

„Silberpfeil“ nennen ihn sogar neuerdings einige, denn bei Olympia und WM langte es zuletzt viermal hintereinander nur zu Silber, und 2014 war auch Planer dabei. WM-Zweiter wurde er, dazu noch Europameister, und er dachte: „Wow, das macht Spaß!“ Aber plötzlich saß er wieder draußen.

Warum?

„Tja“, sagt Planer.

Wer Achter fährt, muss ein strammer Max sein. Dieses Boot ist wie das Leben, es kann brutal hart sein. Er lässt Worte wie „Muffensausen“ und „Killerinstinkt“ fallen, aber vor allem beschreibt er die volle Palette seiner Gefühle: Glück, Freude, Stolz, Hoffnung, Verzweiflung, Wut.

Planer musste damals zurück auf Null, in die kleineren Boote, und sich über den Zweier wieder langwierig bewähren und qualifizieren. Und über die Ergometer-Tests. Seit dieser Saison sitzt er nun wieder in sei-

nem Traumschiff. Aber wie lange? „Planen bringt nichts“, sagt Planer. Nur schuften, hoffen und warten.

Journalismus studiert er, den Bachelor will er bald beenden, und wenn er Sonderwünsche vorträgt („Ich muss morgen zur Uni, Vorlesung“), nickt der Trainer zur Zeit noch geduldig. Vielleicht nickt er auch nächstes Jahr noch, aber dann naht Olympia 2020 in Tokio, „und dann“, weiß Planer, „geht da gar nichts mehr.“ Dann ist dreimal Training am Tag, und wenn er da fehlt, kann er einpacken, dann schnappt sich nämlich im Boot ein junger Hungeriger seinen Platz. „Der Druck ist extrem“, sagt Planer.

Hätte er doch Fußballer werden sollen?

Rudern wir kurz zurück: Als Bub in Sachen-Anhalt hat er in der E-Jugend gekickt. Bis ihn Vater Steffen eines Tages zum Bernburger Ruderklub mitnahm, zur Vereinsmeisterschaft im Familiendoppelzweier, 500 Meter auf der Saale. Sie fuhren weit hinterher, „aber es war so schön, das ganze Rennen mit Papa, das hat mich so gefreut.“ Bald fuhr der kleine Max dann als großer Max vorneweg, als Junioren-Weltmeister, und der Ernst des Ruderns begann - dieses oft wunderbare und manchmal furchtbare Leben auf der Achter-Bahn.

Wobei ihm das grässlichste Ab im Vierer widerfahren ist, letztes Jahr in Rio, „das war das Schlimmste.“ Platz 12, Letzter im olympischen B-Finale. Planer: „Ich war innerlich zerstört.“ Gottseidank waren die Eltern da und die Schwester, und für den Rest der Spiele hat er sich zur Betäubung ins brasilianische Nachtleben gestürzt.

„Man denkt da an alles“, sagt er, „auch ans Aufhören.“

Da malt sich einer Rio als Höhepunkt seines sportlichen Daseins aus, und dann dieses Chaos. Willkommen in der Hölle. Am Ende wurden die deutschen Olympioniken auch noch in getrennten Flugzeugen heimgeflogen, im einen die Medaillengewinner, im anderen der traurige Rest. Planer war seelisch auf Null, riss aber nochmal „die Eier zusammen“, wie er es nennt, für den lauten Protest: „So wird man zum Mensch zweiter Klasse.“

Vorbei. Verjährt. Die Zukunft zählt. Er ist wieder im Achter, der immer eine Medaille holt, und muss nicht mehr fürchten, aus dem Flugzeug der Versager beim Heimflug über dem Atlantik ausgekippt zu werden. Er genießt die neue Anerkennung, beim Medientag sind alle Kameras auf den Achter gerichtet, und was das Geld betrifft, lassen sich die Sportfördergruppe der Bundeswehr, die Sporthilfe und der Pumpenhersteller Wilo als Sponsor nicht lumpen. „Wer im Achter sitzt“, sagt Planer, „muss nicht verhungern.“

Familiär und locker ist die Stimmung im WM-Hotel „Country Inn“ unweit

“Man
denkt da
an alles,
auch ans
Aufhören



der Regattastrecke, es droht keine Meuterei auf der Bounty. Übergangstrainer Uwe Bender streut auch einmal einen Ausflug an die herrlichen Strände von Sarasota ein, er setzt auf Harmonie. Vorgänger Ralf Holtmeyer, der ein Jahr aussetzt, war im Zweifelsfall eher für Konflikt, der Leitsatz hieß: Reibung schafft Energie. Planer steht mehr auf Harmonie, „ich finde die neuen Reize gut.“

Neu ist überhaupt vieles, der Trainer ist neu, fünf Ruderer sind neu, außerdem sind Planer und sein Kumpel Felix Wimberger so gut wie neu zurückgekehrt, nur eines ist beim Alten geblieben: Der eiserne Wille. Planer nennt als Prachtsbeispiel den Mitstreiter Richard Schmidt. „Der ist unser Leitwolf, er hat alles erreicht, sagt aber immer: Ich muss noch besser werden, um es wieder zu schaffen.“

Alte Verdienste sind wie die Zeitung von gestern. Als Musterbeispiel bedauert Planer den alten Gold-Helden Kristof Wilke. Der war Schlagmann im Gold-Achter 2012 in London. Der Schlagmann gibt den Takt und den Rhythmus vor, bestimmt die Schlagfrequenz und die Renntaktik, der Schlagmann ist der Boss. Doch plötzlich war der Boss weg, man wollte ihn in den Vierer stecken. Planer: „Er hat körperlich und geistig nicht mehr die Kurve gekriegt. Und aufgehört.“

Immerhin hat er überlebt.

Planer weiß Bescheid über alle Tragödien, auch über das Leben und Sterben des Bahne Rabe. Der war Schlagmann im Gold-Achter 1988 in Seoul, „und im Ziel, als die anderen jubelten, ist er einfach weitergerudert.“ Wie auf der panischen Suche nach einem neuen Ziel. Er hatte keines mehr. Bei der Siegesfeier rannte er mit dem Kopf gegen die Wand, immer wie-

der. Haltlos ließ er sich in den Strudel des Untergangs ziehen, er begann zu trinken, und die Zigaretten drückte er sich auf dem Arm aus. Als Rabe im Vierer nochmal Weltmeister wurde, schlug er abends mit der Faust eine Autoscheibe ein und sagte auf die Frage nach dem Warum: „Damit ich was fühle.“ Dann hungerte er sich vollends zu Tode.

„Der hat jede Haferflocke einzeln abgezählt“, weiß Planer. Eine Hüne wie er, zwei Meter, zwei Zentner. Ein vermeintlich strahlender Held, aber tief drinnen der ärmste Mensch der Welt, eine kranke Seele in einem starken Körper.

„Ich frage mich auch oft, was Yannic Corinth durchmachen musste“, sagt Planer. Früher ruderten sie zusammen bei der U 23-WM, er im Achter, Corinth im Vierer. „Jetzt ist er tot“, sagt Planer. Selbstmord, letzten Sommer. Über Depressionen muss mehr geredet werden, sagt Planer, und deshalb engagiert er sich für den Verein „Wir für Yannic“.

Waren es Versagensängste? Was hat dieser Mensch alles ertragen müssen im Dunkel seiner Hölle, bis er keinen Ausweg mehr sah? Planer mag und kann es sich nicht vorstellen. Bei ihm gingen die Zweifel und die Verzweiflung gottseidank nie tiefer als an jenem Abend in Rio, als er sich einredete: „Du bist der schlechteste Ruderer der Welt.“

Er ist drüber weg. Er ist jetzt 26, im besten Alter, er steht voll im Saft, und er sitzt in seinem Traumboot. Mehr kann keiner wollen. Den Rest müssen vollends die Götter entscheiden, oder der Geist von Karl Adam, der immer über diesem Boot schwebt. Weltmeister will Planer heute werden, und 2020 mit nach Tokio fliegen, aber selbst wenn es anders kommt: Er weiß jetzt schon, was Glück ist.

„Wenn ich später mal Opa bin“, sagt Maximilian Planer, „kann ich meinen Enkeln erzählen: Ich war im Deutschland-Achter. Ich bin ein Teil dieses Mythos, ein Teil dieser Geschichte. Ich durfte im tollsten Boot sitzen, das es gibt.“



24. Juni 2010

Rudolf Kreitlein wurde bei der WM 1966 als „tapferes Schneiderlein“ berühmt. Er wollte den Argentinier Rattin vom Platz stellen, aber der stellte sich dumm und ging einfach nicht. Aus Notwehr wurde Kreitlein zum Revolutionär - und erfand tags darauf die gelbe und rote Karte.

„Ich habe die Beleidigung an seinem Gesichtsausdruck abgelesen“

Auf die Risiken einer Fußball-WM muss man sich als Journalist gewissenhaft vorbereiten. Deshalb war ich vor dem Abflug nach Südafrika jetzt noch schnell beim Doktor, um mich gegen Seuchen impfen zu lassen, aber auch im Stuttgarter Theaterhaus, um mich gegen Schiedsrichter impfen zu lassen.

„Schiedsrichter Fertig“ heißt das Stück, das dort zur Zeit läuft. Thomas Brussig hat es geschrieben, und es ist ein wunderbares, aber fast tragikko-

misches und trauriges Stück – über arme Kerle, die hin und her rennen, kein Tor schießen dürfen und keinen Beifall erhalten.

Auf der zu einer Umkleidekabine umdekorierten Bühne schlüpfen drei Schauspieler in die Haut von Schiedsrichter Uwe Fertig und seiner zwei Linienrichter. Kurz vor dem Anpfiff zetern sie miteinander über ihr unmenschliches Los, da draußen gleich wieder als Pfeifen im Regen zu stehen und an die Wand gestellt zu werden als schwarze Sau, sie zerreißen sich das Maul über die Spitzbuben und Schwalbenkönige, von denen sie schamlos hereingelegt werden – also kurz gesagt zeigen sie uns, wie man sich als Schiedsrichter vor dem Anpfiff dafür in Stimmung bringt, von Achtzigtausend ausgepiffen, angepöbelt, beschimpft, bebrüllt, beleidigt, bedroht und auf alle erdenkliche Arten massakriert zu werden.

Warum sie es trotzdem tun?

Bei der Antwort klopft sich Uwe Fertig mit einem fiesem Rächerblick brüllend auf die Schenkel: Als schlauer Schiedsrichter kann man trotzdem unsterblich werden - es genügt schon ein fragwürdiger Pfiff, mit denen man die Fußballwelt auf die Palme bringt.

Die lebenden Beweise für diese Pointe des Bühnenstücks begegnen einem fast täglich. In verblüffender Regelmäßigkeit, die kein Zufall mehr sein kann, führen pfiffige Schiedsrichter die berühmtesten Fußballstars der Welt wie Tanzbären am Nasenring derart durch die Manege, dass ich hier spontan den derben Scherz vom Teufel erzählen muss. Der fragt Petrus am Telefon, ob er sich nicht eines fernen Tages einmal ein packendes Fußballspiel Himmel gegen Hölle vorstellen könne, worauf Petrus ihn warnt: „Gerne, aber Ihr werdet chancenlos sein, denn für uns spielen dann alle Götter, Pele, Maradona, Beckenbauer...“

„Aber wir“, unterbricht ihn feixend der Teufel, „haben die Schiedsrichter.“

Wahr ist auf jeden Fall eines: Besonders selbstbewusste Schiedsrichter, die etwas auf sich halten, weisen an ausgesuchten Tagen nach, dass sie für ein erfülltes Leben ein gewisses Gefühl für die Macht unbedingt brauchen, vor allem in Form des Zückens gelber und roter Pappendeckel, mit denen sie ungestraft die höchstbezahltesten Millionäre in kurzen Hosen stramm stehen lassen.

Womit wir endlich zum Thema kommen: Wer hat diese Karten erfunden?

Für die Antwort darauf muss man, wenn man vom Stuttgarter Theaterhaus am Pragsattel kommt, nicht mehr weit fahren. Runter in die Stadt und dann hoch nach Degerloch, dort lebt der Gesuchte als Kultfigur: Rudolf Kreitlein.

Ich habe einmal neugierig bei ihm an der Tür geklingelt, und er ließ mich in seine dicken Ordner schauen, in die er die Zeitungsartikel vom wichtigsten Tag seines Lebens hineingeklebt hat. Bis dahin war er nur ein kleiner Schneidermeister, aber mit einem einzigen Pfiff ist er bei der WM 1966 dann über Nacht als „tapferes Schneiderlein“ weltberühmt geworden. „Auch meine Schiedsrichterkluft war selbstgemacht“, hat mir Kreitlein erzählt - und anschließend die Geschichte mit Rattin.



Im Viertelfinale war das. In Wembley traf England auf Argentinien, und irgendwann hat Antonio Rattin, der Kapitän der Gauchos, den deutschen Schiedsrichter von oben herab angeschaut. Rattin war ein Riese, und Kreitlein nur ein laufender Meter, aber dafür saß er am längeren Hebel. Weil die beiden sich aufgrund weltsprachlicher Mängel zu einer verbalen Klärung der heiklen Situation nicht in der Lage sahen, hat Kreitlein in der Not „an Rattins Gesichtsausdruck abgelesen“, dass der ihn beleidigt hatte – und „mit der Gestik eines Burgschauspielers“, notierte später ein Augenzeuge, versuchte der kleine Mutige den Pampariesen des Feldes zu verweisen, in Form fuchtelnder Bewegungen des Armes und flankiert vom gezückten Zeigefinger. Aber Rattin ließ sich nicht verscheuchen. Nix verstehen, deutete er an, nur Bahnhof. Erst nach siebenminütigen Tumulten gelang es be-

waffneten Londoner Bobbies schließlich, den verständnislosen Argentinier abzuführen.

**“ Wir müssen
etwas finden,
damit Spieler und
Zuschauer unsere
Entscheidungen
besser verstehen**

„Wir müssen etwas finden, damit Spieler und Zuschauer unsere Entscheidungen besser verstehen“, hat Kreitlein hinterher zum englischen FIFA-Schiedsrichterchef Ken Aston gesagt, der ihn schon während der Rudelbildung auf dem Platz unter vollem Einsatz seines imposanten Körpers vor dem Schlimmsten bewahrt hatte. Der Sage

nach musste Aston dann am selben Abend bei der Heimfahrt durch London an einer Ampel halten, schlagartig durchfuhr ihn der gelbrote Geistesblitz, und anderntags war für Aston und Kreitlein klar: Verwarnungskarten müssen her. So wird nun seither wie der Verkehr auch der Fußball geregelt.

Als tapferes Schneiderlein und wegweisender Gelbrot-Pionier ist Kreitlein letztes Jahr zu seinem neunzigsten Geburtstag vom Bundespräsidenten ins Schloss Bellevue eingeladen worden, zum Abendessen und zur feierlichen Entgegennahme des Bundesverdienstkreuzes. In dessen Genuss kommen normalerweise nur handverlesene Deutsche, aber in seltenen Fällen kriegt es auch einmal ein schwäbischer Tüftler, der mit einer genialen Erfindung verhindert hat, dass der Fußball an seinen Missverständnissen und Tumulten auf dem Platz zugrunde geht.



7. November 2014

Immer näher rückt der Tag, an dem Bibiana Steinhaus auch die Männer nach ihrer Pfeife tanzen lässt. Für uns Machos wird es eng - wir können eigentlich nur noch hoffen, dass sie „Schalke 05“ sagt oder sich anderweitig verplappert.

Sind Blondinen die besseren Schiedsrichter?

Ganze Heerscharen gewaltbereiter Frauenrechtlerinnen sind fuchtelwild, denn Bibiana Steinhaus ist bei den Schiedsrichteransetzungen für die Bundesliga erneut nicht berücksichtigt worden - stattdessen wird sie ans Ende der Welt geschickt und muss diesen Samstag in Ecuador das WM-Playoffspiel der dortigen Frauen gegen Trinidad und Tobago leiten.

Warum wird Deutschlands beste Schiedsrichterin in die Wüste geschickt? Warum darf sie keine Männer nach ihrer Pfeife tanzen lassen? Warum setzt man sie jetzt nicht beispielsweise auf die Bayern in Frankfurt an?

Sie ist erwiesenermaßen die einzige, vor der Pep Guardiola schlottert. Er ist der schier unschlagbarste Trainer der Welt, nur gegen Bibiana Steinhaus hat er sich schon blamiert - neulich im DFB-Pokal, als sie als vierte Schiedsrichterin an der Linie stand und der Spanier sich plötzlich wild und glutäugig auf sie stürzte. Wollte er ihr den Fußball erklären oder ihr als Latin Lover an die Wäsche? Jedenfalls ging der protestierende Pep bedenklich auf Tuchfühlung und legte den Arm um ihre Schultern - aber sie hat ihn so eiskalt in seine Schranken verwiesen, dass die „Bild“-Zeitung sie danach feierte als das blondeste Gift des Schiedsrichterwesens und balkenhoch jubelte: „Die starke Frau in der Macho-Liga.“

Seither jagt ein Pro und Kontra das nächste, und nicht nur Bayernfeinde schwärmen von der Mutigen. Auch der bekannte Schweizer Oberschiedsrichter Urs Meier ist entflammt und fordert als ZDF-Experte: „Es wird Zeit, dass die blonde Polizistin auch als Hauptschiedsrichterin in der Bundesliga pfeifen darf.“ In einer Umfrage nickten 71 Prozent: „Ja, sie kann das.“

Nur Herbert Fandel bleibt bockig. Der Chef der deutschen Schiedsrichter sagt ungefähr: Was die Kollegin Steinhaus in der zweiten Liga mit der Pfeife zwischen den Zähnen bisher zusammengetrillert hat, reicht noch nicht ganz für einen Aufstieg. Knallhart hat er sie deshalb abfahren lassen und damit gezeigt, zu welchen unpopulären Mitteln wir Männer inzwischen gezwungen sind, um dem anderen Geschlecht beim unaufhaltsamen Aufstieg noch Herr zu werden. Wehmütig denken wir zurück in die Zeiten, als die Meinung, dass die Frau an den Herd und den Putzlappen gehört, noch nicht als billiges Vorurteil verteufelt wurde, sondern die Fakten zählten: Heißt es die Fußball - oder der Fußball?

Der Fußball. Der Anpfiff. Der Pfosten. Der Konter. Der Torschuss. Der Eckball. Der Fallrückzieher. Der Schiedsrichter. Alles männlich. Weiblich? Spontan fiel einem da früher nur eines ein: Die Pfeife.

Die Frau im Fußball war eine Pfeife. In der schwärzesten Stunde des ZDF-Sportstudios sagte die Moderatorin Carmen Thomas einst „Schalke 05“ und ertete vom Schnellgericht das biblische Urteil: Das Weib schweige in der Kirche. Als ihr später Doris Papperitz folgte, eine Blondine mit betörenden Backengrübchen, sprach die männliche Fachwelt von der „Sendung mit der Maus“. Der Wiener Grantler Ernst Happel, der beim HSV damals der beste Trainer der Welt war, mutierte zwar zum Charmeur und schmolz dahin („Frau Papperitz ist pompös und attraktiv, bei mir hat sie 50 Prozent Vorgabe“) - aber gelegentlich eröffnete sie ein Interview dann halt mit dem Satz: „Ich frag jetzt mal ganz dumm“.

Mittlerweile machen bei Fußballspielen fast nur noch Frauen die

TV-Interviews. Frauen kicken, boxen und ringen, Frauen fahren Bob und Autorennen, und beim FC Bayern fährt sogar den Mannschaftsbus eine Frau. Sind Blondinen auch die besseren Schiedsrichter?

Wir Mannsbilder haben jedenfalls nur noch Herbert Fandel, der Schiedsrichterboss ist unser letzter Fels in der Brandung. Dennoch ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis auch er vollends einknickt und Bibiana Steinhaus für die Bundesliga grünes Licht gibt. Die gepfefferte Art, mit der sie sich neulich den feurigen Pep vom Leib hielt, hat uns Machos vermutlich vollends den Fangschuss verpasst.





1. April 2016

Bastian Schweinsteiger hat beim Tennisturnier in Miami dieser Tage alles, was sein wundres Knie braucht: Sonne, Wärme und Liebe. Ana Ivanovic ist extra ausgeschieden, um unseren DFB-Kapitän zu pflegen. Die beiden sind der sktuelle Höhepunkt unter den Traumduos.

„Gefestigte Paarbeziehung“

Der Fortschritt lässt die große, weite Welt immer kleiner werden. Sie ist inzwischen schon so zusammengeschrumpft, dass man als Journalist beim Tennisturnier in Key Biscayne mit dem Computer auf dem Schoß auf der Pressetribüne sitzt, im ARD-Livestream das deutsche mitreißende 4:1 gegen Italien sieht - und den Moderator Opdenhövel hört, wie er seinen Experten Mehmet Scholl daheim in der alten Welt fragt: Wer spielt bei der EM im Mittelfeld neben Toni Kroos?

„Schweinsteiger“, antwortete Scholli.

Sofort habe ich mir auf der Tribüne des Tennisstadions in der Bucht von Miami den Kopf verrenkt, denn es wird gemunkelt, dass Bastian Schweinsteiger immer noch da ist. Als ich ihn hier das letzte Mal sah, saß er auf Nebenplatz 1, das war am Samstag. Deutschland verlor im Fußball gerade gegen England in Berlin, und fast zeitgleich feuerte der DFB-Kapitän auf einer kargen Stahlrohrtribüne im Hinterhof der Tennisanlage in Key Biscayne seine Freundin an: Ana Ivanovic quälte sich vor ungefähr dreihundert Zuschauern gegen die Schweizerin Timea Baczinski.

„Gut so, Ana!“, schrie Schweini.

Aber auch Ana verlor.

Herbe Tage sind das für unseren Weltmeister. Er trug auf der Tribüne eine furchterregende Schiene am rechten Knie und eine Baseballmütze der New York Yankees auf dem Kopf - erstens gegen den Sonnenbrand, und zweitens, um nicht unnötig viel Aufsehen zu erregen. Drei Meter weiter saß Paul Zimmer. Er ist im Tennis der virtuoseste Deutsche seit Boris Becker und Steffi Graf, als bester Fotograf dieses Sports hat er schon deren Heldentaten lückenlos dokumentiert, und normalerweise drückt er hemmungslos auf den Auslöser, sobald ein verheißungsvoller Schnappschuss winkt. Aber nicht an diesem Samstag.

„Bring mich um“, widersetzte sich der König der Kamera meinem Vorschlag, die Szene für spätere Generationen festzuhalten, „aber in diesem Zustand fotografiere ich Schweinsteiger nicht.“

Wir haben den Spielführer unserer Nationalmannschaft in Frieden gelassen. Da verletzt sich einer letzte Woche vor den Länderspielen, flüchtet in sei-

“*Bring mich um,
aber in diesem
Zustand fotografiere
ich Schweinsteiger
nicht.*

nem Unglück zur Freundin ans andere Ende der Welt - und vermutlich die letzten, mit denen er dort konfrontiert werden möchte, sind aufdringliche Griffelspitzer oder Fotografen, die seine Qualen mit ihm teilen oder das Elend seiner Freundin, die einmal die Beste der Welt war und als Nummer 16 inzwischen gegen eine Schweizerin verliert, die kein Mensch kennt.

Was hätte man Schweinsteiger und seine Ana auch groß fragen sollen: Wie es ist, sich beschissen zu fühlen? Oder ob was dran ist an der Klatschspaltenbehauptung, dass sie demnächst heiraten? Pech im Spiel, Glück in der Liebe? 5:7, 4:6 hat Ana jedenfalls verloren, und sie hat ihre Siebensachen und Schweini gepackt, und dann waren sie weg, um in Miami

heimlich Ostern zu feiern, Arm in Arm, frei nach Galater, Kapitel 6, Vers 2: Einer trage des anderen Last.

Dass ein Traumpaar abtaucht, ist selten. So ein Rückzug von der großen Bühne gilt unter den Regelwächtern der modernen Medienwelt als geschäftsschädigende Todsünde, es mindert den Marktwert. Promipaare haben sich gefälligst zu zeigen, und viele haben in der langen Geschichte des Sports vorgemacht, wie es geht, der Boxheld Max Schmeling in den 1930ern



mit dem Ufa-Kinostar Anny Ondra, der US-Baseballgott Joe DiMaggio in den 1950ern mit der Leinwandgöttin Marilyn Monroe („Manche mögen `s heiß“), Tenniscrack John McEnroe in den 1970ern mit der Hollywoodschönen Tatum O`Neal („Papermoon“) und Andre Agassi in den 1980ern mit Brooke Shields („Pretty Baby“), ehe er in den 1990ern in Gestalt von Steffi Graf dann die Richtige fand.

„Der Gürtel“, erkannte einst der modisch stilsichere Lothar Matthäus, „muss zu den Schuhen passen.“ Ein Star zum Star passt immer. Mit einem engen Kopf-an-Kopf-Rennen endet deshalb regelmäßig die Frage: Wer ist das glamouröseste Paar der Welt - a) Victoria und David Beckham, b) Pique und Shakira („Waka-Waka“), c) Lindsay Vonn und Tiger Woods oder d) das Supermodel Gisele Bündchen mit ihrem Quarterbackkönig Tom Brady? Die alternative Antwort ist e): Ana und Schweini.

Nachdem die Rechtsanwältin unseres kickenden Bayern vor einem Jahr offiziell und rechtskräftig verkündet hat, dass zwischen beiden eine „gefestigte Paarbeziehung“ bestehe, machten die Paparazzi weltweit Überstunden und knipsten die Verliebten händchenhaltend in New York und den Weltmeister fortan auf den Tribünen in Paris und Wimbledon. Alles passte, das schönste Gesicht im Tennis liebte den WM-Helden und Weltstar der Weltmarke Manchester United. Doch plötzlich geht das Traumpaar an Krücken, und der unsägliche britische Humor macht den alternden Schweini zur Sau, angeblich riecht er schon ranzig und schimmelt. Und nun auch noch das Knie. EM-Aus? Reißaus hat Schweini genommen.

Fluchtpunkt Miami.

Normalerweise können sich Promis dort nicht verstecken, sogar Sabine Lisicki blieb nicht unfotografiert, als sie sich dieser Tage im Leopardenkini mit Lilly Becker, der ehemals besseren Hälfte von Boris, am Meer traf, um ihre Trennung vom TV-Komiker Oliver Pocher wegzuschwimmen. Hundertschaften aus der Glamour-und-Glitter-Welt sind jeden Tag fettgedruckt auf der „People“-Klatschseite des `Miami Herald` aufgelistet. Nur Ana und Schweini nicht. Kein Wort. Von keinem Foto wird erzählt, auf dem sie ihm am Strand von South Beach den Waschbrettbauch graulte - und sie waren offensichtlich nicht einmal standesgemäß im Nobelrestaurant „Macaluso`s“, wo die Reichen und Berühmten gerne ihren Hunger stillen und sich die famosen Fleischbälle nach Art des Hauses einverleiben, vorzugsweise flankiert von den heißen Krabben „Sinatra“ und etwas Thunfisch über Spinat.

Inkognito in Miami, das schafft ein Promi eigentlich höchstens, wenn es sich ins Zeugenschutzprogramm des FBI begibt. Jedenfalls weiß keiner genau, ob Schweini mittlerweile schon wieder zur Kniespiegelung bei Doc Müller-Wohlfahrt in München ist oder sich in Key Biscayne mit Ana am Wochenende noch die Endspiele anschaut, in aller Ruhe. Denn selbst ungetarnt werden bayrische Fußballstars in Amerika nicht unbedingt erkannt - als Bernhard Langer einst bei den Golf-Masters in Augusta zur Siegerehrung schritt, fragte ein US-Fernsehreporter seinen Co-Kommentator: „Wer ist der Kerl neben ihm?“

„Ein Freund, oder ein Sponsor“, tippte der andere.

Der Kerl war aber Franz Beckenbauer, woraus sich ergibt: Wenn in Key Biscayne jetzt ein Versehrter mit einer Schiene am Knie auf der Tennistribüne sitzt und neben ihm eine Serbin, halten ihn die Amerikaner vermutlich für einen Veteranen aus dem Balkankrieg. Unbehelligt kann Bastian Schweinsteiger also sein Bein in der Sonne baumeln lassen, falls er wirklich noch da ist.



17. März 2019

Die Harlem Globetrotters haben Berlin am Freitag wieder zum Lachen gebracht. Aber so schön wie am 22. August 1951 wird es nie wieder: Damals brachten sie Jesse Owens mit - und bewiesen mit 75 000 Zuschauern im Olympiastadion, dass Kapitalismus lustiger ist als Kommunismus.

„Als die Clowns in den Kalten Krieg zogen“

Der wahre Sportfan erträgt alles, nur keine Niederlage der eigenen Mannschaft - und auf der ganzen Welt gibt es nur eine, die nie verliert.

Oder fast nie.

Die Harlem Globetrotters schämen sich heute noch für die erbärmliche Schande. Vor 48 Jahren ist es passiert. Vermutlich waren sie in der Nacht vor dem Spiel in fragwürdiger Gesellschaft versackt, jedenfalls unterlagen sie gegen die Washington Generals mit 99:100. Louis („Red“) Klotz hieß der Spielverderber, er machte den entscheidenden Punkt und trug schwer an den Folgen. „Die Zuschauer schauten uns an“, erinnerte sich der Stimmungstöter noch Jahre danach, „als hätten wir gerade den Weihnachtsmann umgebracht.“ Es wird sogar von Kindern berichtet, die auf den Rängen weinten.

Das ist nicht der Sinn der Sache, wenn die Harlem Globetrotters Basketball spielen. Ihr Sieg ist im Eintrittspreis inbegriffen, deshalb bringen sie sicherheitshalber ihre Gegner mit, als Prügelknaben, zum Veräppeln. Sie zupfen ihnen dann im Vorbeidribbeln auch schnell mal die Hosen herunter wie vorgestern Abend in der Max-Schmeling-Halle in Berlin. Die US-Zirkustruppe verbindet den Sport mit der Show, ihre Artisten verblüffen mit krachenden Dunks und Slapstick-Einlagen, und manchmal springt einer hoch, stützt sich akrobatisch auf den Schultern des Schiedsrichters ab und drischt den Ball aus luftiger Höhe in den Korb.

„World Tour 2019“ nennt sich die momentane Rundreise der berühmten Basketball-Tingeltruppe, und ihre Fans amüsieren sich wieder blendend ob ihrer Tricks und Hexereien. Aber so lustig wie am 22. August 1951 wird es nie wieder - denn damals haben die Harlem Globetrotters in Berlin als Krönung ihrer verrückten Würfe auch noch Jesse Owens bei Halbzeit aus einem Hub-

schrauber über dem Anstoßkreis des Olympiastadions abgeworfen.

“Die Zuschauer
schauten uns an, als
hätten wir gerade
den Weihnachts-
mann umgebracht

Nein, bitte jetzt nicht erschrecken: Der einstmals berühmteste Sportler der Welt hat sich nichts gebrochen an jenem historischen Tag, in Wahrheit ist er nach der Landung unverletzt ausgestiegen - und 75 000 Berliner riefen begeistert seinen Namen.

Sie kannten ihn. Er war ja, wie später Kennedy, so gut wie selbst ein Berliner. 1936 hatte Jesse Owens als Lichtgestalt der Olympischen Sommerspiele viermal Gold gewonnen und Adolf Hitler dabei so durcheinandergebracht, dass der Reichskanzler völlig

vergaß, den farbigen Amerikaner wie ein paar andere Sieger in der Führerloge zu empfangen. Umso mehr jubelte das Stadion. Und jetzt, bei seiner Rückkehr, also wieder. 75 052 Zuschauer. Die größte Menschenmasse, vor der jemals Basketball gespielt worden war. Und wieder ging es nicht nur um Sport. Wieder war die Politik im Spiel.

Die Show wurde zur Waffe.

Der Krieg war vorbei, dafür tobte nun der Kalte Krieg. Und so, wie die Amerikaner während der Blockade Berlins durch die sowjetische Besatzungsmacht über die Luftbrücke im Westen der geteilten Stadt aus ihren Rosinenbomben die Carepakete abgeworfen hatten, warfen sie im Rahmen der Propagandakampagne jetzt die Harlem Globetrotters und Jesse Owens ab, um der Welt zu zeigen, dass es im Kapitalismus lustiger zugeht als im Kommunismus.

Clowns mussten her. Clowns lassen die Menschen lachen. Die Ankunft eines Clowns, hat schon im 17. Jahrhundert ein englischer Heilkundler herausgefunden, ist für die Gesundheit einer Stadt wertvoller als dreißig mit Medikamenten beladene Esel. Schicken wir den Berlinern also unsere besten Clowns, sagte in Washington US-Präsident Dwight D. Eisenhower, und Außenminister Dean Acheson schickte die Harlem Globetrotters los als „Botschafter des guten Willens“ und „Missionare der guten Laune“.

„Als die Clowns in den Kalten Krieg zogen“, hieß ein Schlagzeile nach dem denkwürdigen Tag. Die Berliner wollten wieder lachen. Sechs Jahre nach der Stunde Null war ihre Freude über eine Schachtel Pralinen nur halb so groß wie die über eine Eintrittskarte zu Owens und seinen Spaßvögeln. Sie haben alles stehen und liegen lassen, um im Olympiastadion Augenzeuge dieser Weltsensation zu werden, und um die Zauberei auf dem kleinen Spielfeld noch halbwegs zu erkennen, nahmen die auf den oberen Rängen ihr Opernglas mit, sofern sie es auf dem Schwarzmarkt der Stunde Null nicht eingetauscht hatten gegen zwei Päckchen Chesterfield, drei Briketts oder vier Chewing Gums.

Die Berliner waren hungrig nach Spaß - und die Harlem Globetrotters das Maß aller Dinge.

Abe Saperstein, ein pfiffiger Geschäftsmann aus Chicago, hatte das Team um die Jahreswende 1926/27 gegründet, als afro-amerikanische Zaubertruppe in der weißen Zeit des Sports. 1926 durchschwamm die Olympiasiegerin Gertrude Ederle, die Tochter eines ausgewanderten schwäbischen Metzgermeisters, als erste Frau den Ärmelkanal. 1927 überflog Charles Lindbergh ohne Zwischenlandung den Atlantik von New York nach Paris. Und in Chicago schlug Jack Dempsey in einem der ersten Jahrhundert-

kämpfe im Schwergewicht Gene Tunney. Die Helden waren alle weiß.

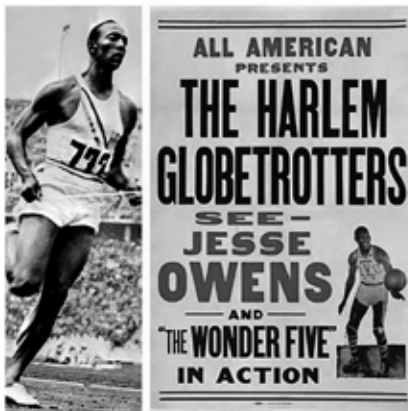
Auch Basketball war ein weißer Sport. Für die Zauberer mit der anderen Hautfarbe blieben nur die Harlem Globetrotters. Sie waren die Besten, Ende der 40er Jahre wischten sie mit den amtierenden US-Meistern, den Minneapolis Lakers, zweimal das Parkett, mitspielen durften sie in der Liga aber nicht. Also vertrieben die Diskriminierten

sich die Zeit damit, als Zirkus um die Welt zu fliegen, und sie spielten, wo immer sie willkommen waren, manchmal auf breiten Straßen und in Stierkampfarenen. Oder vor 75 000 in Berlin.

Ihr Star hieß Marques Haynes, und er hat später erzählt, wie es war im Olympiastadion. „Ehrfurchterregend“, sagte er und erinnerte sich der Hubschrauber, die über dem Stadion kreisten – womöglich in Erwartung von Störmanövern, denn den Russen jenseits des Checkpoints Charlie missfiel, dass die Amerikaner in Westberlin ihre vergnügliche Show abzogen, während es für die Ostberliner schon keine Bananen mehr gab. Als dann Jesse Owens einem der Hubschrauber entstieg, beschlug es den Zuschauern vor Rührung die Brille. Minutenlang wurde er gefeiert, er hielt eine Rede, und in einer Biografie hat Owens sich später erinnert, wie ein blonder Bub mit einem Foto kam und ihn um ein Autogramm bat. Das Foto zeigte den im Krieg gefallenen Luz Long, mit dem sich der Amerikaner während des großen Weitsprungsduells ums Gold anno `36 angefreundet hatte - und der Kleine war Karl Long, der Sohn des Toten.

Es war ein großer Tag in Berlin.

Es war auch die beste Zeit der Harlem Globetrotters. Nathaniel („Sweetwater“) Clifton, einer ihrer Stars, unterschrieb als erster Farbiger bei den New York Knicks einen NBA-Vertrag. Und Wilt Chamberlain, der alte Globetrotter, wurde später zu einem der Größten des Spiels. Wenn LeBron James, einer der heutigen NBA-Könige, gelegentlich in einem schrillen Designersakko mit kurzen Hosen, wadenhohen Socken und einer schicken Damenhandtasche aus Leder ein Interview gibt und sich zum Größten erklärt, spottet Kareem Abdul-Jabbar, das Denkmal der Los Angeles Lakers,



gerne einmal: „Erst wenn LeBron pro Spiel im Schnitt 55 Punkte macht wie einst Wilt Chamberlain, höre ich ihm zu.“

Die Harlem Globetrotters waren früher ein Sprungbrett für verheißungsvolle Talente. Heute landen die College-Jungstars direkt in der NBA, und die Globetrotters sind nur noch der kleine Zirkus, der im Schatten des großen durch die Welt zieht. Aber noch immer zaubert er vielen Menschen ein Lächeln ins Gesicht. Unter den Ehrenmitgliedern finden sich zwei Päpste und Nelson Mandela, und Magic Johnson, der alte Basketballheld der Lakers, hat einen mit einem Dollar dotierten lebenslangen Vertrag bei ihnen unterzeichnet. Auch Lionel Messi hat sich von den Harlem Globetrotters auf dem Papier verpflichten lassen. Aber zum Mitspielen ist der Argentinier zu klein, sie könnten ihn höchstens bei Halbzeit aus dem Hub-schrauber abwerfen.

Drei Dinge kann den Harlem Globetrotters jedenfalls keiner mehr nehmen: Sie gehören zur „Hall of Fame“ des Basketballs, haben ihren Stern im „Walk of Fame“ in Hollywood und ihre Fußspuren hinterlassen in der Geschichte des Kalten Kriegs. „In Wahrheit“, war sich übrigens Marques Haynes bezüglich des Berliner Spektakels anno `51 stets sicher, „waren mehr als 90 000 im Olympiastadion.“



John McEnroe

6. Oktober 2011

Jimmy Connors ist nochmal aus der Gruft der großen, alten Gefühle gestiegen. Aber auch John McEnroe greift sich auf der Altherrentour der Tennisveteranen auf besonderen Wunsch der Zuschauer gerne wieder fluchend zwischen die Beine.

„Come on, Jimbo!“

Wer behauptet bloß immer, das Tennis sei nur noch ein fades Hin- und Herprügeln des Balles? Dieser Tage war ich im Bank Atlantic Center in Fort Lauderdale und scharenweise umzingelt von Amerikanern, die sich vor Lust und Heiterkeit heiser brüllten.

„Come on, Jimbo!“

Jimmy Connors ist wieder Jimbo. Aus der Gruft der Geschichte und der großen Gefühle ist er gekraxelt, um mitzuspielen in der „Champions Se-

ries“ der alten Säcke. Mit dem Seniorenzirkus tingelt Jimbo zur Zeit durch zwölf US-Städte - und an diesem Tag in Florida verliert er zwar gegen Jim Courier, gewinnt dafür aber alle Herzen.

„Jimmy“, ruft Courier übers Netz, „die Leute vermissen deine kurzen Hosen!“ – und auf der Stelle krempelt der Altmeister zur Freude der anwesenden Damenwelt seine ohnehin schon knappen Shorts hoch, bis sie wieder so eng und sexy am Oberschenkel enden wie in den wilden 70ern. Damals hat sich Jimbo bei solchen Gelegenheiten auch noch kurz zwischen die Beine gegriffen, mit der Vor- und der Rückhand – jedenfalls kreischt das Publikum jetzt wie eh und je, während K.C and the Sunshine Band aus den Lautsprechern trällern: „That`s the way i like it.“

So mögen sie es. Jimbo dreht die Uhr um mindestens dreißig Jahre zurück, und alles ist, wie es war, die gleichen weißen Shorts, die gleichen Schuhe, das gleiche Hemd, der gleiche Haarschnitt, die gleichen altmodischen Holzschläger – selbst die Wortwechsel sind noch aus jener Zeit, als eine Verehrerin in Wimbledon einmal „I love you!“ schrie, worauf Connors mitten im Aufschlag innehielt und verheißungsvoll zur Tribüne rief: „Nach dem Match, Baby.“

Das macht Jimmy jetzt nicht mehr, schließlich ist er 59, hat eine künstliche Hüfte und sich vor ein paar Wochen das Knie sanieren lassen. Auch zu einem Grundlinienduell a la Nadal gegen Federer ist er höchstens noch eine Minute am Tag in der Lage, aber, und jetzt kommt`s: Wer lacht bei Nadal gegen Federer? Wer klopft sich auf die Schenkel? Bumm, bumm, bumm macht es, und oft genug endet so ein hochmodernes und hochathletisches Fünfsatzspiel, ohne von einem Gefühlsausbruch getrübt worden zu sein. Man muss schon froh sein, wenn Djokovic oder Nadal gelegentlich wütend das Stirnband wegwerfen – aber eher stülpen sie sich in den Pausen das Handtuch über den Kopf, um alle Emotionen zu ersticken, und als Fan holt man sich in Ruhe Popcorn.

Früher ist man als Fan hockengeblieben, denn man wusste, dass Connors irgendwann den Schiedsrichter vom Stuhl zerzt oder John McEnroe eine Linienrichterin anpflaumt: „Hast du den Job wegen deiner dicken Möpfe bekommen?“ Das Tennis fand damals nicht nur hart an der Grundlinie, sondern an besonders guten Tagen auch hart unter der Gürtellinie statt - andere Zeiten, andere Typen.

Momentan ist die AH-Truppe also auf Tour, unnötig verjüngt durch Sampras, Chang, Agassi und Wilander, aber dafür stoßen auf vielfachen Wunsch unterwegs gelegentlich Björn Borg und McEnroe dazu. Mit Connors haben sie das Tennis in den 70ern zum größten Zirkus des Sports

neben den Jahrhundertkämpfen im Schwergewicht gemacht. Was Ali, Frazier und Foreman im Ring waren, waren Connors, Borg und McEnroe auf dem Center Court, auch da flogen die Fetzen.

Unlängst hat der US-Sender HBO daran erinnert mit der Dokumentation „McEnroe-Borg: Feuer & Eis“ – darin verrät McEnroe, wie er gepackt und hingerissen war von Borgs „perfektem, göttlichem Wikingeraussehen, und



ich wollte dieselben Dinge, die er bekam, dieses große Interesse und einen Haufen Mädchen. Ich dachte: Wow, Tennisstar ist cool!“ Ursprünglich wollte McEnroe ja eigentlich Basketballstar sein, oder der zweite Mick Jagger, aber als er Borg sah, wurde er lieber Rockstar im Tennis – und zertrümmerte statt seiner Gitarren halt seine Schläger.

Big Bad John war unter den Vögeln der Verrückteste. Leichthändig hat er Tennis gespielt, im wahrsten Wortsinn mit links, und ansonsten war er garstig und ungehobelt und als fieser Flegel der

personifizierte Anschlag auf Knigges Benimmregelbuch. Er war ein grässlicher Pöbler, hat sich notfalls sogar das Schreien von Kleinkindern auf der Tribüne verboten – aber auf jeden Fall dafür gesorgt, dass Tennis nicht nur großer Sport, sondern auch großes Theater war, und schrille Oper, mit Tobsuchtsanfall und Schreikampf. Alle waren empört.

Bis auf die, die fasziniert waren.

McEnroe und Connors haben den Fan stets einbezogen in ihr Spektakel. Er war Teil des Spiels und der Show, die Emotionen drunten auf dem Platz breiteten sich wie ein Lauffeuer aus bis hoch auf die fiebernde Tribüne, und mancher Wortwechsel war spannender als die Ballwechsel. „Kämpfen, Jimmy!“, schrie einmal ein Zuschauer, und Connors drehte sich um und brüllte zurück: „Kann ich sonst noch was für dich tun, Kumpel?“

Kundendienst. Für den garantiert er auch jetzt wieder, auf der Altherrentour. Die Beine sind müde, die Hüfte ist neu, das Knie morsch, aber wo die Nadals nur noch nüchtern die Schläger sprechen lassen, spielt Connors Tennis immer noch mit vollem Mund, jederzeit bereit zum Flirt mit dem Fan.

Kurz vor Schluss. Der Alte wankt. Er atmet schwer. „Sind Sanitäter da?“ ruft Connors dramatisch, mit bebender Brust – und es ist wieder fast so

lustig wie damals, als er noch voll im Saft stand und sich nicht ans Herz, sondern zwischen die Beine griff, und vor allem im Ton vergriff.

Geht diese Begeisterung jetzt zu weit? Finden Sie, dass es eine jämmerliche Schande ist, den verloren gegangenen Zeiten mit diesen alten, boshaften Rüpel'n wie Jimbo und Big Mac nachzutruern?

Ich schäme mich ja.



Biertisch im Stadion Larnaca 1979: 7 Reporter, 1 Telefon

Frühjahr 2021: Ein Nachwort

50 Jahre Geschichte(n). 50 Jahre Sport. Die Reise geht zu Ende, dieses Buch auch, und viele werden sich fragen: War früher alles besser? Die richtige Antwort heißt: Früher war alles anders. Auch der Sportjournalismus. Franz Beckenbauer hat, wie ich, noch den vor 50 Jahren kennengelernt - und Sie müssten sein fassungsloses Gesicht gesehen haben, als er nach langer Zeit wieder einmal eine Pressekonferenz im DFB-Camp besuchte.

„Wie sich die Welt verändert hat“

Wenn man älter wird, räumt man langsam das Haus auf, und beim Kruscheln ist mir kürzlich ein Foto von anno Tobak aus dem Schuhkarton gefallen - genau gesagt ist es von 1979, und es zeigt sieben Stuttgarter Fußballreporter, die mit gespitzten Bleistiften über ihren Notizblöcken sitzen.

Nein, nicht auf der Tribüne.

An einem Biertisch.

Der VfB Stuttgart gastiert an dem Tag im UEFA-Cup im zyprischen Larnaca, und der Biertisch steht direkt am Spielfeldrand. Auf dem Tisch steht ein schwarzes Telefon für alle. Irgendwann klingelt es. Der Kollege Bruno Bienzle aus der Heimatredaktion ist dran, er will wissen, wie es steht und läuft - und weil sich der VfB-Stürmer Walter Kelsch direkt vor unserem Biertisch gerade beugt, um den Ball zum Einwurf aufzuheben, rufe ich ihm zu: „Walter, kannst du mal kurz?“

Mein Veteranengedächtnis hält mich normalerweise nicht zum Narren, und lange hätte ich geschworen, dass der Vorfall mit dem Schlusspfiff zusammenfiel. Aber mein damaliger Nebensitzer Claus-Peter Andorka, der heute Pressechef beim Porsche-Tennisturnier in Stuttgart ist, besteht vierzig Jahre später darauf, dass es unmittelbar vor dem Halbzeitpfiff war - eines ist jedenfalls sicher: Kelsch nahm den Hörer („Bruno, was willst du wissen?“), gab einen ersten Stimmungsbericht und das Nötigste geschwind durch, und offen bleibt nur die Frage, ob er den Einwurf danach noch ausgeführt hat oder der Abpfiff zum Pausentee dazwischenkam.

Die Geschichte hört sich an wie die vom Grizzlybär, der sich in einer Bar in Alaska einen doppelten Whisky bestellt. Aber so ist das mit vielen Geschichten von gestern - und weil auch ich von gestern bin, kann ich noch ein paar andere erzählen, die man einem modernen Menschen von heute eigentlich nicht zumuten kann.

Sogar den Mannschaftsbus hat man sich als Journalist in jenen naturbelassenen 70er Jahren mit den Fußballern noch geteilt, und einmal saß ich auf der Heimfahrt von einer VfB-Auswärtspleite in der zweiten Liga beim FC Bayern Hof neben dem geknickten Torjäger Ottmar Hitzfeld. Irgendwann packte er seine Sporttasche aus und sagte: „Essen müssen wir trotzdem.“ Dann putzten wir die Wurstbrote weg, die ihm Beatrix Hitzfeld daheim dick belegt und bestrichen hatte.

Gut in diese untergegangene Zeit passt auch die Geschichte mit meinem Chefredakteur Schlüter bei „Sonntag aktuell“, der uns vom Sport samstags immer mahnte: „Vergesst nicht, bei den Bundesligafotos die Trikotwerbung zu übermalen, kostenlose Reklame gibt's nicht.“ Also schmierte ich mit dem Deckweiß und dem Pinsel aus dem Make-up-Etui der Redaktionssekretärin dem HSV-Star Felix Magath das „BP“, dem VfB-Zauberer Hansi Müller das „Canon“ oder dem Bayernstopper Katsche Schwarzenbeck das „Magirus-Deutz“ von der Brust.

Es ging zu wie zu Kaisers Zeiten. Sogar der Kaiser selbst schüttelt beim Rückblick den Kopf, zwar nicht mehr Kaiser Wilhelm, aber Kaiser Franz. Bei der WM 2010 beglückte er in Südafrika einmal unsere Pressekonferenz im

DFB-Camp, startete auf die circa 200 Reporter und 50 Kameras und meinte: „Wie sich die Welt verändert hat.“ Das war nicht mehr die WM-Welt von 1974, als der junge Kaiser noch dunkelhaarig vor einer Handvoll Griffelspitzer saß, um ihnen das 0:1 gegen die DDR zu erklären - „fünf Journalisten waren `s, im Hinterzimmer einer Gaststätte in Malente haben wir denen mitgeteilt, was wir für einen Mist wir gespielt haben.“

Auch vier Jahre später, bei der WM 1978 in Argentinien, war das Heer der Reporter noch überschaubar, mit der Mannschaft wohnten wir im DFB-Camp in Ascochinga unter einem Dach. Wenn ich von Torjäger Klaus Fischer abends um halb zehn noch rasch etwas wissen musste, ging ich im Pyjama geschwind hinüber, klopfte an die Tür, und Fischer sagte: „Was, auch noch auf? Hereinspaziert!“ Mit Ersatztorwart Dieter Burdenski kam es im Keller zu zermürenden Tischtennisduellen, und einen Stock höher in der Bar brachte mir Katsche Schwarzenbeck das Schafkopfen bei.

Wir waren vermutlich die letzten Romantiker. Der computergesteuerte Journalismus war noch Zukunftsmusik, man hat seinen Spielbericht in ein Nachkriegsmodell der Reiseschreibmaschine „Olympia“ gehackt und über ein Stadiontelefon oder, sofern man genug Münzen parat hatte, aus einer öffentlichen Telefonzelle in die Textaufnahme in der Redaktion durchdiktiert. Mit der Buschtrommel haben wir kommuniziert und unsere Texte mit Pfeil und Bogen in die Heimat geschossen.

Wolfgang Niersbach war auch dabei. Der spätere DFB-Präsident war seinerzeit noch Jungreporter beim „Sport-Informationsdienst“, hat sich im „sid“-Büro um das Weiterleiten der Texte von uns Lagerreportern ge-

„Manchmal bekam den Text für die Münchner Abendzeitung aus Versehen das Hamburger Abendblatt.“

kümmert und uns zum Abliefern einen strengen Zeitplan verordnet. Niersbachs Adjutant Mariano sammelte die Manuskripte dann ein und karrte sie mit dem Auto über die Schotterpiste ins 75 Kilo-

meter entfernte Cordoba, wo ein paar pfffige Argentinierinnen auf einer uralten Telexmaschine alles abgeschrieben haben auf Lochstreifen, und anschließend ratterte der Fernschreiber und spuckte die Texte in den deutschen Redaktionstuben wieder aus.

„Manchmal“, erinnert sich Niersbach, „wurden die Lochstreifen auch verwechselt, und den Text für die Münchner Abendzeitung bekam aus Versehen das Hamburger Abendblatt.“

Auch er litt gelegentlich. Ende 1980 wollte er von einer Länder-spielreise aus Montevideo einen Exklusivknüller in die Heimat durchgeben. „Aber fünf Stunden lang saß ich nur auf der Bettkannte. Keine Verbindung. Ich hätte das Hotel kurz und klein schlagen können.“ Noch bei der EM 1992 musste Niersbach, inzwischen DFB-Presseschef, mit der monströsen Ur- und Totschlagsvariante des späteren Handys telefonieren. „Es war eines



dieser Funksprechgeräte wie bei der Bundeswehr. Es lag mir wie ein Brikett schwer in der Tasche, und die Hose hat es mir bis zum Knie runtergezogen.“

Kurz: Der Fußball war früher nichts für Feiglinge. Unerschrockene waren als Reporter gefragt, und auf einem anderen Schnappschuss in meinem Schuhkarton, einem vergilbten dpa-Foto von 1978 aus dem Pressezentrum in Buenos Aires, sitzt einer davon neben mir: Günter-Peter Ploog. Er wuchs mir damals sofort ans Herz, denn er hatte beim Interviewen das gewisse Etwas. Später, als ZDF-Reporter, wurde er von Otto Rehhagel einmal angegiftet: „Schwachsinnige Frage.“ Ploog verzog keine Miene und entgegnete: „Es gibt auch schwachsinnige Antworten.“

Ploog ist tot, und auch viele Interviews sind inzwischen nicht mehr ganz so lebendig. Immer öfter finden sie im Plauderton statt, geführt von Fragern, die sich als Rädchen im großen Zirkusgetriebe des Millionensports betrachten, als Claqueure und Stichwortgeber. Allerdings, hat der ZDF-Moderator Michael Steinbrecher anlässlich seines Ausstiegs aus dem „Sportstudio“ zu bedenken gegeben, „geht der Wunsch nach Gefälligkeit nicht von den Journalisten aus, sondern von einem System, das PR-Journalismus erwartet.“

Der einstige ZDF-Sportchef und „Tagesthemen“-Moderator Hanns Joachim Friedrichs dreht sich jedenfalls im Grab um. „Immer dabei sein, nie dazugehören“ hieß dessen tägliche Predigt, aber als Amen in der Kirche wurde sein Grundsatz dann immer weniger anerkannt, und sein rasender ZDF-Reporter Rolf Töpferwien schaffte es sogar durchaus zur Kühlerfigur einer neuen Glaubensrichtung. Er hat mir sein harmonisches Verhältnis zu den Fußballern einmal so erklärt: „Ich gehe zu den Jungs in deren Stammkneipen, und da spüren die dann beim Bier: Der Töpfi hat ja die gleichen

Interessen wie ich, der kennt die Hitparade, und der pfeift auch mal einer tollen Frau nach.“ Sein Credo („Wer Abstand hält, erfährt nichts“) trieb seinen ZDF-Kollegen Reif, Palme oder Bouhs zwar den Schweiß auf die Stirn, aber umso vergnügter reagierten die Fußballfans, wenn Töppi seine bunten Stories heranschleppte. Einmal interviewte er den Weltmeister Andreas Brehme im Trainingslager, und es ging um die schreckliche Einsamkeit der Spielerfrauen daheim.

„Ihre Frau“, sagte Töppi zu Andy, „ist nicht begeistert von dieser langen Trennung von Tisch und Bett.“

„Vom Tisch geht's ja“, antwortete Brehme, „aber vom Bett isses halt schlecht.“

Bei einem solchen Dialog klopfen sich mehr Zuschauer auf die Schenkel als, sagen wir mal, bei der Aufdeckung eines Dopingskandals. Wer als Journalist Letzteres anstrebt, lebt auch nicht ganz so unbeschwert, fragen Sie Hajo Seppelt - als investigativer ARD-Reporter schaut der jeden Abend, bevor er schlafen geht, sicherheitshalber unters Bett.

Ich bewundere den Kollegen für seinen Mut. Meiner war in der Hinsicht schnell verbraucht. 1976 hatte ich als Sportjournalist gerade angefangen, als mir der Ringer Eduard Giray vertrauensvoll einen „Ernährungsplan“ vorlegte, mit dem ihn der Freiburger Mediziner Dr. Armin Klümper für die Olympischen Spiele in Montreal präparierte. „Was ist denn das alles?“, fragte Edi. Ich legte den umfangreichen Pillenplan einem Apotheker vor,



und dessen Antwort habe ich dann beschrieben, worauf Klümper mit Klage drohte. Die ist dann zwar ausgeblieben, aber die Dopingbekämpfung habe ich relativ schnell anderen überlassen und mich zu diesem Entschluss spätestens beglückwünscht, als ich 2016 die Meldung las: „ARD-Journalist Hajo Seppelt stand bei den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro unter Personenschutz. An seiner Seite bewegten sich zwei Leibwächter, die zur brasilianischen Spezialeinheit Batalhao de Operacoes Policiais Especiais gehörten, einer Elitegruppe der Militärpolizei von Rio.“



Dietterle, Beck, Allgöwer

So wird der Sportjournalismus, dieser alte Traumberuf, langsam zum Risikoberuf. Keine private Unfallversicherung nimmt uns nach dieser Schreckensnachricht noch auf, als sicherer eingestuft werden mittlerweile sogar die Dachdecker, Hochseilartisten, Löwenbändiger und Bombenentschärfer. Dabei standen wir früher weit oben in den Top 50 der gefahrlosen Berufe, auf Augenhöhe nahezu mit den evangelischen Pfarrern - nichts hatten wir zu befürchten, höchstens ein blaues Auge, wenn sich einer aufregte wie Diego Maradona. Mit einem lauten „Hurensohn“ auf den Lippen fuhr der gerne Reportern mit dem Auto über den Fuß, traf sie mit gestrecktem Bein dort, wo es uns Männern wehtut oder schoss auf Berichterstatter mit dem Luftgewehr. Man machte sich als Journalist immer öfter Feinde. Und, wenn man seinen Beruf ernst nimmt, selten Freunde. Ich habe zwei.

Und beide sind, Sie erraten es, von gestern.

Der eine ist Karl Allgöwer. Die älteren Fußballfans kennen ihn als „Knallgöwer“, und schon als Jungreporter hatte ich eine Schwäche für seine phänomenale Schusskraft, aber seine ganze Art kommt mir entgegen. Er sammelt beispielsweise Geld für den Verein „Kinderladen“, und jedes Jahr radelt er bei der „Tour Ginkgo“ mit. Ein Ginkgobaum war die einzige Pflanze, die 1945 nach der Atombombe auf Hiroshima dort einfach weiterwuchs, einen Kilometer entfernt vom Abwurfort, als wollte sie dem menschlichen Irrsinn trotzen. Jedenfalls mag ich Allgöwer. Bei der WM 1986 in Mexiko, als wir Journalisten mit den Spielern noch ein letztes Mal unter einem Dach hausten, teilten wir uns meinen klapprigen VW, und einmal nahm er Karlheinz

Förster mit, den beinharten Stopper. Unterwegs überholten die beiden Paul Breitner, der sich zu Fuß durch die Hitze quälte. Exweltmeister Breitner war inzwischen „Bild“-Kolumnist und ein gnadenloser Förster-Kritiker, und einer der beiden Stuttgarter sagte: „Sollen wir ihn mitnehmen?“

„Der ist gut zu Fuß“, winkte der andere ab.

Hartherzig ließen sie Breitner fast verdurstend zurück. Aber ich habe Allgöwer verziehen und später einen Altherrenstammtisch mit ihm gegründet, dem auch Helmut Dietterle angehört, mein zweiter Freund aus dieser anderen Zeit in einer anderen Welt. Er war der erste Fußballer, der meinen Weg kreuzte, als ich 1976 als Sportreporter anfang, er spielte beim VfB und verriet mir: „Wenn Du mit Dieter Hoeneß Doppelpass spielen willst, mußt du ihn anschießen.“ Er wusste, was ihm vom großen Blondem dafür blühte, hat mir den Satz aber trotzdem zur Veröffentlichung freigegeben, ohne Zensur.

Heute zensiert einen jeder, der es kann. Bei der WM 2010 habe ich in Südafrika mit zwei Kollegen einer namhaften Zeitung zusammengelebt und musste sie trösten, als eines ihrer Interviews von der DFB-Presseabteilung gnadenlos zurechtgetrimmt wurde. Und nicht nur das. Einer wartete einmal stundenlang auf den vom DFB-Pressechef Stenger versprochenen Anruf des Bundestrainers für ein Kurztelefonat. Mit dem Redaktionsschluss im Nacken hakte der Reporter irgendwann aufgeregt nach, und Stenger teilte ihm ungerührt mit: „Es geht jetzt doch nicht.“

Reporter: „Wie bitte?“

Stenger: „Ich muss Ihnen das nicht erklären.“

Worauf der Reporter, inzwischen arg unter Zeitdruck, die Lautstärke an-

hob: „Doch, das müssen Sie, denn Sie lassen mich hängen!“ Auf den letzten Drücker hat es mit Jogi Löw dann doch geklappt, es blieb gerade noch Zeit

“Wie bitte? - Ich muss Ihnen das nicht erklären

für ein paar hingehuschte Fragen, und fünf Minuten vor Textschluss hat der Reporter die Antworten des Bundestrainers nach Deutschland durchgehechelt und sich anschließend mit einem Nervenzusammenbruch hingelegt.

Das sind diese modernen Momente der Gegenwart, in denen man als Journalist den Zeiten nachtrauert, als Kaiser Franz und Bomber Müller noch eigenhändig die Torlatten auf den Platz getragen, die Seitenlinien mit Sägmehl gestreut und den Ball noch selbst aufgepumpt haben - und in denen man beim Lokalblatt einfach die Treppe hochging, dem Chefredakteur sagte, dass man Journalist werden will, und der antwortete: „Schreib mal

was zur Probe.“ Und man hat dann schnell etwas über Muhammad Ali geschrieben, wurde eingestellt und durfte zwei Tage später seinen ersten Bericht schreiben, über eine Goldene Hochzeit in Strümpfelbach im Remstal. Die Jubilarin hat mir zum Abschied zwei Mark in die Hand gedrückt und gesagt: „Das isch für Sie.“

Die alte Frau hatte Mitleid. Sie konnte ja nicht ahnen, dass ich gerade meinen Traumberuf ergriffen hatte, der meinen Voraussetzungen perfekt entgegenkam. Während man heutzutage als Journalist mindestens Philosophie oder Altchinesisch mit summa cum laude absolviert haben muss, waren die einzigen Bedingungen damals ein abgebrochenes Studium, eine peinliche Halbbildung und die richtige Antwort auf die Frage, ob ein Ball rund oder eckig und außen aus Hartgummi oder aus Sperrholz ist – wer es wusste, durfte mit Griffel, Notizblock und Leidenschaft sofort losziehen und der Welt den Fußball erklären.

Es ist gut gelaufen.

Und alles wegen Ali.

DER AUTOR



Oskar Beck, Jahrgang 1949, stammt aus dem Remstal. Über ein Volontariat bei der Waiblinger Kreiszeitung fand er 1971 den Weg in den Journalismus. 1976 wechselte er zu den Stuttgarter Nachrichten und war dort von 1980 bis 1987 Sport-Ressortleiter. Danach war er als freier Autor regelmäßig tätig für SPORTS, Sport-Illustrierte, SPORT, „Sport“ (Zürich), „HörZu“, „Welt“ und „Welt

am Sonntag“. Seine Montagskolumne „Querpass“ erscheint seit 2003 in der „Welt“. Seit 1996 wöchentlicher Kolumnist in der Stuttgarter Zeitung. Als Berichterstatter war er langjähriger Begleiter der deutschen Fußball-Nationalmannschaft und unter anderem bei zehn Fußball-Weltmeisterschaften vor Ort, außerdem bei acht Superbowl-Endspielen im US-Football und diversen Olympischen Spielen.

Oskar Beck hat mehrere Bücher veröffentlicht („Drei unten, drei oben“, „Jahrhunderthelden“, „Profi auf Stellensuche“) und an verschiedenen WM-Bänden und Sportpublikationen mitgewirkt. Für seine Arbeit hat er zahlreiche Journalistenpreise erhalten - und im Buch „Mensch, VfB“ von seinem Heimatklub bescheinigt bekommen, dass ihn der frühere VfB- und DFB-Präsident Gerhard Mayer-Vorfelder aufgrund seines pointierten und nicht immer bequemen Schreibstils für die „Stradivari unter den Arschgeigen“ hielt. Oskar Beck lebt in Weilheim an der Teck.

BILDNACHWEISE

Der Autor und der Verlag danken den folgenden Fotografen sehr herzlich für die freundliche Unterstützung:



Pressefoto Baumann

Die Ludwigsburger Agentur, gegründet in den 1950ern, erlangte dank Erich Baumann und Sohn Dieter Weltgeltung. Für Aufsehen sorgten ihre WM- und Olympiabildbände und ersten Preise beim „World Press Photo“, die beide Baumann Männer gewannen. Auch die heutigen Inhaber

Hansi Britsch und Alexander Keppler (auf dem Foto rechts neben Volker Müller) wurden bei Wettbewerben dekoriert, desgleichen Julia Rahn.

Seiten 19, 22, 26, 36, 45, 60, 78, 82, 84, 85, 87, 89, 101, 110, 113, 116, 120, 127, 129, 136, 145, 149, 152, 154, 155, 157, 160, 162, 169, 171, 176, 189, 191, 200, 203, 216, 219, 221, 223, 227, 234, 237, 241, 243, 245, 248, 255, 264, 270, 275, 278, 282, 283, 289, 292, 295, 298, 303, 317, 320, 322, 325, 327, 329, 333, 335, 338, 339, 343, 345, 351, 364, 366, 369, 371, 375, 381, 400, 402, 407.



Paul Zimmer

Der Stuttgarter gilt weltweit als einer der führenden Tennisfotografen. Nach seiner Ausbildung in der Baumann-Schule startete er in den 1980ern als enger Wegbegleiter von Steffi Graf und Boris Becker den eigenen Aufstieg. Ausgezeichnet mit ersten Preisen beim deutschen VDS-„Sportfoto des Jahres“ und dem internationalen AIPS-„Weltfoto des Jahres“. War Präsident des Weltverbands der Tennisfotografen.

Seiten 96, 100, 104, 106, 131, 133, 135, 298, 403, 412, 414.



Uli Reinhardt

Der Gründer der Reportageagentur „Zeitenspiegel“ in Weinstadt-Endersbach hat sich einen Namen gemacht mit seinen Fotos in „Stern“, „Spiegel“, „Geo“ und „Focus“, vor allem als Krisen- und Kriegsberichterstatte von allen Brennpunkten dieser Welt. Spätestens seit er einen Fronteinsatz für den „Stern“ in der somalischen Hauptstadt Mogadischu überlebt hat, schätzt er die Erholung und Ablenkung durch den Sport.

Seiten 41, 204, 226, 387.



Picture Alliance (dpa)

<https://www.picture-alliance.com>

Die dpa Picture-Alliance GmbH ist als 100%iges Tochterunternehmen der dpa Deutsche Presse-Agentur eine der führenden Bildagenturen in Deutschland. Sie stellt mehr als 100 Millionen Bilder von über 300 Partneragenturen weltweit zur Verfügung.

Seiten 13, 17, 30, 34, 39, 48, 52, 54, 56, 60, 65, 68, 73, 79, 93, 120, 122, 123, 125, 140, 159, 167, 173, 177, 180, 183, 190, 193, 197, 208, 212, 230, 251, 259, 268, 272, 285, 301, 308, 312, 353, 359, 362, 379, 383, 396, 398, 410, 420.

Weitere Bildnachweise

Sven Creutzmann: *Seite 188.*

Luca Wodtke: *Seiten 21, 405.*

Oskar Beck privat und Sonstige: *Seiten 16, 24, 47, 50, 51, 77, 80, 91, 95, 100, 102, 108, 164, 185, 206, 214, 261, 281, 324, 341, 348, 391, 394, 416, 419, 421.*

ABDRUCK

Kolumnen, Erzählungen und Reportagen von Oskar Beck sind in folgenden Zeitungen und Zeitschriften erschienen:

Stuttgarter Nachrichten, Stuttgarter Zeitung, Sonntag Aktuell, SPORTS, Sport-Illustrierte, SPORT, Stern, Berliner Zeitung, Die WELT, WELT am SONNTAG, Financial Times Deutschland, Süddeutsche Zeitung, SportBild, HörZu, Saarbrücker Zeitung, KICKER, Mittelbadische Zeitung, DFB-Magazin „Club der Nationalspieler“, Basler Zeitung (Schweiz), Sport (Schweiz), Aargauer Zeitung (Schweiz), BLICK (Schweiz), Sonntags-BLICK (Schweiz).

PERSONENREGISTER A-Z

A

Agassi, Andre (S. 131, 134)
Ali, Muhammad (S. 13-16, 32, 34,
197-199, 278-281)
Ancelotti, Carlo (S. 120-122)

B

Bach, Dr. Thomas (S. 314)
Bachramov, Tofik (S. 94, 129)
Barnerssoi, Tobias (S. 73, 74, 76)
Basler, Mario (S. 152, 154)
Baumann, Dieter (S. 169-172)
Beamon, Bob (S. 30-35)
Beckenbauer, Franz (S. 43-47, 54,
90, 138, 216-219, 241/242)
Becker, Boris (S. 41, 104-109)
Beckham, David (S. 57/58)
Behr, Matthias (S. 312-316)
Best, George (S. 180-184)
Blickensdörfer, Hans (S. 21, 148-
151, 279)
Blin, Jürgen (S. 359-361)
Boateng, Jerome (S. 234)
Bolt, Usain (S. 285-288)
Boninsegna, Roberto (S. 53/54)
Brady, Tom (S. 29, 123-126,
Brehme, Andreas (S. 289-291,
419/420)
Breitner, Paul (S. 46, 272-277,
421/422)
Brundage, Avery (S. 32, 33)
Burdenski, Herbert (S. 77-80)

C

Calmund, Reiner (S. 255-258,
368/369)
Canellas, Horst Gregorio (S. 173-
177)
Carlos, John (S. 30-35)
Cash, Johnny (S. 122)
Castro, Fidel (S. 114)

Cerne, Rudi (S. 253)
Connors, Jimmy (S. 412-415)
Cruyff, Johan (S. 154/155, 274/275,
308-311)

D

Dagge, Eckard (S. 156)
Daum, Christoph (S. 387-390)
Deckarm, Joachim (S. 325-329)
Derwall, Jupp (S. 247)
Dienst, Gottfried (S. 94)
Dittrich, Olli (S. 54, 128/129)
Dietrich, Marlene (S. 266)
Djokovic, Novak (S. 298-302)
Drechsler, Heike (S. 169-172)
Dundee, Angelo (S. 15/16, 123,
185-188)

E

Eberl, Max (S. 117)
Eckel, Horst (S. 19)
Ederle, Gertrude (S. 259-263)
Edwards, Harry (S. 32)
Effenberg, Stefan (S. 120/121)
Eigendorf, Lutz (S. 171)
Einstein, Albert (S. 36, 37, 266)
Evans, Lee (S. 33, 34)

F

Fendrich, Rainhard (S. 14)
Finger, Edi (S. 339-342)
Fischer, Gotthilf (S. 100-104)
Förster, Karlheinz (S. 159)
Foreman, George (S. 30-35, 63,
188, 385)
Foth, Dr. Eberhard (S. 77-80)
Francis, Charlie (S. 71/72)
Frankenfeld, Peter (S. 141)
Frazier, Joe (S. 13-16)
Friedrichs, Hanns-Joachim (S. 419)

G

Gabriel, Sigmar (S. 121)
Garrincha (S. 152, 155)

Giggs, Ryan (S. 114)
Götze, Mario (S. 19/20)
Graf, Peter (S. 132/133)
Graf, Steffi (S. 131-135)

H

Haan, Arie (S. 164-168)
Häfner, Reinhard (S. 375-378)
Haller, Helmut (S. 93-95)
Harris, Richard (S. 17/18)
Hartmann, Waldemar (S. 279, 345, 359-361)
Hary, Armin (S. 285-289)
Heller, Andre (S. 44)
Herberger, Sepp (S. 151, 246/247)
Heynckes, Jupp (S. 295-297)
Hill, Terence (S. 49, 51)
Hirsch, Miguel (S. 46)
Hitzfeld, Ottmar (S. 18, 417)
Hölzenbein, Bernd (S. 102, 166)
Hoeneß, Dieter (S. 67, 69)
Hoeneß, Uli (S. 46, 65-67, 92, 272-277, 296, 329-334)
Hofmann, Richard (S. 82-86)
Hofmann, Willi O. (S. 15)
Hopp, Dietmar (S. 116-119)
Hrubesch, Horst (S. 362-365)
Huberty, Ernst (S. 3353-357)
Hummels, Cathy (S. 58)
Hurst, Geoffrey (S. 94)

I

Illgner, Bodo (S. 348-352)
Ivanovic, Ana (S. 403-406)

J

James, LeBron (S. 230-233)
Johnson, Ben (S. 68-72, 336/337)

K

KKahn, Oliver (S. 200-203)
Khedira, Sami (S. 322-324)
Kindermann, Hans (S. 173-179)
King, Billie Jean (S. 298-302)

Klein, Abraham (S. 342)
Klinsmann, Jürgen (S. 264-267)
Klitschko, Vitali (S. 40, 61)
Klitschko, Wladimir (S. 60-64)
Klose, Miroslav (S. 152-156)
Kournikova, Anna (S. 98/99)
Krankl, Hans (S. 159, 339-342)
Kreitlein, Rudolf (S. 396-399)
Kürten, Dieter (S. 46, 250-254)

L

Lattek, Udo (S. 46)
Lewis, Carl (S. 70-72)
Lewis, Ray (S. 215)
Libuda, Reinhard (S. 21)
Lineker, Gary (S. 237-240)
Löw, Joachim (S. 26-29, 37, 38, 221-225)
Lübke, Heinrich (S. 95)
Lopez, Jennifer (S. 212-215)

M

Magath, Felix (S. 24)
Maier, Sepp (S. 165/166)
Mailer, Norman (S. 14/15)
Maradona, Diego (S. 22-25, 71, 110-115, 211, 359-361)
Materazzi, Marco (S. 379-382)
Matthäus, Lothar (S. 289-291, 405)
Mayer-Vorfelder, Gerhard (S. 223-225)
Merkel, Angela (S. 189-192)
McEnroe, John (S. 108/109, 412-415)
Menotti, Cesar Luis (S. 111, 154/155)
Merkel, Max (S. 208-211, 340)
Messi, Lionel (S. 90, 234-236)
Messner, Reinhold (S. 204-207)
Michel, Rudi (S. 94)
Miller, Bode (S. 155)
Mittermaier, Rosi (S. 241-244)
Mourinho, Jose (S. 36-38)
Müller, Gerd (S. 44, 53, 54, 87-92, 102/103)

N

Namath, Joe (S. 125)
Netzer, Günter (S. 29, 53, 216-220, 344/345)
Neudecker, Wilhelm (S. 28)
Niersbach, Wolfgang (S. 418/419)
Norman, Peter (S. 30-35)
Nowitzki, Dirk (S. 371-374)

O

Overath, Wolfgang (S. 218/219)
Owens, Jesse (S. 407-411)

P

Pacheco, Ferdie (S. 62/63)
Pele (S. 193-196)
Petkovic, Andrea (S. 98)
Planer, Max (S. 391-395)
Podolski, Lukas (S. 73-75)
Precht, Richard David (S. 19)
Puskas, Ferenc (S. 226-229, 350/351)

R

Ramos, Sergio (S. 54, 58)
Rauschenbach, Hans-Joachim (S. 159)
Rangnick, Ralf (S. 282-284)
Rehhagel, Otto (S. 247, 302-307, 419)
Ribery, Franck (S. 248)
Rivera, Gianni (S. 55)
Rommel, Manfred (S. 105)
Ronaldo (S. 282-284)
Ronaldo, Christiano (S. 145-147)
Rummenigge, Karlheinz (S. 59)

S

Sammer, Matthias (S. 366-370)
Sartre, Jean-Paul (S. 37)
Schachner, Walter (S. 158/159)
Schmeling, Max (S. 47)
Schnellinger, Karl-Heinz (S. 54/55)
Schön, Helmut (S. 83, 217, 275)

Scholz, Gustav (S. 140-144)
Schröder, Gerhard (S. 189-192)
Schulz, Axel (S. 63)
Schulz, Willi (S. 344)
Schumacher, Harald (S. 245-249)
Schumacher, Michael (S. 292-294)
Schwarzenbeck, Hans-Georg (S. 44/45, 136-139)
Schweinsteiger, Bastian (S. 403-406)
Seeler, Uwe (S. 127-130, 323/324)
Shakira (S. 212-215)
Sharapova, Maria (S. 95-99)
Simpson, O.J. (S. 126)
Smith, Tommie (S. 30-35)
Socrates (S. 153)
Spencer, Bud (S. 48-51)
Stallone, Sylvester (S. 197-199)
Steinhaus, Bibiana (S. 400-402)
Stenger, Harald (S. 75/76, 422)

T

Tiriac, Ion (S. 106, 109)
Thurn und Taxis, Fritz von (S. 305/306)
Töpperwien, Rolf (S. 419/420)
Trapattoni, Giovanni (S. 27)
Trump, Donald (S. 26)
Tyson, Mike (S. 39-42, 383-386)

U

Ulrich, Jan (S. 335-338)
Ustinov, Sir Peter (S. 289)

V

Valerien, Harry (S. 46/47)
Völler, Rudi (S. 164/165, 219/220, 343-347)
Vogts, Hans-Hubert (S. 309)

W

Walser, Martin (S. 107)
Walter, Fritz (S. 76, 226-229, 317-321)

Wepner, Charles (S. 197-199)
Will, Anne (S. 89)
Williams, Serena und Venus (S. 131-135)
Winkler, Hans-Günther (S. 85, 268-271)
Witt, Katarina (S. 160-163)

Z

Zidane, Zinedine (S. 24)

UND ALLES WEGEN ALI

Die Geschichten, die Oskar Beck aufgeschrieben hat, erzählen nicht nur von Helden und strahlenden Siegern im Sport. Er porträtiert unterhaltsam und feinfühlig Menschen. Als Journalist ist er vielen von ihnen persönlich begegnet. Oskar Beck ist ein humorvoller und unbestechlich-kritischer Zeitzeuge der Entwicklungen in Sport und Gesellschaft.



Namen und Geschichten:

Muhammad Ali
Maria Sharapova
Bud Spencer
Joe Frazier
Diego Maradona
Joachim Löw
Tommie Smith
David Beckham
John Carlos
Bob Beamon
George Foreman
Mike Tyson
Franz Beckenbauer
Wladimir Klitschko
Uli Hoeneß
Ben Johnson
Lukas Podolski
Gerd Müller
Boris Becker
Carlo Ancelotti
Tom Brady
Uwe Seeler
Steffi Graf

Gustav Scholz
Cristiano Ronaldo
Miroslav Klose
Katarina Witt
Dieter Baumann
George Best
Pele
Oliver Kahn
Vitali Klitschko
Reinhold Messner
Max Merkel
Günter Netzer
LeBron James
Lionel Messi
Gary Lineker
Rosi Mittermaier
Harald Schumacher
Reiner Calmund
Jürgen Klinsmann
Hans Günther Winkler
Paul Breitner
Armin Hary
Andreas Brehme

Michael Schumacher
Jupp Heynckes
Billie Jean King
Otto Rehhagel
Jimmy Connors
Johan Cruyff
Fritz Walter
Sami Khedira
Joachim Deckarm
Jan Ullrich
Hans Krankl
Rudi Völler
Bodo Illgner
Horst Hrubesch
Matthias Sammer
Dirk Nowitzki
Reinhard Häfner
Marco Materazzi
Christoph Daum
Bibiana Steinhaus
Bastian Schweinsteiger
Ana Ivanovic
John McEnroe

ISBN 978-3-9820948-2-3



Editions Debuts

€ 29,00 (D)

ISBN: 978-3-9820948-2-3